Biogr. 3198 e

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

11 8. 88. 89

<36606879060011

<36606879060011

Bayer. Staatsbibliothek

Auch eine Jugend.

Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Standpunkt.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß gerade auf jener Stufe des Alters, wo man von den Ergebnissen seines Lebens unbefriedigt zu werden anfängt, doch die Erinnerungen aus demselben einen anmuthigen Reiz gewinnen, und als abgeschlossene, zusammenhangende Thatsachen von eigenthümlicher Bedeutung unsere Betrachtung anziehen. Die Träume, die Erwartungen und Ansprüche der frühesten Jugend hatten aus dem Fernblick in eine lange Zukunft beiweitem den Zauber nicht, der die frohen und schmerzlichen Schickungen zurückgelegten Lebens umgaukelt, wenn man aus höhern Jahren auf sie zurückblickt. Da fällt denn auch die Salomonische Weisheit, daß doch Alles eitel unter der Sonne sei, uns nur dicht vor die Füße, und nimmt jenen

Ablagerungen unserer Vergangenheit nichts von der Poesie, die sie in der Entfernung, wie die Berge ihren bläulichen Duft, annehmen. Abgeschlossen und unverrückbar, wie das umflorte Gebirge selbst, winken sie, gleich diesem, eine aufathmende Beruhigung in das suchende, von seinen schleichenden Tagen verdrossene Herz; sie wecken, wie der umwitterte Höhenzug, noch einmal die gläubige Sehnsucht nach dem Unerreichten, Unendlichen, ja sie leuchten an stillen Abenden mit einer alpenglühenden Verheißung ewiger Dauer unsers Wesens.

Daraus erklärt sich denn auch wol jener wunderbare Zauber, den das Alltagsleben hinter uns annimmt: es ist eben ein Ausfluß des Alllebens, eine Faser der bewegten Unendlichkeit, ein Gebild des allgemeinen Menschengeistes. Ursprünglich ohne unsere Wahl und Zuthat gegeben, entwickelt sich unser Dasein nach Naturgesetzen, am Faden individueller Freiheit, aus Zuflüssen von Welt und Zeit zu Zwecken eines allwaltenden Geistes, der die Summe seiner Unendlichkeit, um sie zu zählen, in unendlichen Wesen ausprägt und in Umlauf setzt. Daher erscheint in jedem Einzelleben das Ewige individualisirt, und so kommt es auch, daß — wie Carus es ausdrückt — die höchsten Erkennt-

niſſe eben erlebt werden müſſen. „Die heiligſten Wahrheiten ſind individuell, ihr Quellen im Leben, ihr Rieſeln durch daſſelbe iſt ſubjectiv, wodurch ſie aber auch etwas Lebendiges, für Gleichdenkende etwas Erweckendes, für Aehnlichgeſinnte etwas Förderndes gewinnen.“

Braucht es mehr, um den hohen Reiz zu begreifen, den das Biographiſche für ſinnige Leſer hat? In dieſer wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt denn auch die Poeſie jedes Einzellebens, die es zum Gegenſtande künſtleriſcher Darſtellung macht.

Und dies zwar ſchon durch ſich ſelbſt. Denn es kommt nicht nothwendigerweiſe auf außerordentliche Erlebniſſe an; obwol dieſe ihre eigenthümliche Anziehung behalten, wie ja das ſtoffliche Intereſſe auch an poetiſchen Werken die große Menge ſo leicht einnimmt. Aber auch ein ganz einfaches Leben kann oft eine volle und ſelbſt höhere Befriedigung durch die Darſtellung gewähren, die es in ſeinem innern Zuſammenhange, in ſeiner Durchſichtigkeit und durchſchimmernden Unterlage des Ewigen entwickelt. Findet man ſich doch nicht ſelten auch von dem Abbilde einer einfachen und uns ſelbſt unbekannten Perſon, das uns in einer Galerie zwiſchen

glänzenden Compositionen glücklicher Pinsel auffällt, durch die unverkennbaren Züge seiner Lebenswahrheit betrachtend festgehalten. Womit es denn auch wieder übereinstimmt, daß gewöhnliche Leser bei poetischen Erzählungen so angelegentlich fragen, ob's denn auch eine wirkliche, erlebte Geschichte sei. Und wenn der Gebildete diesen für Poesie unentwickelten Geschmack belächelt: so kann er selbst doch seinem eigenen Wohlgefallen an einem dichterischen Erzeugnisse kein höheres Lob abgewinnen, als wie lebenswahr es in höherm Sinne sei, und wie tief der Poet das Verhalten und Verhängniß menschlichen Daseins durchschaut habe.

Indem nämlich ein jeder Mensch, sobald er über die Sorge um sein leibliches Bestehen, die ihn abhetzt, oder über den Taumel sinnlichen Genusses, der ihn umhertreibt, hinaus, zur Betrachtung des unerschöpflich bewegten Daseins gelangt, nach allen Seiten auf die Frage stößt — was denn das Leben sei: so kommen ihm Wissenschaft und Kunst entgegen, ihm dies Räthsel lösen zu helfen. Nicht Jeder ist für philosophische Ergründung gestimmt und vorgebildet; aber auch das echte Werk einer jeden Kunst erscheint mit der Weihe, das

Evangelium vom Leben, wenn auch nur ſtückweiſe zu verkündigen. Am vollſtändigſten die Poeſie, ſofern ihre hohe Aufgabe iſt, menſchliche Empfindungen — lyriſch — menſchliches Beſtreben im Zuſammenſtoß mit der Welt — epiſch — und menſchliche Leidenſchaften im Kampfe mit den ewigen Geſetzen des Daſeins — dramatiſch — darzuſtellen.

Die Biographie, in die Mitte zwiſchen Poeſie und Philoſophie geſtellt, hat — beiden die Hand bietend, ſich doch ſelbſtändig zu halten. Sie geht nicht mit der Poeſie darauf aus, Das zu erfinden, worin wahrhaft menſchlich gefühlt und gehandelt werde, denn dies iſt ihr an einem Einzelleben in eigenthümlichem Maße ſchon dargeboten; ſie kann ſich aber auch nicht mit der Philoſophie zu bloßer Betrachtung niederſetzen; ſondern es liegt ihr ob, den Fluß eines individuellen Lebens, ſei er Strom oder Bach, ſo einzufaſſen und abzuklären, daß die durchſichtigen Erlebniſſe den Grund und Boden der Natur und den Abglanz des Himmels erblicken laſſen, zwiſchen welchen ſie dahinlaufen.

Wie viel hierin die Selbſtbiographie voraushat, braucht nicht ausgeführt zu werden. Die Einzelheiten eines äußern Lebens wurden vielleicht Vielen

bekannt, die sie erzählen könnten. Oft sind es besonders die Verirrungen eines Menschen, die — wie erratisches Gestein — lebhafter befremden. Aber für wie Manches, was erst Zusammenhang ins Leben bringt, ist nur der eine Zeuge da, der es an sich selbst erfuhr! Und liegt nicht in den Motiven des Handelns, die auch er allein beichten kann, die Hälfte der Antwort auf die Frage nach der Wahrheit des Erlebten? Das Bewußtsein des Erzählenden gibt die Folie — das untergelegte Glanzblatt, das den vorübergerauschten Tagen ihre ewige Bedeutung verleiht. Freilich Muth und Ehrlichkeit des Bewußtseins und eine von Eitelkeit freie, über Selbsttäuschung erhabene Seele gehören dazu, wenn das Lebensgemälde des Autobiographen jene Bedeutung gewinnen soll, die seinen Pinsel, sein Farbenbret durch die höhere Absicht rechtfertigt, der sie sich dienstbar gemacht haben; sowie denn auch die dem Inhalt angemessene Darstellung nicht fehlen darf, wenn zumal ein einfaches Stillleben den Beschauer anziehen, Gleichempfindende erwecken, Aehnlichgesinnte fördern soll.

Dennoch wird schwerlich ein Schriftsteller ohne besondere und persönliche Veranlassung dazu kommen, blos um der Bedeutsamkeit der Aufgabe willen

seine Lebensgeschichte abzufassen. Am weitesten war der gegenwärtige Autor davon entfernt, sich besonders berufen oder begabt dafür zu halten. Aber auch ihm fehlte es nicht an besondern Antrieben dazu, die ihn denn auch über alle Rücksicht auf ängstliche, misgestimmte oder gar miswollende Leser hinaussetzten.

Zuvörderst, vielleicht von seinem frühen katholischen Beichten her gewöhnt, von Zeit zu Zeit in sich einzukehren und seines Weges rückwärts zu schauen, fand er in spätern Jahren sich nur allzusehr vorzuwerfen, daß er doch eine schöne, ja seine beste Zeit lang unbefangen und absichtslos in den Tag hinein und mehr auf Gerathewohl, als nach vorgesteckten Zielen gelebt habe. Um so lebhafter mußte ihn bei Prüfung seiner so leicht gekeperten Vergangenheit die religiöse Wahrnehmung ergreifen, daß eine höhere Hand ergänzend das Gewebe menschlichen Lebens durchschießt, und die Fäden mit der schwebenden Lade schlägt. Denn auch auf jene ziel- und gedankenlose Weise war ja ein Stillleben eigenthümlicher Art, von nicht beabsichtigtem Zusammenhange und bedeutsam verschlungenen Beziehungen zu Stande gekommen.

An dies Prometheische im Menschen- und Völ-

kerleben durch ein recht kleines Lebensbild zu erinnern, ſchien in einer ſo muthloſen Zeit gerade nicht ungehörig zu ſein. Und zur unterhaltenden Theilnahme für Liebhaber des Idylliſchen eignete ſich dies Stilleben einigermaßen dadurch, daß es, wenigſtens mit ſeiner Jugendſtrecke wie in einem verſteckten Thal, hinter einer von der Zeit raſch umfahrenen Waldecke gelegen, unſerer breiten, bewegten Gegenwart ſchon ziemlich fremdartig geworden iſt.

Im weitern lag es dem Verfaſſer ſeit einer Reihe von Jahren auf dem Herzen, die für ihn ſo erfreuliche Aufnahme mehrer ſeiner Schriften gerade in gebildeten Kreiſen — Erweiſe von Gunſt, die ihm von nah und fern begegnet ſind — laut anzuerkennen. Er überredete ſich, ſeinen Wohlwollenden dadurch entgegen zu kommen, daß er ihnen, ſo gut er es eben vermochte, den Mann ſkizzire, dem ſie ſo viel Nachſicht geſchenkt hatten, und dem viel daran gelegen war, ihnen zu bekennen, was ihn auf ſeinem Wege nicht hatte dazu kommen laſſen, Befriedigenderes darzubieten.

Ueber dem Anſprechendſten, was ihm gelungen war — ſeinen im Herbſt 1847 erſchienenen „Clubiſten in Mainz" — brach, wie auf einen poetiſchen Mor-

gentraum, der ſtolze Frühling Deutſchlands herein, leider! nur allzubald überſtürzt von dem ſchmerzlichen Umſchlag einer altnationalen Verheißung. Und nun kehren wir von der abwechſelnd tollen und empörenden, dort jämmerlichen und hier gar ekelhaften Reaction der öffentlichen Gewalt die troſtloſen Blicke rückwärts, und finden an ausgelebten Zuſtänden nicht ſowol eine vorübergehende Unterhaltung, als vielmehr auch die ſtille Ueberzeugung, daß wir zu neuem Anlauf wirklich einige Schritte in unſere Vergangenheit zurückthun müſſen. Welche Bedeutung gewinnt da nicht die ſo vielfach ſchürfende, ſchöpfende, ſchaffende Thätigkeit auf dem Felde der Geſchichte beſonders auch unſers Vaterlandes und unſerer Literatur! Und wahrlich iſt es wohlgethan, uns darauf zu beſinnen, welcher Wege wir vereinzelt gekommen ſind, aus welchen Zuſtänden wir uns herausgewunden haben, und nach welchen Richtungen fortan die ſchon wieder verhetzten Gemüther einig, die immer wieder eigenwilligen Kräfte verbunden, auf das nie zu verleugnende Ziel nationaler Einheit und Macht losgehen müſſen.

Und da begegnet mir inmitten der Betrachtung ſolcher erfreulichen hiſtoriſchen Schaffensluſt, die

mich von meinen persönlichen Mittheilungen hätte abhalten müssen, ein viel mehr ermuthigender Gedanke. Heinrich Moritz Chalybäus, der eben aus Kiel gedänemarkte Professor, einer unserer achtbarsten philosophischen Zeitgenossen, sagt in seinem „System der speculativen Ethik", I, 523: „Warum trägt die Geschichte im Allgemeinen so wenig bei, die Menschen weiser zu machen? Weil sie zu allgemein ist für die ins Unendliche specificirten individuellen Lagen des Lebens; denn nur in diesen erkennt der Mensch sein Bildniß wieder."

So mag denn schon auf dies gute Fürwort allein die kleine Jugendgeschichte auf die Wanderschaft gehen und die Freundlichkeit der Leser ansprechen!

Hanau, 12. Juli 1852.

Heinrich Koenig.

Inhalt.

Seite

Knabenwege 1
Haus und Herkunft 3
Früheste Weltgestalten 11
Oeffentliches Leben 20
Die Gesellschaft 35
Zeitstimmung 42
Die Schule 49
Beschäftigung 60
Gefährlichkeiten 76
Lebenskreise 88
Lebensbestimmung 100
Land und Leute 114
Lebensstufe 121
Studentenwandel 137
Oraniengelb 139
Umbildungen 149
Verstimmungen 160
Ehrensold und Ehrenpreise 169
Schulen-Reform 180
Melirt und tricolor 189
Alte und neue Noth 198

Seite
Zuflucht 210
Persönlichkeiten 219
Aufklärung 226
Scheidewege 236
Lebensschule 248
Reminiscere 261
Aussichten 274
Im Thiergarten 284

Knabenwege.

Haus und Herkunft.

Eines heitern Herbstnachmittags sah man die Schwester Gärtnerin der „englischen Fräulein" in Fulda aus dem Hinterbau ihres Convents nach dem gegenüberliegenden Garten geschäftig hin und wieder gehen. Sie hatte einen kleinen Knaben der Nachbarschaft mit einem Apfel beschenkt und eben wieder den offnen Garten betreten, als der Kleine ihr die steile Treppe hinauf nachfolgte, in der Thür aber, vom Klosterspitz heftig angebellt, umkehrte und in der Uebereilung die Stufen hinabstürzte. Mit blutenden Lippen wurde der Schreihals nach Hause geführt.

Dies alltägliche Kinderereigniß bildet den äußersten Markstein meiner Erinnerungen. Es war eben auch, wie in der Geschichte unsers Geschlechts, ein Fall in Folge der Verlockung durch einen Apfel. Nur hatte mich eine freundliche Klosterschwester als Eva verführt, und ein bellender Spitz als Cherub das Paradies gehütet.

Ein paar Häuser unterhalb des Gartens stand die kleine Wohnung, die der Oheim des Gefallenen zur untern Hälfte besaß, und einigermaßen aus Rücksicht für seine Schwester Katharina, die Mutter des Knaben, erworben hatte. — Valentin Wigand, gewöhnlich nur Velten genannt, war nämlich ungern aus dem Kloster der Kapuziner geschieden, wo er als weltlicher Bruder in Küche und Garten und für Besorgungen in der Stadt diente, dabei nicht abgeneigt, das Gewand eines Laienbruders zu nehmen. Als aber der Vater des Knaben, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Schweben, der als Unteroffizier im fürstbischöflichen Militär stand, im Herbste 1792 mit den zur Besetzung von Mainz requirirten Compagnien dahin abgezogen, dort aber, ehe noch die Reichsfestung von den Franzosen unter General Custine genommen wurde, an Fieber erkrankt und gestorben war, entschloß sich Velten auf Zuspruch eines Paters Hilarius, statt der Kutte eine Frau zu nehmen und sich eine häusliche Einrichtung zu geben. Nun konnte er auch der Schwester mit dem Knaben und der alten Mutter eine Unterkunft anbieten.

Allerdings gehörte ein Entschluß dazu, mit einer schon vor dem natürlichen Zuwachs der Ehe so starken Familie ein Hauswesen anzufangen. Doch, die Liebe dieser einfachen Menschen zu einander ging über alle Bedenken hinaus und fühlte sich allen Begegnissen des Lebens gewachsen. Auch trug die Mutter des Knaben zum Fortkommen des Hauses bei. Sie war nicht ungeschickt mit der Nadel, und hatte oft vollauf zu thun,

um einer, von den Bäuerinnen der Umgegend sehr gesuchten Haubenmacherin die gesteppten Theile zu liefern. Ueber den Nähtisch dieser Frau war denn auch an den Eheherrn derselben die Gevatterbitte der Mutter gelangt, als ihr Knabe, in der Frühe des 19. März 1790 geboren, nach katholischem Gebrauch an demselben Nachmittage getauft werden sollte. Der stille, freundliche Pathe hieß ein Maler, hatte aber mehr künstlerische Vorbedeutung in seinem Namen, als Nachruhm auf seiner Palette. Er hieß nämlich, wie der acht Jahre später geborne Düsseldorf-Münchner Maler, — Heinrich Heß. Sein Pinsel verstieg sich kaum über das Handwerk. Für gewöhnlich besorgte er Lackirarbeiten und was anderwärts der Weißbinder verrichtet. In außerordentlichen Fällen brachte er auch ein Handwerksschild über einer Hausthür oder ein Heil'genbild in einer Mauerblende nach der Schablone zu Stande. An einem geschnitzten Muttergottesbilde stellte er das ziegelrothe Gewand, den himmelblauen Mantel und die goldne Krone in frischem Glanze her. Dergleichen kam freilich schon seltner vor. Doch sein Pinsel und die ihm angetraute Nadel der Frau schafften in fuldaischer Gütergemeinschaft ein hübsches Auskommen, dessen Segen auf ein einziges Kind mit Namen — Benedict fiel.

Als die Arme dieses Künstlers am Nachmittage des Josephsfestes den Knaben Heinrich so kurz vor der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings über die katholische Taufe hielten, war seit neun Jahren eine Revolution im Reiche der Gedanken von Königsberg aus angeregt und erhob

sich eben von Paris aus ein Umsturz im Gebiete der Staaten. Ohne den mindesten Begriff davon, welchen Einfluß neue Gedanken und frische Leidenschaften der Menschen auf das Geschick eines Neugeborenen ausüben könnten, wurde die Mutter desselben doch schon nach zwei Jahren von der pariser Weltbewegung erschüttert, als der Vater des Knaben, den Vorwellen der Revolution entgegen geschickt, nicht wieder zurückkehrte.

Seitdem war sie zu ihrem Bruder gezogen, als er das Kloster verließ. Velten verstand sich auf kein eigentliches Handwerk, sondern hatte nur gelernt, Andern zu dienen und was sie bedurften ihnen beschaffen zu helfen. Hierauf richtete er sich denn auch ein Geschäft ein für jene Classe von Nachbarn und Einwohnern, die — wie man sagt — von Hand zu Munde leben und ihren Bedarf an Mehl, Butter, Eiern, an Grütze und Graupen, ihre Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Reisigwellen nur im Augenblicke der Nothdurft kreuzer- und batzenweise anzuschaffen vermochten. Als er sich eben verheirathen wollte, kam die Hälfte eines kleinen Hauses in der heute sogenannten Schulgasse zum Verkauf, und ein Herr von W., der auch die kleinsten Sümmchen rasch anzulegen pflegte, hatte ein Capitälchen mit fünf vom Hundert verzinslich darauf stehen lassen, sodaß das neue Ehepaar sein wenig Erspartes zum Geschäftsbetriebe zusammen halten konnte. Diese Wohnung im Erdgeschoß bot Alles dar, was die Familie brauchte: eine etwas niedere Stube für die Menschen, eine besondere Kammer für die Gegenstände des Verkaufs — unsere Handels-

kammer — im Hof eine bedeckte Halle für den Reisigvorrath und ein Ziegenställchen mit einem kleinen Futterboden unter dem schiefen Dache. Letzteres war ein wesentlicher Bestandtheil der neuen Einrichtung. Um die Kundschaft für Ziegenmilch ohne Unterbrechung versorgen zu können, sah Velten darauf, dann und wann zwei Ziegen zu haben, die zu verschiedenen Zeiten lammten. Er hatte das Gras eines vor dem nahen Petersthore gelegenen Gartens gepachtet und bezahlte den Pachtzins mit der Arbeit auf den Gartenbeeten. Denn aus dem Kloster her verstand er sich etwas auf Gärtnerei. Wie stolz blickte er nach den Fenstern der Nachbarschaft, wenn er den Schiebkarren voll frischen Grases vor seiner Hausthür niedersetzte! Wie reich fühlte er sich, wenn die obere Kammer, die noch zur untern Wohnung gehörte, mit duftigem Heu gefüllt war! Ueberhaupt kann man für Blutsverwandte nicht besorgter sein, als Velten es für seine meckernden Thiere war — innig vergnügt darüber, wie ich glaube, daß er auch nach seinem Scheiden von den Kapuzinern noch Geschöpfe zu bedienen hatte, die lange Kinnbärte tragen. Seine Frau konnte vom Dorf her mit dem Melken umgehen, und wußte genau, wie viel Wasserzusatz eine fette Milch vertrug. Ein Brunnen im düstern Hausärn erleichterte die Wirthschaft; wenn er auch durch die Wand und den Wasserabfluß die anstoßende Stube ein wenig feucht machte. Diese hatte für so viel Menschen keinen Ueberfluß an Raum. Glücklicherweise theilte man sich nicht mit harten Köpfen, sondern mit nachgiebigen Herzen hinein.

Auch machte die Wiege des Knaben bald genug Platz für ein Rollbettchen, das den Tag über leicht untergeschoben wurde. Soviel hölzerne Stühle, als Personen da waren, hätten neben Tisch und Betten nicht untergebracht werden können, daher die Großmutter gewöhnlich auf der Bettlade Platz nahm. Und hier ist sie mir in einem hellen Moment erinnerlich geblieben: wie sie nämlich für ihren zahnlosen Mund einen Wallnußkern auf der Bettstelle mit einem Hammer zerquetschte. Gewiß hat sie mir etwas davon zwischen die kleinen Zähne gesteckt: wie wäre mir sonst der unbedeutende Augenblick so erinnerlich geblieben! Denn von da ist sie mir aus dem Andenken verschwunden und wie ohne Tod und Begräbniß weggehoben.

Zu ihrer Zeit soll die Großmutter sehr hübsch und einnehmend gewesen sein; wie sie denn auch dreimal verheirathet und zum dritten mal Witwe war. Mit ihrem ersten Manne hatte sie die Reise nach Potsdam und Berlin gemacht, wo sich der stattliche Bauernsohn in den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm's I. unter dessen Riesengarde anwerben ließ. Die Großmutter erzählte gern, wie sie damals auch den großen Fritz gesehen, von ihm bemerkt und nach ihrer Herkunft befragt worden sei. Und als er vernommen, sie stammten aus Fulda, habe er gesagt: „Also seid ihr katholisch? Aber das ist einerlei!"

Erst mit ihrem dritten Manne bekam sie die Kinder Valentin, Katharina, meine Mutter und eine ältere, in Hofbieber verheirathete Schwester. Er hatte im fürst-

bischöflichen Militär gedient — ein musterhafter Pfaffensoldat. Denn wie er einstmal zur Adventszeit im Schloßhof auf Posten stand — es lag eben Schnee und der Mond dämmerte nur durch schweres Gewölk — da wälzte sich gegen Mitternacht „etwas Schwarzes" in der Richtung auf das Schilderhaus heran. Bewaffneter Muth und glaubensstarke Furcht wechselten in der Brust des fürstbischöflichen Soldaten. Es war ehrlos, davonzulaufen, aber auch lebensgefährlich, vorzuschreiten und — Werda? zu rufen. Schnell aber fand er die rechte Auskunft: er senkte das Gewehr mit der Mündung zur Erde und schlug, aufrecht stehend, drei Kreuze über die Brust. Und siehe, der böse Feind schnopperte vorüber.

Von dieser Familientradition in unsere kleine Stube zurückkehrend, bemerke ich, daß sie einen Balkendurchzug hatte. Onkel Velten mit seiner weißbaumwollnen Zipfelmütze streifte just darunter hinweg; denn er war ein kleiner Mann; Heinrich Joseph aber, der Knabe, hatte hübsche Jahre vor sich, um bis an den Balken zu wachsen, der schon so freundlich war, sich ihm ein wenig entgegen zu neigen.

In solcher niedern Enge, worin aus Mangel an Raum selbst das kaum Entbehrliche nicht vermißt wurde, konnte nur Reinlichkeit und Liebe das Zusammenleben einer Familie erleichtern. Häusliche Sitte, aus frommer Gewohnheit erwachsen, that das Uebrige: sie brachte durch regelmäßige Gebete eine höhere Ordnung in das beschränkte Alltagsleben; durch gehobene Empfindungen gewährte sie eine Vergütung so mancher Entbehrnisse,

und malte mit der Kraft des Glaubens an die feuchte Hinterwand der Stube die Perspective der Ewigkeit. Morgengebete, Tischgebet, Ave Maria gliederten den arbeitsamen Tag. Wenn das helle Glöckchen von dem Pfarrthurme tönte, lief irgend Eins im Hause nach der angezeigten „heiligen Messe", brachte die Anliegen der Familie vor den Altar und frischen Stoff der Unterhaltung mit aus der Kirche. Denn während die betenden Lippen den oft befahrnen Weg zum Himmel von selbst fanden, brauchten sich die Augen nichts von Allem, was in der Kirche vorging, entgehen zu lassen, sodaß der Kirchenbesuch des Einen mit seinem nächsten Segen uns Allen zu gut kam. Darin waren wir echt katholisch und würden uns, wenn wir auch den persischen Dichter Sadi gekannt hätten, doch von seinem Spruche nicht haben anfechten lassen:

Will der Mensch zu seinem Gotte flehen,
Muß er außer Gott nichts Andres sehen.

Bei außerordentlichen Vorkommnissen zeigten wir uns schon gesammelter. Und so war auch der Knabe stets aufs feierlichste ergriffen, wenn unter Gewittern aus unserm häuslichen Gebetbuche der Eingang des Johannis-Evangeliums laut gelesen wurde. Wir Alle knieten; die Mutter aber las stehend, schlug bei bestimmten Stellen, an das Fenster tretend, ein beschwörendes Kreuz gegen das drohende Gewölk, und verneigte sich tief bei dem Spruche: „Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat bei uns gewohnet."

Früheſte Weltgeſtalten.

In dieſer Stimmung und Gewohnheit des Hauſes wuchs der Knabe heran. Sein Weltbewußtſein erwachte von Kirchenglocken und ſeinem Lallen begegneten fromme Sprüche. Noch haftet mir im Gedächtniß feſter als alle Gedichte und Gedanken einer ſpätern Zeit der Morgenſegen:

Heil'ge Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' ſei dir vertraut
Sowol im Leben als im Tod'!
Komm' mir zu Hülf' in letzter Noth!
Gib, daß ich vor dem letzten End'
Empfang' das heil'ge Sacrament!
Bei Gott mir auch ſo viel erwerb',
Daß ich in keiner Todſünd' ſterb'!

Und wann wäre ich jemals, im Wechſel glücklicher und ſchmerzlicher Tage, feſter eingeſchlummert als unter dem „Gott walt's, Jeſus walt's!" womit die Mutterhand mich allabendlich unter die Federdecke und unter das ewige Walten des Himmels brachte!

Der Oheim, geistig beschränkter als die Mutter, setzte ihrer gläubigen Andacht mönchische Bestandtheile zu. Als Klosterknecht war er einmal nahe daran gewesen, Laienbruder bei den Kapuzinern zu werden. So oft ihm der Babiergeselle den Wochenbart abnahm, erinnerte er sich wehmüthig eines Berufs, der sich mit Bart schmückt, und die Thränen, die ihm das stumpfe Messer verursachte, schmerzten im Stillen seine kränkliche Frau, die darin den Ausdruck bereuter Ehe erblicken wollte. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt sich noch immer etwas vom Klostergeruche. Seine Erzählungen, seine Anekdoten und Scherzworte waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemandem bezweifelt, beriefen sich ausdrücklich auf irgend einen Pater als Gewährsmann. Velten war klein von Gestalt, etwas gedrückt von gebückter Arbeit, ernst und eifrig in allem Thun, und so eng in seinem Glauben wie in seinem Gewerbe, dabei aber in diesem so zufrieden, wie in jenem hingebend. Man konnte an die schönen Verse von Horaz erinnert werden:

Du nennst gewiß nicht Einen, der viel besitzt,
Deswegen glücklich: wahrhaft behauptet nur
Den Werth des Glücks, wer seiner Götter
Gnadengeschenke mit Sinn zu brauchen
Und harte Armuth doch zu ertragen weiß.

Der Mensch scheint, unter engen oder weiten Verhältnissen, eben nur dadurch glücklich zu sein, daß er mit den ihm eigenen Gaben und Bestrebungen in der einen Schale der Lebenswage sich spielend ins Gleich-

gewicht setze mit dem Antheil an der Welt, der ihm in die andere Schale gelegt ist. Wiegt er selbst schwerer, so liegt er zu Boden und wird mürrisch und unzufrieden; ist er aber leichter als seine Welt, so schwebt er in der Luft, zappelt ungeduldig und will verzweifeln. Und so besteht die Zufriedenheit des Menschen in dem leichten und gelassenen Auf- und Niederschweben mit seinen Kräften und Aufgaben.

Wohin der heranwachsende Knabe lief und lauschte, begegneten ihm geistliche Gestalten, kirchliche Klänge. Unsere kleine Wohnung lag, wie bemerkt, den Hintergebäuden des englischen Fräuleinstiftes gegenüber. Aus jenem Einfahrtthore, woher meine Eva mit dem Apfel gekommen war, erschienen nicht selten Laienschwestern in weißen Schleiern oder Klosterfrauen in schwarzen, wenn sie paarweise nach ihren Feldern oder Gärten vor dem nahen Petersthore gingen. Sie nickten meiner Mutter zu, die am offenen Fenster nähte, lächelten mich an und drückten mir in die Patschhand eine Rose oder ein Dütchen mit Rosinen.

Die Gasse etwas weiter hinauf blickte man am hohen, dunkeln Bau des Seminars empor. Es war das ehemalige Jesuiten-Colleg, zu jener Zeit erbaut, als in der Pfalz der Protestantismus mit dem Katholicismus im Kampfe lag, und die streitenden Väter im Rücken des Schlachtfeldes ihre Bollwerke und Schanzen aufwarfen. Noch weiter, am Ende der gewundenen Gasse, stand ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel mit einer hellen, bilderreichen Kirche, wo wir die Schwestern

durch das Gitterwerk des Chors lateiniſche Pſalmen ſingen hörten.

Auf ihren Terminen kamen Franziskaner und Kapuziner durch unſere ſtille Gaſſe. Seltener ſah man Benedictiner in ihren ſchwarzen Cucullen. Aber für ein Weltereigniß galt es uns, wenn zuweilen der Fürſtbiſchof in ſchwarzem Weltkleide vorüber ritt. Ein Lärm entſtand, wenn man ihn die Straße herabkommen ſah; man klopfte einander an die Fenſter; die Nachbarn ſtürzten vor die Thür, mit entblößten Häuptern und halbgebogenen Knieen ſich verbeugend. Hochrothen Angeſichts, mit langer, ſchmaler Naſe und geſpannten Augen nickte der Fürſt vom Rappen nieder, oder lüftete am Stahlgriffe den runden Biberhut. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel geſehen, dem die prächtigen Schuhe angemeſſen waren, die zuweilen vor dem Fenſter unſeres Nachbars Hofſchuhmacher zum öffentlichen Beſtaunen ausſtanden — von weißem Atlas mit eingeſticktem goldenen Kreuze. So trug ſie der Hochwürdigſte an hohen Feſten am Meßaltar und unter der Fronleichnams-Proceſſion.

Wie könnte ich das Gefühl der andachtvollen Ehrfurcht beſchreiben, womit wir Bürgerkinder nach dieſem Mann aufblickten, der mit der rechten Hand herrſchte und ſegnete, mit der linken aber in die Ewigkeit reichte, um dem lieben Gott unſere Anliegen unmittelbar zu übergeben. Ja, unmittelbar! Eines Abends verbreitete ſich der Schreck, es brenne im Schloß und eine Pulverkammer befinde ſich in der Nähe des Feuers; dennoch

wolle der Fürſt ſein Cabinet nicht verlaſſen und weiche und wanke nicht. Die Nachbarſchaft bebte und betete, bis der Brand und die Gefahr vorüber war, und man wieder aufathmete. Da ſagte meine Mutter mit ververtrauensvollem Aufblicke: „Freilich hat der gnädigſte Biſchof ſein Zimmer nicht verlaſſen wollen: wie ja der Mann mit unſerm Herrgott ſteht, wußte er wohl, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren ſollte.“

So ward ich ſehr früh im Leben inne, wie ein regierender Biſchof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße ſtehe, und konnte nun vom Papſte nicht anders denken, als daß ihm der liebe Gott bei jeder Gelegenheit die Hand drücke. Viel ſpäter erſt hörte ich, daß der Fürſtbiſchof Adalbert ein ſehr bornirter und ſtarrſinniger Mann geweſen ſei. In ſeiner Umgebung hatte man mithin aus dem Eigenſinne des Mannes jenes Benehmen doch ziemlich anders begriffen, als wir es mit frommer Phantaſie betrachtet hatten.

Schon um jene Zeit kam der Knabe mit einem für ſeine männliche Zukunft verhängnißvollen Menſchen in Berührung. Ein ſchöner Student, Liebling der Nachbarſchaft, hatte in der ſtillen Gaſſe ſeine beſcheidene Stube gefunden. Sohn eines Bäckers aus dem Städtchen Hünfeld, gab er als Theolog durch hervorſtechende Gaben und einnehmendes Aeußere die beſten Erwartungen für den geiſtlichen Stand. Dennoch hätte ſich Niemand das Ziel träumen laſſen, das dem jungen Leonard zu erreichen beſtimmt war. Ich noch nicht viel ſicherer auf den Füßen als damals, wie ich die Gartentreppe hinunter

fiel, eilte dem Studenten, so oft er mit seinem Bücherpack die Gasse herunter kam, eifrig entgegen, um ein oder das andere Buch zu empfangen, das ich ihm mit kindlicher Wichtigkeit nachtrug. Die Nachbarschaft lächelte; doch wer hätte ahnen können, daß dereinst aus dem Sturme der Revolution, der jetzt zu wüthen anhob, auf das Haupt dieses Bäckersohnes die Insel des regierenden Fürstbischofs fallen, den eifrigen Knaben aber die Bulle eines Kirchenbannes streifen werde, von derselben Hand ausgefertigt, die ihm jetzt die Dogmatik nachzutragen reichte!

Weniger erbaulich als unsere Häuslichkeit, war für einen aufwachsenden Knaben die Nachbarschaft. Lauern oder Lärmen in den Wohnungen, Schelten und Schimpfen über die Gasse gehörte zum täglichen Brot, und die Gemeinheit der Gesinnung fand immer den roheſten Ausdruck und das saftigste Schmähwort. Noth und Misgunst schielten durch die trüben, in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Gegen all Dergleichen hielten Mutter und Oheim sich ängstlich zurück. Eine fast unbewußte Anständigkeit und Zucht war ihnen von der verständigen, welterfahrenen Mutter, durch den soldatischen Ernst des verstorbenen Vaters und vielleicht durch die frühere Verbindung mit dem Kloster angeeignet. So lang nämlich Velten dort gedient hatte, war die Wohnung der Großmutter das Absteigequartier der Mönche gewesen, die in der Stadt terminirten oder Eins und das Andere zu besorgen hatten. Unsere Fenster schlossen sich, sobald draußen heftige

Worte fielen; man wollte nicht einmal zur Zeugenschaft über das Vorgefallene aufgerufen werden. — Uebrigens waren dergleichen Uneinigkeiten von keiner Dauer, denn sie rührten meist von schlechter Gewohnheit und mehr ungebildeten als bösen Herzen her. Die reichlich gefallenen Schimpfworte schienen nicht zu beflecken; die Entzweiten waren schnell wieder Ein Herz und Eine Zunge, und Derjenige bot gewöhnlich die erste Hand zur Versöhnung, der zuerst vom Andern etwas zu borgen hatte.

An Originalen fehlte es uns übrigens rechts und links nicht. Hier hatten wir zum Anstößer einen Winkeladvocaten von geringer Kundschaft. Er lebte so heimlich, als ob er sein eigenes Dasein gestohlen habe. Man sah ihn nur, wenn er zuweilen mit ein paar grauen Blättern Papier unterm Arme aus der Wohnung schlüpfte und ohne die Nachbarn zu grüßen sich an den Häusern hinwegstahl. Dies hatte für den Knaben etwas Unheimliches und schien zu bestätigen, was Oheim Velten alles Ernstes betheuerte, daß nämlich kein Advocat in den Himmel käme, weil sie alle vom Unrecht, von der Bestechung der Reichen und der Uebervortheilung der Armen lebten. Unser linker Nachbar schien mir schon von der Angst des ewigen Feuers getrieben. Gewiß aber hatte der Arme blos zu viel Sorgen bei zu wenig Clienten und schämte sich nebenher der Nachbarschaft oder seiner Frau. Er selbst, wenn auch täglich in demselben Anzuge, hielt sich doch in Hemde und Halskrause sehr sauber, in Manieren fein und gemessen. Anders seine Ehehälfte. Schlampig im Anzuge, schlotterig im Be-

nehmen, albern in lauten Selbſtgeſprächen, zerſtreut in ewigem Hin- und Herrennen, trug die lächerliche Perſon über all Dieſem eine ſchwarzſeidene Saloppe und große Backenhaube, unter denen ſie ſich in Haſt und Zerſtreuung abwechſelnd juckte und kraute, ſodaß ſie mit dem äußerlichen Anſpruch auf höhern Stand den Nachbarn um ſo mehr zum Geſpötte diente.

Rechts wohnte uns ein andres Paar, Herr Louis, ein penſionirter Kammerdiener mit Familie. Er hielt ſich eben ſo ſcheu und zurückgezogen wie der Advocat, und ging ſogar noch weniger aus als dieſer; wogegen er ſich öfter am offenen Fenſter mit einer langen irdenen Pfeife ſehen ließ. Das Fenſter war nämlich ſeine letzte Zuflucht, wenn er ſich vor der herrſchenden Hand ſeiner Frau unter die Augen der Nachbarſchaft zu retten ſuchte. Leider fehlte ihm an dem Oekonomiebau der engliſchen Fräulein ein bewohntes Gegenüber. Und ſo mochte er ſich mit der Bruſt noch ſo weit aus dem Fenſter legen: die Gattin, halb gebückt, traf ihn doch mit der Fauſt ſo nachdrücklich in den Rücken, daß er, die Pfeife aus dem Munde genommen, wieder und wieder hinab auf die Gaſſe nicken mußte, was ihn, zu einiger Entſchädigung, bei den Vorübergehenden in den Ruf eines zuvorkommend höflichen Mannes ſetzte. Die zärtliche Frau ſelbſt war aber das liebenswürdige Gegentheil des Advocatenweibes: ſauber und hübſch, geſprächig und von kluger Freundlichkeit gegen Jedermann. Sie hatte gute Bekanntſchaften in der Stadt, beſonders an einem höheren Beamten, einem hübſchen und wohlhabenden Manne,

der in kinderloſer Ehe lebte und dafür ſein heimliches Wohlgefallen an den Kindern des Herrn Louis fand, die ihm durch artige Fügung auffallend ähnlich ſahen.

Noch muß ich des ſtattlichſten und anſtändigſten Nachbars gedenken, Herrn Leiſters, der zu jenen Wundärzten gehörte, die mit mehr Sicherheit einen Bart als ein Bein abnehmen, und es wol mit Schröpfköpfen, ſchwerlich aber mit dem Trepan wagen. Doch fand ich ſeine Hand leicht und ſanft genug, als ſein Franz, mein Geſpiele und Gefährte bei Steinwürfen nach Spatzenneſtern in der Seminariumsmauer, mir einſt durch einen Fehlwurf ein Loch in den Kopf verſetzt hatte. Weher that mir ſeine erwachſene Tochter, als ſie mich auf einen Spaß, den ich ihr machen wollte, mit ſpöttiſchem Lachen — einen Anaſtaſiuskopf ſchalt. Das Räthſelhafte des Unnamens ſchmerzte mich darum nicht weniger. Ich war ſehr empfindlich. Und wenn ein reizbarer Knabe durch ſolche Unarten gegen die Menſchen leicht verſchüchtert wird, ſo ſchlägt ſelbſt das Wohlwollen, das er von Einzelnen erfährt, übel an, indem es zu hoch aufgenommen wird, um nicht die Selbſtändigkeit eines jungen Herzens zu ſchwächen.

Oeffentliches Leben.

Vor die Thore der Stadt kam der Knabe in den früheſten Jahren faſt nur an der Hand der ängſtlichen Mutter. Konnte ſie die Zeit gewinnen, ſo nahm ſie ihn mit nach dem nahen Frauenberge, wo, von der hellen bunten Kloſterkirche aus, durch den Bergeinſchnitt und über den Zwillingsberg hinweg, in einer Reihe von Stationen aus der Leidensgeſchichte des Heilands, ein Kreuzweg gebildet iſt und von den Frommen viel begangen wird. Die aus Holz geſchnitzten und bemalten Figuren des Heilands, der Schergen und der begleitenden Perſonen ſind in halber Lebensgröße von nicht ungeſchickten Mönchshänden mit gutem Sinn für ihre Beſtimmung ausgeführt, und boten einer eifrigen Mutter Anlaß zu einer Geſchichte, die, für den Knaben unbegreiflich, wenigſtens ſeine Phantaſie mit wunderbaren Vorſtellungen und ſein Herz mit fremdartiger Rührung erfüllten.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt besuchten wir an schönen Sommerabenden den Kirchhof, wo viel Bürgersleute sich einfanden, zwischen den Gräbern wandelnd, bis das Glöcklein zum gemeinsamen Gebet im Kirchlein bimmelte. — Der Katholik mit seiner Vorstellung vom Fegefeuer nimmt von den Gräbern eine besondere Befriedigung mit: jedes stille Vaterunser fällt ja kühlend und miterlösend in jene Reinigungsglut, sodaß er als Wohlthäter fortwährend in Verbindung mit dem Jenseits steht.

Lieber ließ ich mich aber im Frühjahre mit auf die kleinen Wiesen nehmen, die sich um Fulda vielfach zwischen den Hügeln hinwinden. Wir suchten zu Thee Schlüsselblumen und was die Mutter Sennesblätter nannte. Wäre mir nur damals über die Natur und über die um Fulda her so frische Luft und reizende Landschaft das Geeignete beigebracht worden! So blieb es nur bei den Wohlthaten der freien Umgebung, die meinen gesunden Sinnen zuströmten. Zwar zerstreuten sie mich ein wenig für die erbaulichen Erzählungen und Ermahnungen meiner Führerin; doch war Dessen, was mir haften blieb, immer noch genug. Ich hätte äußerer Hinweisungen, eines Weltmaterials bedurft; statt dessen die mütterlichen Gesichtspunkte mich mehr und mehr zum Beschaulichen verengten, worauf mein Sinn ursprünglich schon angelegt schien. So gewöhnte ich mich, nicht blos ohne Auffassung, sondern selbst ohne Aufmerksamkeit an Stein, Pflanze und Gethier hinzuschlendern, und unachtsam gegen Wind und Wetter zu blei-

ben — Gegenstände, auf die man die früheſten Kindesſinne richten ſollte.

Eins jedoch entging meiner früheſten Wahrnehmung nicht — wie viel heiterer nämlich und vergnügter von ſolchen Ausgängen ins Freie oder ins Fromme meine Mutter zurück kehrte. Ihr Träumen und Hoffen, das ſie gern tief verſchloſſen hielt, hatte ſich in ſolchen Stunden ungetheilt mit der Zukunft ihres Knaben beſchäftigt. Nun kam zu ihrer Ermunterung hinzu, daß ſie durch anhaltende Kränklichkeit der Frau ihres Bruders ſich genöthigt ſah, mehr und mehr von den häuslichen Geſchäften zu übernehmen, und in ihrer traumſitzenden Nähterei mit zerſtreuender Rührigkeit zu wechſeln. — Wie ſie mir aus jenen Tagen vorſteht, war ſie noch immer von gutem Ausſehen, nicht groß, aber wohlgebaut und von der angenehmen Fülle blonder Frauen, mit guten Geſichtszügen und freundlichem Blick. Ein leichter, heiterer Sinn war ihr von Natur gegeben, bis die Erfahrungen des Herzens mit Trauer und mein Daſein mit Sorgen ihre bewegliche Seele heimſuchten. Sie war bei meiner Geburt 26 Jahre alt geweſen, mithin über die gedankenloſen Jahre hinaus, dabei ein Kind des erſten April, der an ihr in leicht wechſelnden Stimmungen des Gemüthes ſein hergebrachtes Recht übte. In ihren guten Stunden konnte ſie eine luſtige Geſchichte erzählen; auch fehlten ihr muntere Einfälle und neckiſche Rathſchläge nicht. Hatte ſie doch im mütterlichen Hauſe Gelegenheit gehabt, an Soldaten und an Mönchen des biſchöflichen Fürſtenthums ihren Mutterwitz zu üben.

Ohne damals zu ahnen, was Alles das Herz der Mutter bewegte, hing der Knabe mit ſtummer Hingebung an ihren Stimmungen, heimlich vergnügt, wenn ſie Abends darauf fiel, zu ihrer Nadel ein einfaches Volkslied zu ſingen. Niemals aber bat oder quälte er darum. Vielleicht war ſchon ſein urſprüngliches Weſen auf Das angelegt, was jedenfalls die enge, auf Reſignation geſtellte Häuslichkeit vollends ausbildete, daß er nichts ungeſtüm verlangte, ſondern das Beſte, das Erwünſchte ſtets für etwas anſah, das eben nur beſchert werden kann. Ueberhaupt aber herrſchte in Gefühlsſachen ein ſonderbar ſcheues und ſprödes Weſen unter uns, wie es auf dem harten fuldaer Boden überhaupt heimiſch iſt. Das Wohlwollen, die Liebe zu einander war unverkennbar; aber ſie bedurften keiner Worte, ſondern ließen ſich nur empfinden, wie man eine wohlthuende Luft und den wilden Thymian der fuldaer Hügel athmet. Die Herzlichkeit verrieth ſich ſtets nur wie hinter einem Vorhange, und jeder Zärtlichkeit hätten wir uns geſchämt, als ob ſie bei Armuth und Arbeit zu koſtbar und ein unſtatthafter Leckerbiſſen wäre.

Hier, wo die Zufriedenheit einer engen Familie ſo rein innerlich blieb — wie wäre ich da je auf den Gedanken gekommen, was man heut ſo oft von Kindern vermögender Eltern hört, zu klagen: Ich hab' auch lang kein Vergnügen gehabt! Mein Daſein ſelbſt war mein ſtetes und volles Vergnügen. Ich hatte damals unbewußt „das Himmelreich in mir ſelbſt", und als ich einmal von meinem Pathen einen hölzernen Pallaſch ge-

ſchenkt bekam, ſetzte es mich ſo außer mir, daß ich die Ruhe nicht hatte, bis er an der nächſten Mauer in Stücke zerſchlagen ging, und ich wieder auf meine leere Fauſt vergnügt ſein konnte.

Geſunde Kinder finden überall eine höchſt wohlfeile Seligkeit, und jede überflüſſige Zuthat unverſtändiger Liebe ſetzt dieſen Himmel in Gefahr oder ſelbſt auch die Engel darin.

Auch kein Lob wurde unter uns laut. Und wenn ich ſpäterhin mit den beſten Zeugniſſen aus der Schule, mit vergoldeten Prämienbüchern aus dem Gymnaſium kam, erwartete ich kein Schmeichelwort. Ich ſah die Unſerigen lächelnd einander zunicken, und war ſtolz und glücklich in heimlicher Empfindung Deſſen, was es bedeutete.

Wie ſich nun dem umherlaufenden Knaben die Stadt nach und nach entfaltete, bot ſich leider nichts Auffallendes dar, was die Seele der Jugend beſonders gereizt und erweckt hätte. Kein ſchiffbarer Strom, kein umfaſſendes Gewerbe, kein weither beſuchter Markt erweiterten das ſtille Thal; keine Kunſtſchöpfungen, keine wiſſenſchaftliche Thätigkeit warf eine wenn auch vorübergehende Verklärung in den Werkeltag. So alt die Stadt iſt, beſitzt ſie keine vortretenden Alterthümer, die eine Frage nach vergangenen Jahrhunderten hervorlockten. Schon Mitte des achten Jahrhunderts that ſich in Fulda, um das Stift des deutſchen Apoſtels, ſtädtiſcher Betrieb auf. Aber die reichen Spenden, von nah und fern dem Stifte dargebracht, verbreiteten keine Wohlhabenheit unter den Bewohnern, ſodaß man immer nur für das

nächſte Bedürfniß baute und bildete, was dem natürlichen Verfalle und dem wechſelnden Zeitgeſchmack keinen Widerſtand leiſtete.

Merkwürdigerweiſe war auch in dem ſo abgeſchloſſenen und vielfach eigenthümlichen Fulda im Laufe frommer und ſtreitluſtiger Jahrhunderte kein eigentliches Volksfeſt aufgekommen, und was von alten, einheimiſchen Geſängen, bruchſtückweiſe und oft ins Sinnloſe verkehrt, hier und da noch laut wurde, erinnerte nur an alte Luſtigkeit beſcheidenen Genuſſes. Dafür fehlte es nicht an Kirchenfeſten und Proceſſionen; auch war es gelungen, ein neues Geſangbuch mit theilweiſe trefflichen Melodien dem Volk in die Hand und durchs Ohr in den Mund zu bringen.

Wir Kinder freuten uns zumeiſt auf das Chriſtfeſt. Nicht wegen der leuchtenden Beſcherung am Chriſtbaume: dieſer war damals im katholiſchen Fulda nicht üblich. Den Kindern erſchien am 6. December der heilige Nikolaus, mit Sack und Ruthe zu lohnen und zu ſtrafen ausgerüſtet. Aber das Chriſtfeſt brachte andern Jubel mit ſich. Man ging am Vorabende nicht wie gewöhnlich ſchlafen; Freunde und Angehörige verſammelten ſich nach Verabredung. Wie die Reichen und Vornehmen bei Mahlzeiten, Spiel, dampfenden Weinkumpen und Punſchnäpfen den Abend zubrachten, weiß ich nicht: in unſerer Stube waren wir bei Kaffee mit Kuchen fröhlich, bis von eilf Uhr an das Wechſelläuten zur Chriſtmeſſe der Mitternacht einlud. Nun ging's zur Kirche, einer Handlaterne nach, die durch den tiefen, vom ſchwar-

zen Nachthimmel rieselnden Schnee leuchtete. Dort trat man in eine tausendfache Helle ein. Denn zu den Kerzen der Altäre hatten die Betenden ihre Wachsstöcke angezündet. Musik, Gesang, laute Gebete des Priesters, wie oft man sie vernommen, weckten doch in der ungewohnten Umgebung einen neuen Schwung der Empfindungen. Die am Hochaltar wandelnden Gestalten nahmen von der Mitternacht etwas Geisterhaftes an, wozu selbst die hohen Kirchenfenster, durch die sonst zum Hochamte der helle Tag hereinstrahlte, jetzt schauderhaft schwarz herabsahen.

Aber nicht alle Herzen im Gedränge waren auf den Hochaltar gerichtet. Und verstand ich auch in jenen Jahren nicht, was Alles nach üppigen Mahlzeiten und heißen Pokalen, neben den Wachskerzen, aus Wechselblicken leuchtete oder auch die Schatten der heiligen Nacht suchte: so lief doch die Andacht nicht ohne gemeinverständliche Ausgelassenheiten ab. Studenten hatten unter der Messe Dinte in die Weihwasserkessel gegossen, und gerade die Frömmsten, die nie ohne sich besprengt zu haben, aus der Kirche gehen, kamen, das Gesicht schwarz betupft, nach Hause und erschraken, ein Spiel des bösen Feindes an sich zu sehen. Andere Muthwillige hatten im Gedränge des Ausganges diese und jene Andächtigen, wie sie in der Kirche durch den gemeinsamen Faden des Gebets vereint gewesen, nun auch eiligst mit Zwirn zusammen geheftet. Draußen zerrten sie dann nach verschiedenen Seiten auseinander und konnten, vom Strome der Menge hin und her gestoßen, nur mit dem

Meſſer unter vorgehaltener Laterne von einander gelöſt werden.

Von dieſem Tag an blieb uns Kindern für längere Zeit das Krippchen bei den Kapuzinern. Ein theaterartiges Gerüſte, der altengliſchen Bühne ähnlich mehr in die Breite als in die Tiefe gerichtet, trat dem Beſchauer mit ſchmalem Vordergrund entgegen, und führte an der Hinterwand bemalte Felſen und geſchwungene Felſenpfade empor. Hier wurden die heiligen Geſchichten der Geburt des Jeſukindes mit halb lebensgroßen und bunt bekleideten Figuren dargeſtellt. Zuerſt hatten die Hirten ihre Schäfchen durch reichlich aufgeſchüttetes Moos an das Ställchen heran getrieben, um das göttliche Kind anzubeten. Wir ſahen es vor der Krippe im Schooſe der Mutter liegen, nackt, aber von Ochs und Eſelein angehaucht, damit es in der bittern Kälte nicht friere. Die Kälte fühlten wir mit; aber die Mönchsphantaſie verſetzte auch ins warme Klima von Bethlehem einen ſtrengen Froſt, wenn auch nur für das Ställchen, und ohne die Schäfer in ihren leinenen Kitteln etwas davon empfinden zu laſſen, die ja nach der Schrift mit ihren Lämmern im Freien übernachteten.

Zu Neujahr verwandelte ſich das Ställchen in den Tempel. Maria und Joſeph hatten ſich herausgeputzt. Das Ochslein war natürlich zu Hauſe geblieben; dafür ſtand aber der hohe Prieſter mit einer Hörnerkappe zur Beſchneidung da. Zugleich ließen ſich ſchon in der Ferne auf hohem Bergpfade die heiligen drei Könige erblicken. Sie kamen zu Pferd mit Kameelen und Moh-

ren, und rückten bis zum sechsten Tag immer etwas näher. Endlich waren sie am alten Ställchen angelangt und überreichten ihre reichen Gaben an Gold, Weihrauch und Myrrhen. Wie man uns Kindern diese Sachen nannte, hatten wir von Gold und Weihrauch einigen Begriff; unter Myrrhen aber stellten wir uns mürbe Wecke vor, fanden das Geschenk für das Jesukind ganz in der Ordnung, und dachten uns die warme Milch dazu.

Nach wenig Tagen waren die hohen Potentaten plötzlich aufgebrochen, hatten aber jetzt den Weg links über die Berge genommen, dem Sterne folgend, der, wie wir hörten, den spitzbübischen Herodes hinters Licht führen sollte. — Nun stand uns der betrübte letzte Act vor, wie nämlich des Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kindlein mordeten. Es war höchst anschaulich dargestellt, und wir Knaben freuten uns nur, daß die Soldaten in ihrer blinden Wuth das Jesukind nicht sahen, das eben im Schooße der reitenden Mutter über den nächsten Hügel geflüchtet wurde. Wir verstanden den pfiffigen Blick des zurückschauenden Esels und nickten ihm zu, sich zu eilen.

Weniger Sinn hatten wir als Knaben für die ernsten Ceremonien der heiligen Woche. Doch interessirten uns die sogenannten heiligen Gräber, zu denen wir von Kirche zu Kirche mitgenommen wurden. Diese künstlichen Höhlen, deren Dunkel von bunten Glaskugeln durchdämmert wurden, erregten uns ein bängliches Herzklopfen. Heiterer nahm sich das Blumengärtchen in der Nonnenkirche aus, und die fingergroßen nackten Engelchen,

die ſchwebend die ausgeſetzte Monſtranz umtanzten, waren für uns ein heiteres Wunder.

Was in jenen Jahren den Knaben noch befremden mußte, die am Charfreitage von verſchiedenen jungen Geiſtlichen in vertheilten Rollen recitativiſch geſungene Paſſion, zog mich in ſpätern Jahren deſto mehr an. Aus ſolchen heiligen Wurzeln war ja das chriſtliche Drama, wie das altgriechiſche aus heiligen Choraufzügen, erwachſen. Das moderne Drama hatte ſich in ſeiner Entwicklung mehr und mehr ſeiner Abkunft entkleidet, während das griechiſche, auch in ſeiner höchſt vollendeten Ausbildung, die Chöre, wie die Schnecke ihr Haus, noch mit ſich führte.

Aehnliche Betrachtungen ließen ſich bei der großen Leidensproceſſion anſtellen, die denſelben Charfreitag gegen Mittag durch die Stadt von Kirche zu Kirche geführt wurde. Damals hatte ſie ſchon lange ihre frühern frommen Ausſchweifungen ablegen müſſen. Jetzt wurden nur noch die Werkzeuge der Peinigung, das koloſſale Kreuz und die weinende Mutter mit der Leiche des Sohnes auf dem Schooſe — mater dolorosa et lacrimosa — von Handwerkern mit umhergetragen. Früher hatte das wunderlichſte Schaugepränge ſtattgehabt. Gott Vater in großem Ornate, die Mutter Maria in Begleitung von Heiligen hatten bei der Proceſſion figurirt. Könige und Helden, Herodes und Pilatus, ein tanzender David mit der Harfe waren im Gefolge geweſen, und ein rieſiger Walfiſch, aus dem Jonas ſang, mit getragen worden. Simſon im Harniſch, von geharniſch-

ten Philiſtern geführt, gab ſich durch den Eſelskinnbacken zu erkennen, mit dem er um ſich ſchlug. Außerdem war der Zug von Geißelbrüdern begleitet geweſen, und dieſe Vermummten hatten ihr Bußgelüſte nicht blos auf dem eignen Rücken, ſondern auch mit Seitenhieben gegen Zuſchauer oder Vorübergehende ausgelaſſen. Man erinnerte ſich auch noch der dramatiſchen Darſtellung der Paſſion an dieſem Tage und erzählte den drolligen Vorfall, daß ein junger hübſcher Burſche, in der Rolle des Erlöſers am Kreuze befeſtigt und zu allmäligem Sterben abgerichtet, als er in der umſtehenden Menge ſeine Geliebte gerührt und ſtolz zugleich zu ihm aufblickend bemerkte, ſtatt Eli, Eli, laut gerufen habe: Thut mir die Madlene fort, ſonſt kann ich nicht ſterben!

Es waren Ueberbleibſel der mittelalterlichen Myſterienſpiele, und erinnern abermals durch ihren Urſprung aus der Leidensgeſchichte des Heilands an den religiöſen Urſprung auch des griechiſchen Drama. Dionyſos, der von einer menſchlichen Mutter geborene Sohn des Vaters der Götter, hatte unter dem Bilde der Rebe eine vermittelnde, erlöſende Cultur unter den Völkern verbreitet. Aus dem heitern Dienſt ſeiner Verehrung entwickelte ſich das griechiſche Drama. Die früheſte chriſtliche Kirche war dem verlockenden Theater, auf welchem oft auch Spöttereien gegen das Chriſtenthum extemporirt wurden, feindſelig geſinnt, bis ſie, im Einklang mit dem Gedanken des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, der das Leben Chriſti „das Drama der Menſchheit" nennt, ſich des Theaters, von welchem die Menge doch ſo mächtig

angezogen wurde, in ihrem Intereſſe bemächtigte. War nicht Chriſtus, der göttliche Sohn einer irdiſchen Mutter, ein höherer Dionyſos, deſſen erlöſende Lehre unter dem Bilde — nicht der Rebe, ſondern des Kreuzes eine heilige Cultur über die Erde verbreiten ſollte? So bildete ſich zuerſt die Meſſe als ein ſymboliſches Drama, und der chriſtliche Kirchenbau erinnerte an das alte Theater. Wie auf dieſem Götter und Heroen dem entfernt ſitzenden Volke erſchienen: ſo war der erhöhte und durch Gitter vom Kirchenſchiffe getrennte Altar die Bühne, wo durch die Vorgänge der Meſſe die Vereinigung des Gottes mit dem Menſchen dargeſtellt wurde. Aus dem Tempel heraus traten ſodann die Myſterienſpiele, in die nun freilich das Volk, dem das verhüllte Heilige preisgegeben war, auch ſeinen Witz einzumiſchen nicht unterließ.

Beinahe hätte ich des vorausgegangenen Palmſonntags vergeſſen, undankbar für die buntgefärbten Eier und der mächtigen Bretzel, die mir jener Morgen brachte. Meine Mutter wußte noch von dem Palmeneſel, der nun leider verendet war. Aus Holz gezimmert und durch die Stadt rollend hatte er einen jauchzenden Schweif der Jugend hinter ſich her gezogen. Wo er ſtill hielt, hatte man ſich, nicht um den langbeohrten Kopf, ſondern um die namenloſe Oeffnung unter dem Schwanze gedrängt, woraus man ein buntes Ei um das andere hervor holte. Dies gelang aber nur Einzelnen. Die Andern rangen und rauften ſich um den Glückstopf, der doch die meiſten Hände leer ausgehen

ließ. Denn die neidischen, gläubigen Augen der Knaben nahmen nicht wahr, daß nur die in hohler Faust eingeführten Eier als gefundene zurück kamen.

Dieser Esel, wie ich mich später unterrichtete, war von bedeutender Abkunft und hatte seine lebenden Ahnen in jenen frühern Zeiten gehabt, da der Palmentag den niedern Geistlichen, wie einst den altrömischen Sklaven das Saturnalienfest, vergönnt gewesen war, sich einmal gütlich zu thun und gelegentlich auch gegen den hohen Klerus sich etwas heraus zu nehmen. Da hatte man denn, unter Spottliedern auf die Hoffahrt und Ueppigkeit der Prälatenschaft, einen phantastisch aufgeputzten Esel umher und bis in die Kirche geführt, wo man ihm auf dem Altar ein Bündel Heu zu fressen gab. Das baseler Concilium, nicht in der besten Laune auf die päpstlichen Einkünfte und kirchlichen Misbräuche, untersagte auch jene anzüglichen Belustigungen, die sich aber in beschränkter Weise noch fort erhielten. Wie sich manchmal eine übertriebene Fröhlichkeit zu einem sogenannten hölzernen Gelächter erschöpft: so war jener alte Palmenesel zuletzt zu einem bloßen Gestell mit täuschendem Eierstocke herabgekommen.

Nur mit zwei Worten muß ich noch der höchsten Blüte der katholischen Feste, des Fronleichnams, gedenken — dieses Cactus grandiflorus, der nur flüchtige Stunden blüht und seinen betäubenden Vanillegeruch verbreitet. Auf uns Knaben machte die Fahrt des Fürstbischofs nach dem Dom den lebhaftesten Eindruck. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer in bunter, aufgeschürzter

Livree mit ſeinem Stab, ein Roccoco-Mercur, aus dem Schloßhofe flüchtigen Schrittes kommen. Hinter ihm, unter den Glocken des Doms, unter den ſchweren Klängen der Hoſanna, naht ſchnaubend, rechts und links mit den Federbüſchen nickend und den weißen Schaum der Zungenſtange verſpritzend, das Sechsgeſpann, das den herrſchenden Prieſter im goldenen Prachtwagen an der trommelnden Hauptwache vorüberzieht. Heiducken ſchreiten neben her; Leibhuſaren folgen zu Fuß in großen Bärenmützen, mit heraushangenden rothen Säcken, den verbrämten Dolman auf der linken Schulter, den Karabiner im rechten Arm und die Sporen an gelbledernen Stiefeln. In zwei Reihen ſtellen ſie ſich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwiſchen dem Hochaltar und den Kniebänken auf. — — Die Orgel ſchweigt, Sänger und Geigen verſtummen, eine andächtige Stille athmet den Worten des hohen Prieſters entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln. Die Hoſtie wird gehoben, die dreimaligen Schellen erklingen; die Huſaren ſtürzen auf lautes Commandowort mit den Karabinern auf den dröhnenden Boden knieend nieder, die rechte Hand über der Stirne geſpreitet, als ob das Auge vor den Strahlen der herabgeſtiegenen Gottheit zu ſchirmen. Draußen fallen die ſchweren Kanonenſchläge und die Gemeinde ſtimmt ihr Heilig, heilig iſt der Herr! an.

Wie denn aber Pomp und Pracht, wenn ſie ſich einmal nicht genug thun können, gar leicht von irgend einer Seite aus dem Feierlichen ins Lächerliche fallen: ſo war für ſolchen außerordentlichen Tag zu den geſchmückten

Husaren und den geübten Musketieren noch eine Landmiliz aus dem Centamte der Stadt herein gezogen und nothdürftig abgerichtet worden. Da standen nun diese bäuerlichen Gestalten in ihren langen blauen Röcken, deren breite Schöße, roth gefüttert, unten umgeschlagen und mit Vorder- und Hintertheil zusammengehäkelt bammelten. Der dreieckige Schlapphut saß so schräg in den Kopf gedrückt, daß der Schießprügel vor dem linken Theil aufrecht stehen konnte. Der Hauptmann der Compagnie, mit einer Schärpe angethan, war so im militärischen Selbstgefühl versunken, daß er, als die große Processión vom Dom herauf kam, sich des Commandowortes, womit er seinen Leuten eine Schwenkung zur Seite des öffentlichen Altars geben mußte, durchaus nicht besinnen konnte. Er wendete den Kopf hin und her, als ob er das Vergessene herbeischütteln wollte, er zupfte mit der linken Hand verstohlen am langen, dünnen Wickelzopfe, wie an einem Schellenband, um das ausbleibende Wort zu citiren, während er es auszurufen bereits den alten Säbel weit in die Luft streckt. Vergebens! Der Verlassene bleibt verlassen. Und schon schwebt die erste Fahne der Processión heran. Da ruft er mit der Gewalt eines Generalfeldzeugmeisters: Mannschaft, Achtung! Und folgt mir nach!

So schreitet er mit einhackenden Ferſen voran, und die treuherzige Schar folgt, Mann für Mann, wie eine Ente der andern.

Die Gesellschaft.

Hinter jenen Kirchenfesten her, die ihren pomphaften Cyklus mit dem Frühjahr abschließen, brachte der Sommer wenigstens eine Art öffentlicher Ergötzlichkeiten, an denen auch die Prälaten nur im Weltkleid Antheil nahmen. Es waren Scheibenschießen, die in dem großen Garten eines vor dem Petersthore gelegenen Wirthshauses ihre festen Scheiben- und Schützenstände fanden. Montags früh ward mit Trommeln und Pfeifen hinausgezogen. Die Schützen, aus dem Adel und höhern Beamtenstande zusammmengetreten, bezeichneten sich mit grünen Bandschleifen an Hüten oder Mützen. Drei Tage währte das Schießen um die ausgesetzten Preise. Musik spielte dazwischen, und die glücklichsten Treffer wurden mit Böllerschüssen geehrt. Der Ceremonienmeister des Festes, zugleich die Zielscheibe für den Prälatenwitz, war ein läppischer weltlicher Consistorialrath, anerkannter Spaßmacher der damaligen Societät und jetzt sehr vergnügt, sich auf diesem Fuße vor der bürgerlichen Menge hervorzuthun. Am

dritten Abende erschienen die Frauen und legten sich während der Preisvertheilung geschmückt in die obern Saalfenster. Ein Feuerwerk beschloß den Tag und gab das Signal zum nächtlichen Ball.

Wir Knaben fehlten natürlich nie im Gedränge der Zuschauer, die sich zwischen dem Hause und den Schützenständen bewegten. Und da taucht mir aus jenen Tagen eine Erinnerung auf, die einen Rückblick in jenes nach Sittenfäulniß schmeckende Prälatenleben und zugleich einen Einblick in die instinctmäßige Empfänglichkeit der Kinderseele thun läßt.

An einem solchen Abende trieb sich unter den zahlreichen Zuschauern ein Capitular umher, den ich nicht seinem Namen, wohl aber seiner verwachsenen Gestalt nach von hohen Festen aus dem Dom her kannte. Unbekümmert um das Bürgervolk, das ihm ehrerbietig auswich, unterhielt er sich im Getöse der Menge und der knallenden Büchsen durch Geberden mit einer Dame im obern Fenster. Meine Knabenaufmerksamkeit folgte jeder seiner Bewegungen mit dem scheuen Respecte, den ich vor allem Vornehmen hatte. Bald aber fielen mir die Mienen und Zeichen auf, die vor allem Volke zwischen oben und unten gewechselt wurden; bis eine unbeschreibliche Geberde, die der gräßliche Aesop machte, mich mit einer geheimnißvollen Angst überrieselte. Nicht als ob ich die Symbolik dieser Gesten eigentlich *verstanden* hätte, nein, durchaus nicht: aber die Faunenmiene des geistlichen Herrn und das scharlachrothe Lächeln der Dame erschreckte mich mit einer Vorempfindung von Unsittlichem, das gemeint sei.

Nicht um ihrer ſelbſt willen ſoll dieſe Knabenerinnerung hier mitgetheilt erſcheinen, bewahre! Sie bleibt aber bedeutſam als Probe des Zeitgeſchmacks, als Maßſtab Deſſen, was in der damaligen Geſellſchaft hinter den Wänden des Hauſes doch wol für ſtatthaft muß gegolten haben, wenn es ſich, ſonſt ſo ängſtlich verſteckt, damals an öffentlichen Vergnügungsorten, unter den Augen des Volks, von Prieſterfingern telegraphiren ließ. Auch iſt es für das Stilleben eines einfachen Menſchen, wenn es doch einmal ſkizzirt wird, nicht gleichgültig, zwiſchen welche Umgebung der Welt es von der Hand des Geſchicks hingeſtellt wurde, und von welcher Staffage es ſeine Schatten empfing. — Und auf was hätten wir lebhaften, ungebundenen Knaben denn auch in einer ſo einſamen Stadt unſere friſchen, ſuchenden Augen zu richten gehabt, um nicht zu ſehen, wie die vornehmen und adligen Leute, der anziehendſte Gegenſtand der bürgerlichen Aufmerkſamkeit, ſich benahmen? Wie hätten wir nichts davon hören ſollen, was aus der Region des Hofes von Ohr zu Ohr bis in unſere Niederung gelangte, wie ein wildes, wühlendes Bergwaſſer von einer zur andern Felſenmuſchel niederplätſchert?

So gedenkt mir noch gar wohl, wie ſehr wir jungen Kameraden auf das Treiben eines fürſtlichen Vetters Acht hatten, der auf unſerer Gaſſe im Erdgeſchoß jenes Hauſes wohnte, das jetzt den beiden proteſtantiſchen Geiſtlichen überwieſen iſt. Aus der Petersgaſſe kam täglich eine hübſche, ſaubere Bürgerstochter friſchen und etwas derben Ausſehens zur Meſſe oder Abendskirche wandelnd vorüber.

Wir ſchlichen pfiffig hinter ihr her, um zu beobachten, was der kecke Oberjägermeiſter ihr am Fenſter zurief, wie er ſie ein andermal am Hausthor erwartete, um ſie, keck umfaßt, eine Strecke zu begleiten, oder halb mit Gewalt in ſeine Wohnung zu überreden. Wir verſtanden nicht, was die Nachbarſchaft bald genug von dem Fall des bethörten Mädchens flüſterte; aber wir hatten es nicht vergeſſen, als wir in reiferem Alter die völlig Geſunkene, entſtellt von Ausſehen, in Haderlumpen, und von berauſchendem Getränke überwältigt in der Straße erblickten, wo ſie einſt dem nun verſchollenen Manne nicht wie Gretchen dem Fauſt geantwortet hatte:

Bin weder Fräulein, weder ſchön;
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Allerdings waren nicht alle Höflinge ſo verwegen, nicht alle Capitulare ſo verwachſen, wie die Erwähnten: doch auch die Unordnungen, die geordneter vorfielen, hatten gegen das Volksleben ſo wenig Vorhang, daß ſie nur verwirrend auf die ſittlichen Begriffe der Menge wirken konnten, wie ſie denn auch die Geſinnung der zur violettenen Societät mitgehörigen bürgerlichen Beamtenfamilien wirklich verdarben. Oder, wie hätten ſonſt Männer der beſten Patrizierhäuſer, Mitglieder der höhern Landescollegien mit ſo viel Selbſttäuſchung oder Selbſtvergeſſenheit ihren Töchtern oder Schweſtern den räthſelhaften Verkehr mit manchen Prälaten geſtatten mögen? Dieſe Schönen lebten nämlich zuweilen auf den Propſteiſitzen und ſtanden dem Hausweſen ihres eheloſen Freundes vor. Hier und in der Stadt ſchickten ſie ſich nicht

nur darein, eine in ihren Einnahmen und Ausgaben sehr entzweite Wirthschaft sorglos zu besorgen, und zu den Gelagen einer lustigen Genossenschaft die Solokarte zu mischen: sie waren auch politisch genug, in die kleinlichen Intriguen mit einzugreifen, die zwischen dem Hof und dem Capitel angesponnen und ausgespannt waren. Man weiß ja, daß an geistlichen Höfen die Parteifäden, die vom Staatsrocken gezupft wurden, ihre besondern Spulen fanden. Zuweilen nahm auch eine dieser Schönen Gelegenheit, ein Fädchen solchen Gewebes abzureißen, womit sich ein junger Mann fesseln ließ, der aus seiner untergeordneten Herkunft nur an solchem Ariadne-Faden zur Gunst eines einflußreichen Mannes, zur Hand einer lebenskundigen Frau und zu Amt und Ansehen im Staat gelangen konnte. Ein solcher Mann hatte dann das Glück, ein sehr lebhaft besuchtes Haus zu machen. Auch soll es irgendwo vorgekommen sein, daß die Frau eines solchen Beamten so rücksichtsvoll war, die Wochen für ihre ledige Schwester abzuhalten, die bei ihrem geistlichen Freund keine Zeit hatte, sich mit ihrem Neugebornen zu beschäftigen. Ueberhaupt würde eine Auswahl überlieferter Anekdoten jene Zeit treffender als die umständlichste Schilderung anschaulich machen, wären jene Geschichtchen, ursprünglich schon allzu saftig, für die Gegenwart nicht in so scharfen Geschmack übergegangen, daß sie sich dem Leser nicht wohl vorsetzen lassen. Im Ganzen war das Leben jener Kreise, das heißt der eigentlichen Gesellschaft, obgleich ins gothische Gestell des Priesterthums gefaßt, doch nur auf eine sinnenweltliche Feder aufgezogen und

ohne Minutenzeiger für die Momente des Ewigwahren und Schönen; ja die Genußsucht, der Pendel, der das Werk im Schwung erhielt, war so wenig vergoldet, daß er um alle Kanten und Verzierungen Grünspan ansetzte.

Das niedere Volk wurde von diesen Zuständen nur aus der Ferne berührt, doch aber, wie gesagt, in seinen sittlichen Begriffen insofern verwirrt, als es sich durch die Unverhohlenheit dieses Lebens gewöhnte, dasselbe zwar nicht für recht und erlaubt, wohl aber in einer höhern Ordnung begründet, gleichsam als ein sittliches Privileg anzusehen. Man scherzte darüber und machte es so zu einem Spaß. So nannte man die Chaise, worin einer der angesehensten Prälaten genau zur selben Stunde täglich seine Freundin besuchte, die hölzerne Glocke, oder die fahrende Uhr. Ein guter Kopf ließ wol in vertrauter Umgebung derbere Witze aus, und man gab sie laut und lachend weiter. Oder es entsprang aus der Phantasie des Volkes eine flüchtige Mythe, in der sich das sittliche Gefühl Luft machte. Dies war selbst nach der Säcularisation noch einmal der Fall, als eben jener Prälat der hölzernen Glocke, sonst ein geistreicher und mit unserer Literatur in Verbindung gestandener Mann, gestorben war. Noch vor seinem Begräbniß lief das gespensterhafte Gerücht um, — ein schwarzes Mutterschwein mit fünf schwarzen Ferkeln habe um Mitternacht des Abgestorbenen Prachtbett siebenmal grunzend umkreist und einen großen Gestank hinterlassen.

Naiver, als diese Erfindung, und doch nachdrücklich

genug ist das Wort einer Bäuerin überliefert worden, die an einem Propsteisitze wohnte oder vielleicht in der Propstei gedient hatte: „Es ist ein Gotteswunder, sagte sie, daß noch ein Streifchen blauer Himmel über dem Volk hangen bleibt!“

Zeitstimmung.

Einem Stillleben darf es nicht an jenen Lufttinten und Lichtbrechungen fehlen, die es in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, nicht an den Durchblicken und Fernsichten vor- und rückwärts, die das stille Gemälde in seine rechte Weltumgebung versetzen. Darum muß der Erzähler hier, wo er als Knabe zum erstenmal von der Luft des Jahrhunderts überschauert wurde, ein paar Momente verweilen, um sich nach der wundersamen Beleuchtung aus der damaligen Atmosphäre umzuschauen.

Es war bekanntlich eine schwüle, weiche Zeit, die der französischen Revolution unmittelbar vorausging und ihr unmerklich, aber desto wirksamer vorarbeitete. Die tiefste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft war von ihr aufgelöst und unterwühlt, — die alte Sitte, die öffentliche Sittlichkeit. Das Geheimniß der Geschlechter ward allzu leicht preisgegeben, das Heiligthum der Ehe allzu oft entweiht Galt es doch unter Vermählten für feinen Ton,

alle Verirrungen wechſelnder Neigung einander nachzuſehen Der Geſchmack an der Fäulniß der Familie eignete als Hautgout für die gute Geſellſchaft. Es war der Moden eine, die unſer äffiſcher Adel vom pariſer Hof annahm, um hernach ſich zu erſtaunen, daß unſer Volk an der franzöſiſchen Revolution auch einmal etwas von Paris haben wollte. Die Herzogin von Orleans, bekanntlich eine pfälzer Prinzeſſin, ſchrieb vom Hofe des vierzehnten Ludwig: „Wer ſich piquiren wollte, ſeine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot paſſiren, und würde von Jedermann verſpottet und verachtet werden.“

Im bürgerlichen Leben war es die Zeit fröhlichen Genuſſes, ſorgloſen Hinlebens, leichter Manieren, mit denen die Götter der Ariſtokratie zu den Töchtern des Volkes herabſtiegen; die Zeit, da die katholiſche Orthodoxie tolerant, und die proteſtantiſche Bildung ſo gern katholiſch wurde, — beides gegen ſeine Natur. Das mühſam aus dem Erze des Mittelalters entlarvte Gold der Humanität wurde theilweiſe breit geſchlagen und ſo breit, daß es noch als Goldſchaum auch die Schmach und den Wurmfraß der Geſellſchaft überkleiden ſollte.

Es iſt die Rede von den höhern Ständen, von jenen Claſſen der Geſellſchaft, die von der franzöſiſchen Revolution am meiſten empört, und freilich auch zunächſt bedroht waren, ohne es ſich einzugeſtehen, daß eben ſie ſelbſt die thätigſten Vorarbeiter derſelben abgegeben hatten.

Weiter verbreitet als dieſe ſittliche Gebrechlichkeit

zeigte ſich die politiſche Immoralität; denn an nationaler Geſinnung fehlte es im ganzen Volke.

Nachdem der Dreißigjährige Krieg die Cultur Deutſchlands um hundert Jahre zurückgeworfen, war durch den Weſtfäliſchen Frieden die Souverainetät einer Unzahl regierender Herren, geiſtlicher und weltlicher Fürſten, Grafen und Barone mit landesherrlicher Macht beſtätigt worden. Es war mithin eine an Kraft und Muth vielfach gebrochene Nation, über die ſo vielfach geherrſcht wurde. Auch der kleinſte dieſer Machthaber war, oft gerade ſeiner Unmacht zu lieb, groß genug, um den Eigenſinn als Diadem und das Belieben als Zepter zu führen. So zerſtückelt, von hundert Lebenspunkten der Gewalt in engen und engern Kreiſen umgewirbelt, verloren die Deutſchen allmälig das Bewußtſein eines großen, machtfähigen Volkes und das Gedächtniß glanzvoller Vergangenheit. Dieſe knappen Lebensverhältniſſe mit ihren kleinlichen Angelegenheiten und lächerlichen Anſprüchen verengten die Anſichten und Beſtrebungen, drückten den Geiſt und erniedrigten die Geſinnung des Bürgerthums. Dies blieb was man Spießbürgerthum nennt, — den Spieß ſelbſt verroſtet gedacht. Feigheit und Gemeinheit gingen Hand in Hand mit ebenſo jammervoller Unterwürfigkeit, in der alle Organe eines freien Staatslebens langſam abzehrten.

Im Luftkreiſe einer ſo dürftigen, haltloſen und verworrenen öffentlichen Meinung war es nicht anders zu erwarten, als daß Deutſchland in Handel und Induſtrie, in Poeſie und Literatur nur allzu lang hinter den Nachbarvölkern

zurückblieb, und deren Misachtung weder mit politischen Waffen, noch mit geistigen Werken von sich abwehren konnte. Daß es aber noch eitel darauf war, Moden und Sitten von daher anzunehmen, wo es verspottet wurde, ging über das Aeußerste der Selbstvergessenheit hinaus.

Solche Zustände des Völkerlebens, an sich selbst widerwärtig und beklagenswerth, erscheinen doch nicht ohne innere Nothwendigkeit oder vielmehr ohne innere Gesetzmäßigkeit und Bestimmung. Und wie sie an gewisse Früchte erinnern, die mit der Reife ihrer verschlossenen Samenkerne in Fäulniß kommen: so scheinen sie auf neue Entwickelungen des Volkslebens hinzuweisen. Wirklich waren in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts neue Gedanken, die Samenkerne religiöser und staatlicher Entwickelung, zeitig geworden, und die Autoritäten und Anstalten, in deren Schooße sie sich gebildet, fingen zu zerfallen und morsch zu werden an. In dem langen, lauen Frieden vor der Revolution verriethen sich allerwärts die thätigen Kräfte der Auflösung in der Diözese des kirchlichen Glaubens, im Gebiete staatlicher Verfassung und in den Kreisen gesellschaftlicher Ordnung. Zu diesen auflösenden Agentien gehörte besonders auch die aristokratische Sittenlosigkeit der Zeit. Jener weltliche und geistliche Adel mit seinem bürgerlichen Dienstgefolge — Theilnehmer an der Macht des Staates, Inhaber der hohen Würden der Kirche — von welcher Autorität hätte gerade er sich losreißen mögen, als eben von der allgemein menschlichen, der sittlichen Ordnung der Welt? Und so trugen gerade die Vertreter der äußer-

lichen Gewalten, deren Autorität ſie in ihrer Perſon vor dem Volke herabſetzten, am meiſten dazu bei, den freien menſchlichen Geiſt unabhängiger zu machen.

Dieſe Selbſtändigkeit des bewußt gewordenen Geiſtes war aber das Ziel, dem das achtzehnte Jahrhundert lebhaft zuſtrebte. Die Perſönlichkeit des vernünftigen Einzelmenſchen ſollte mit dem Selbſtbewußtſein auch die Selbſtbeſtimmung verbinden, um hierin den Urquell wahrer Bildung, das Fundament der bürgerlichen Freiheit und den echten Werth der ſittlichen That zu gewinnen. Dies die Bedeutung der Kämpfe, die am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die Gedanken und die Leidenſchaften der europäiſchen Menſchheit erregten. Die deutſche Wiſſenſchaft hatte bereits durch Kant's Kritiken den denkenden Geiſt mit den Ueberlieferungen der Kirche und Schule in Kampf geſetzt, als die franzöſiſche Revolution die Rechte des freien Bürgers gegen den Abſolutismus der herrſchenden Gewalt bewaffnete.

Dieſe Fragen und Kämpfe lagen von unſerm Stillleben weit ab, und erſt viele Jahre ſpäter konnte der belehrte Student in den Fußtapfen Kant's, dieſes überlegenen, wahrhaft eigenthümlichen und ungemein denkkräftigen Geiſtes, die Richtung erkennen, die den Menſchen von der unbedingten Herrſchaft äußerer Gewalten zu der ihm innewohnenden Macht des Unendlichen hinführen ſoll.

Schon ältere Philoſophen, z. B. Platon, ſprechen von einer Scheinwelt; ja der religiöſe Glaube ganzer Völker ruht auf der Vorſtellung von der täuſchenden

Nichtigkeit der ſinnenfälligen Dinge: Niemand aber hatte noch mit ſo ruhigem, nüchternen Scharfſinne, wie unſer Kant, die ganze Maſchinerie des menſchlichen Erkenntnißvermögens auseinander gelegt, um darzuthun, daß wir eben mit keinem unſerer Sinne die Dinge an ſich, alſo die Wahrheit der Welt, zu erkennen vermögen; ſondern daß wir blos der Eindrücke inne werden, die ſie auf unſere Organe machen. Wir ſehen nicht eigentlich den Baum, ſondern empfinden nur das Lichtbild, das von ihm auf die Netzhaut des Auges fällt. Unſere Vorſtellungen von den Dingen berühren alſo nur die Erſcheinung, nicht das Weſen derſelben, das ſich uns niemals enthüllt.

Indem nun aber aus dieſem Geſichtspunkte der königsberger Denker das Reich der menſchlichen Erfahrung ausmißt und abgrenzt, wobei er von allem darüber hinaus ſtrebenden Forſchen abwarnt, lenkt er unſere Erkenntniß ins Innere unſeres Selbſt, wo die letzten Geheimniſſe, die einzig zugänglichen, ruhen und der Schlüſſel zum Räthſel der Welt zu finden ſei. Das menſchliche Handeln iſt unabhängig von den Geſetzen der Erſcheinungswelt und aus der Erfahrung nicht erklärbar. Da findet ſich der Menſch auf den wahren und ſichern Boden ſeiner Weltbedeutung und Weltwirkſamkeit hingeführt — an die ewige Quelle der Geiſtesfreiheit, und die Aufgabe wird ihm geboten, dem irdiſchen Daſein, das nur aus dem Geſichtspunkte thätiger Freiheit eine Bedeutung für ihn hat, durch Wirkſamkeit ſeiner Vernunft die ihm fehlende Wahrheit und Würde zu verleihen.

In dieser Emancipation der Freiheit von der Natur, in dieser Anerkennung des Geistes als seines eigenen Gesetzgebers erblicken wir die Richtung und das Ziel der neuen Zeit und Zukunft. Ebenso bezeichnete es den Charakter des Zeitalters, wenn Kant in einer andern Schrift über „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", den Versuch machte, die religiösen Ideen als geistigen Kern aus der Schale der geschichtlichen Ueberlieferungen heraus zu brechen, und den Glauben vom Dogma abzulösen.

Wenn aber dieser höchst bedeutende Mann in all' Diesem zunächst wissenschaftliche Kämpfe und Bestrebungen anregte: so wirkte er viel unmittelbarer durch den Nachdruck, den er auf das Sittliche im Menschen legte, und durch das in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" aufgestellte ernste Sittengesetz als ein wahrer Reformator seiner schlaffen, unsittlichen, genußsüchtigen Zeit, die auch besonders durch die Prälaten in das stille, versteckte Fulda war verschleppt worden. Verschleppt: denn einen einheimischen Adel gab es hier nicht; sondern jeder neugewählte Fürstbischof brachte seinen Anhang mit oder zog ihn nach, — Männer, die an den Ton und das Treiben an andern Fürstenhöfen gewöhnt waren, mit denen sie auch ihre Verbindungen unterhielten.

Die Schule.

Der Wechsel von Nacht und Tag wiederholt sich in der Entwickelung aller Geschöpfe dadurch, daß auf jede Entfaltung nach außen mit Nothwendigkeit — sei es zu bloßem Ausruhen, oder für einen neuen Anlauf zu höherer Bildung — eine Rückkehr ins Innerliche folgt. So strebt das Kind beim ersten Erwachen aus seiner bisher vom Schlafe beherrschten Existenz dem Licht und der Luft entgegen. Mit dem gewonnenen Selbstgefühle treibt der Knabe sich die ersten Jahre in diesen Lebenselementen spielend umher und entwickelt seine Glieder und die weltwahrnehmenden Sinne. Dann aber wird er zum Lernen zurückgerufen, zur Einkehr in die Innerlichkeit der Seele. Freilich geht er meist so ungern an diese Verinnerlichung, wie — zu Bette.

Auch die Mutter unseres Knaben nahm den Zeitpunkt wahr, ihn zur Stadtschule vorzubereiten, indem sie zu bestimmten Stunden neben ihrer Nähterei das

zum Unterricht eingeführte ABC-Buch feierlich vor ihm aufschlug.

So schwer man sich bloßer Gefühle aus frühesten Jahren erinnert, so sind mir doch die wundersamen Empfindungen, die ich bei diesen Figuren und ihren Namen hatte, noch jetzt nicht ganz erloschen; vielleicht weil ihnen der hohe Ernst der Lehrmeisterin eine schwere Bedeutung beilegte und auf mich einen feierlichen Eindruck machte. Da mir nun eine leichte Fassungsgabe von Natur verliehen und von einem muntern Gedächtniß begleitet war, so ging ich im Wiedererkennen und Benennen der Buchstaben rasch vorwärts bis zum i, das mir durchaus widerstrebte. Eine Angst überkam mich, so oft mir dieser einfache Strich mit dem obschwebenden Punkte vor die Augen trat; denn jedesmal war mir sein Name wieder vergessen.

Diese kindische Befangenheit erscheint mir jetzt, da ich sie wunderlicherweise im Gedächtniß aufbewahrt finde, doch auf eine tiefere Beschränktheit hinzuweisen. — An einem so versteckten Orte, wie Fulda, in untergeordneter Lage der Gesellschaft, zwischen den Wänden einer Familie, die auf Glauben und Verehren, auf Dienen und Entbehren ihre vierschwellige Hütte gebaut hatte, schien dem lernenden Knaben das Verständniß seiner Zeit so tief verschlossen zu sein, daß ihm sogar das einfache Wurzelzeichen derselben schwer zu fassen ward. Ja, der Buchstab i, der ja bekanntlich, groß geschrieben, in der unserm Deutsch blutverwandten englischen Sprache wirklich das volle Ich bedeutet, muß als die Signatur der Per-

sönlichkeit angesehen werden. Und die Selbständigkeit des Ich, die Entfesselung der Persönlichkeit, die gleiche Berechtigung derselben in allen Lebenskreisen war, wie vorhin bemerkt, die Aufgabe, die das achtzehnte Jahrhundert über unsere Schulbücher hinaus für das neunzehnte überlieferte.

Diesem so vielfach abhängigen Knaben, dem schon die Signatur seines Jahrhunderts im ersten Schulbuche so schwer faßlich ist, — wie sollte es ihm möglich werden, frei vom Dogma der Kirche, freimüthig gegen die Mächte des Staates, und freigesinnt in der Gesellschaft sich zurecht zu finden?

Niemand in unserm Stilleben that diese Frage, — Niemand hätte sie thun können. Sie verschwindet an sich auch neben der großen, noch ungelösten Frage der Menschheit, — wie nämlich die Völker sich aus der allgemeinen Selbstsucht, in welche sie, ihr edles Selbst suchend, zuerst verirrt sind, zu sittlicher, religiöser und politischer Selbständigkeit durchkämpfen werden? Für die Darstellung eines Einzellebens bezeichnet sie aber immerhin den Gegenstand der Aufgabe.

Die Stadt- und Landschulen des gefürsteten Bisthums waren für damals und unter einer geistlichen Regierung recht gut bestellt. Heinrich von Bibra, der zwei Jahre vor meiner Geburt verstorbene Fürstbischof, hatte neben andern, dem Lande ersprießlichen Einrichtungen auch eine lobenswerthe Schulverordnung erlassen, und eine Schullehrer-Bildungsanstalt begründet. Ein ausgezeichneter Fürst, würdig dem Kranze jener er-

lauchten Biſchöfe und helldenkenden Theologen anzugehören, welche die Aufhebung des Jeſuitenordens wie eine Emancipation der Kirche empfanden und dem trübſeligen, engherzigen Proteſtantismus jener Zeit gegenüber einen leider! nur zu flüchtigen reformatoriſchen Glanz auf die katholiſche Kirche Deutſchlands warfen.

Jene Verbeſſerung der fuldaer Schule erinnert an Das, was durch den Miniſter Fürſtenberg für das Münſterland geſchehen war, mag aber zunächſt von Mainz aus angeregt worden ſein. Dort hatte der heitere, volksfreundliche Emmerich Joſeph nach Aufhebung des Jeſuitenordens unter Mitwirkung des Hofkanzlers Bentzel vortreffliche Einrichtungen zur Hebung der untern Schulen und der Univerſität durchgeſetzt. Es war die Stimmung jener Zeit, in welcher der Weihbiſchof von Hontheim (Febronius) den Zuſtand der Kirche und die geſetzmäßige Gewalt des Papſtes mit ſcharfer Sonde unterſuchte, als La Roche, der Verfaſſer der Mönchsbriefe, an der Spitze der weltlichen Geſchäfte in Trier ſtand, Derreſer, der freiſinnige Canoniſt, unter dem Schutze des Erzbiſchofs von Köln lehrte, und Blau an der Univerſität Mainz gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes ſchrieb. Es war vor und um das Jahr 1786, in welchem Jahre vier deutſche Erzbiſchöfe ſich gegen die verwegene Gerichtsbarkeit des Papſtes auf deutſchem Boden ſich zu den bekannten Emſer Punktationen vereinigt hatten.

Bei meiner ängſtlichen, ich weiß nicht, ob mehr angeborenen oder anerzogenen Ordnungsmäßigkeit wurde ich

ſehr bald den belobteſten Schülern beigezählt. Man weiß, wie leicht Knaben, die gerade das Schriftmäßige ſchnell faſſen und behalten, und ſich in die Schulordnung fügen, bei Eltern und Lehrern für ausgezeichnet und vielverſprechend gelten vor Jenen, die von ſchwerer Faſſungsgabe für das Abſtracte, und nicht ſehr fügſamen Naturels, vielleicht deſto mehr praktiſches Talent und Energie des Charakters in ſich tragen. Den Lehrern, die ſich mit ſo vielen und ungleich begabten Schülern abzumühen haben, ſind begreiflicherweiſe ſtille, fügſame Knaben, weil ſie ihnen die Mühe erleichtern, vor hartköpfigen und ausgelaſſenen lieb und lobenswerth. Auch befriedigt ſich ihr Eifer und ihre Eitelkeit mehr durch Diejenigen, die ſich in der Schule hervorthun, als durch ſolche, die erſt durch das thätige Leben herausgebildet werden.

Wiewol ich nun bald genug bemerkte, daß man im Allgemeinen mit mir zufrieden war, konnte ich mich doch einer heimlichen Furcht vor dem älteſten der drei Lehrer nicht entſchlagen. Meiſter Klippmüller war ein Original. Seine Hände, die er ſehr pflegte und zierlich trug, ſahen viel ſauberer aus als die mit Taback fleißig gefütterte Naſe. Wir hatten gerade vor ihm, der ſich in bannalen Späßen am meiſten herausließ, doch das wenigſte Zutrauen. Wir lachten ihm zu Lieb, ſo oft er in Stunden für die Erdbeſchreibung, die Landkarte von der Wand an die Tafel hebend, mit vollem Mund ausrief: „Seht, ich trage den ganzen Welttheil Europa an meinem kleinen Finger!“ — Einige Abwechſelung brachte er in den

Auftrag, womit er täglich einen Buben nach Schnupftaback ausschickte. Da hieß es einmal:

Da, einen Groschen geb' ich dir,
Und gehst zum Krämer Haberfack,
Mit schnellen Schritten holst du mir
Zwei Loth Marino-Schnupftaback.

Und das anderemal:

Heut gehst du zu Herrn Kircher,
Gutem Bürger,
Und holst mir zwei Loth Schnupftaback.

Hinter all' seiner Spaßhaftigkeit verlor ich aber nie die gepflegte weiße Hand aus dem Auge, die, in der Wurzel ungemein gelenk, beim geringsten Versehen dem Schüler ans Ohr schnellte. Der alte Mann hatte die Eigenheit, ein jedes frische Stück Kreide an den Spitzen und Kanten nach und nach so abzuschreiben, daß es zu einer kleinen Kugel ward. Offenbar beherrschte ihn das weltbildende Princip, das bekanntlich überall in der Kugelgestalt schafft. Aber wehe Dem, der beim Rechnen diese Kreidekugel fallen ließ! Für ein kleineres Versehen hatte ich schon an der Ohrfeige genug, die mir rasch zusauste, als ich einmal in den langen Strich in der Ziffer 7 einen Punkt auftippte, was Klippmüller an sich nicht leiden konnte, wobei aber diesmal auch die Kreide in ihrer beinahe vollendeten Kugelgestalt ein Tellchen erhielt.

Genau besehen ängstigte mich vielleicht der Magister weniger als das Rechnen, das damals und später meine stille Verzweiflung war.

Besser ging es mir mit den altbiblischen Geschichten. Das Wunderbare der Begebenheiten, in Verbindung mit

den natürlichsten Angelegenheiten der Menschen, übt einen eigenthümlichen Zauber auf Kinder und Gläubige aus. Das Allerfaßlichste des täglichen Lebens ist da mit dem Unbegreiflichen durchwebt. Jene Familien leben so einfach, wie wir es selber die ganze Woche haben, und der Himmel bestreitet dabei doch für sie einen Aufwand, wie ihn bei Weltereignissen unsere Könige selbst nicht machen können, — den Luxus der Wunderwerke. Die Lebensfragen jenes auserwählten Volkes berühren uns noch immer, indeß wir den Antworten so weit entrückt sind, die jenen Geschlechtern aus blitzendem Gewölk, von reisenden Engeln oder aus Prophetenmund ertheilt wurden. Die vielen Erzählungen von Gehorsam und Unterwerfung standen ganz im Einklange mit meinen engen Lebensumgebungen und mit der untergeordneten Gesinnung der Meinigen. Sollte ich mir unsere Kartoffeln in der Schale, wie trocken sie verzehrt wurden, nicht königlich schmecken lassen, wenn dem Könige Saul gesagt wurde: Gehorsam ist dem Herrn lieber als Nierenfett? In freiern Verhältnissen erzogen, könnte ein Knabe daran, daß alles Selbständige, wie edel es sich darstelle, verworfen, und nur Folgsamkeit und Untergebung belobt und belohnt wird, leicht stutzig werden. Mit einiger Lebenserfahrung nimmt man daher gern die Ueberzeugung an, daß bei Abfassung jener heiligen Geschichten ein geschlossener Priesterstand in seinem Interesse thätig gewesen sein möchte. Dies besonders, wo man wahrnimmt, daß bei der Theilung des Lebens der Gehorsam dem Volk und das Fett den Priestern zufällt. Indeß

entdeckte ich in jener untern Schicht meiner geistigen Entwickelung noch keine Spur von irgend einem vorsündflutigen Zweifel, einem Mastodon. Ich lebte in der gläubigsten Hingebung an jene Erzählungen und an Alles, was als Warnung und Lehre von diesem Baum der Erkenntniß abgeschüttelt wurde.

Ueberhaupt ist ja die Volksschule von jeher die erste Vasallin der Kirche gewesen, der sie für die Volkserziehung vorarbeitet. Diese Erziehung nimmt gern den Charakter einer Abrichtung an. Die Kirche scheint nämlich, nach Arthur Schopenhauer's Ansicht, mehr um die ruhige Ordnung des Zusammenlebens der Menschen, als um die innere Vollkommenheit des Einzelnen besorgt zu sein. Sie mag dabei von der Betrachtung geleitet werden, daß allen Menschen Vernunft, nur wenigen aber Einsicht und Urtheilskraft verliehen ist; daher sie dem Wahn und den wunderlichsten Hirngespinnsten zugänglich, und durch diese zu allen Verkehrtheiten und Ausschweifungen hinzureißen sind. Da es nun allerdings für die Schule eine vielleicht nie zu lösende Aufgabe ist, eine ganze heranwachsende Bevölkerung von höchst verschieden ausgetheilten Gaben gleichmäßig zu jener geistigen Bildung zu führen, die auf Erkenntniß und Urtheil ruht: so wird die sittliche Bildung für das eigentliche Volk wol für immer darauf berechnet sein müssen, die fehlende oder unzureichende Selbstbestimmung durch Abrichtung und Angewöhnung zum Guten und Rechten zu ersetzen. Daher werden dem aufwachsenden Menschen gewisse Begriffe nachdrücklich eingeprägt, bestimmte Anschauungen

und Maximen eingeflößt und ihm durch Wiederholung gleichsam angewöhnt, um seiner eigenen Erfahrung, seinem erwachenden Verstande voraus, eine beabsichtigte Richtung für das gesellschaftliche Leben zu geben. Diese Gedanken und Gesinnungen haften dann wie angeboren, leiten den Lenksamen oder setzen sich mit dem Abweichenden in Widerspruch; indem sie, wie ein sich mehr und mehr befestigendes Knochengerüste, den beweglichen Muskeln des Handelns zur Widerlage dienen.

Nächst den biblischen Geschichten wurde uns eine andere überliefert, die statt wunderbarer Begebenheiten das Wirken und Walten muthvoller und begeisterter Männer zur Anschauung brachte. Sie galt den Anfängen unseres engern Vaterlandes. Da vernahmen wir nun, daß dies reizende Fuldathal und die anmuthigen, nach dem Höhenzuge des Rhöngebirges aufgestuften Hügel einst von dem schaurigen Urwalde bedeckt gewesen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheure Bäume hatten den rauhen Boden in Besitz genommen und hegten wildes Gethier in Heerden und Flüge schreiender Vögel. Diesen Wald durchwanderte einst, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten, ein frommer, entschlossener Mönch, Winfried, nachmals Bonifacius genannt, einer jener Angelsachsen, die von den britischen Inseln herübergekommen waren, den Friesen, Sachsen und Thüringern das Wort und die Taufe des Christenthums zu bringen.

Von Winfried aufgeboten und eingesegnet, drang sein Schüler Sturm, ein geborner Baier, zum dritten

mal in das Dickicht des Buchenwaldes, um den ihm bezeichneten schicklichen Platz zur Erhebung eines Klosters aufzuspüren. Mit allen Mühsalen kämpft sich Sturm, dem Lauf der Fulda entgegen, durch die Wildniß. Von Menschen begegnet er blos slawischen Kaufleuten, die nach Mainz ziehen. Die Nacht über muß er seinen Esel vor dem Anfall wilder Thiere mit einem Zaun umfriedigen und sich selber schützen, so gut er's vermag. Die Nacht wird immer schwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufschlag eines Pferdes. Rasch gibt er mit Beilschlägen an eine Buche Kunde von seinem Dasein, und der Reiter dringt zu ihm heran. Es ist der Diener eines wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten sich zusammen und ziehen mit anbrechendem Tage weiter. Sturm erfährt die Namen der verschiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache Halt, und der forschende Mönch erkennt das ihm bezeichnete Ziel, wo an der Grenze von vier heidnischen Völkerschaften sein hoher Meister ein Kloster errichten will. Er dankt dem Himmel und nimmt den Rückweg.

Von Karlmann, dem Hausminister des fränkischen Königs, erhält nun Winfried einen bestimmten Waldstrich nebst ein paar hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens, und ein königliches Aufgebot ergeht an die benachbarten Grundbesitzer zu Schutz und Schenkungen an das neue Kloster.

So ward es im Jahre 744 gestiftet und Sturm zum ersten Abte bestellt. Rings umher sanken die Riesen-

bäume; ein steiniger Boden öffnet den Einflüssen des Himmels seinen unfruchtbaren Schoos. Die Mönche kämpfen arbeitend mit allen Entbehrungen. Die Noth macht es ihnen leicht, die strenge Regel des heiligen Benedict zu beobachten, nach der sie leben. Bald aber fließen ansehnliche Geschenke von nah und fern zu und bereichern das Stift. Es wächst zur Selbständigkeit unter dem Papste, zur fürstlichen Abtei, zum äbtlichen Primat „in Germanien und Gallien" und endlich zum gefürsteten Bisthum, in dessen Residenz ich nun die Schule besuchte.

So gut aber auch die Schule bestellt war, suchte die Mutter des Knaben doch den Beitrag für einen Privatlehrer zu erschwingen, den mehre Familien unter dem Namen eines Präceptors ihren Kindern zum Nachhelfen für die Schule hielten. Zum Glück war solcher Aufwand nicht groß, es fehlte nicht an dürftigen Studenten, die für wenige Groschen des Monats eine tägliche Unterrichtsstunde gaben; sonst hätte die gute Frau doch wol erst in Erwägung gezogen, ob ihrem leichtlernenden Knaben eine solche Beihülfe nicht entbehrlich sei. Sie ängstigte sich nur, daß etwas aus ihm werden sollte, und daß er tüchtig angehalten werde.

Beſchäftigung.

Indem nämlich der Knabe mit ſeinem Lernen immer ſchnell fertig war und es uns an Schriften, wie ſie heut die Kinderwelt überfluten, durchaus fehlte, machte es der Mutter Sorge, ihn zu beſchäftigen. Nach ihren Begriffen gab es aber nichts Schlimmeres für Alt und Jung als Müßiggang. Dieſer und die Lüge galten ihr für das Elternpaar aller Laſter, böſen Neigungen und Finten. Da gab es Erbſen und Linſen zu beleſen, häusliche Bedürfniſſe herbei zu holen, ja mit zwei Strickdrähten ein Strumpfband zu fertigen. Alles war ihr recht, was nur an Thätigkeit und Ordnung gewöhnte.

Diejenigen Claſſen der Geſellſchaft, die von den Mühen der eigenen Hände leben, ſehen allerdings ſehr verſchieden von Denen, die auf fremdem Schaffen ruhen, das hohe Werk der Arbeit an. Es befriedigt und erhebt ſie. Und mit rechter Einſicht erkennt wol auch Jeder in der Arbeit die unſerm Geſchlecht zugefallene

Actie an dem ewigen Schaffenswalten der Gottheit, ein unendlich theilbares Ganzes, von welchem jeder, auch der geringſte Antheil menſchenwürdig erſcheint. Und ſo war auch der Knabe durch jene, wenn noch ſo geringfügigen Verrichtungen, die aber zum häuslichen Fortkommen beitrugen, doch mitleiſtend, mitleidend, ein lebendiges Glied der Familie.

Hier wäre nun zu bemerken, daß in dem verſteckten Fulda das bürgerliche Familienleben ſo enge, wie es die damalige Zeit überhaupt hergebracht hatte, ſich vielleicht noch länger als in vielen andern Städten erhielt. Eine ſchlichte, ehrbare Sitte und das abgeſchloſſene Gefühl innigſter und ungetheilter Angehörigkeit machte die Subſtanz deſſelben aus. Und indem Kirche und Schule ſich beeiferten, Herz und Geiſt durch ſtrenge Lehre und fromme Angewöhnungen in häuslicher Abgeſchloſſenheit zu bewahren, trat der Staat hinzu, das Zellengewebe der Familien zu keiner höhern Entwickelung kommen zu laſſen, das Familienleben vom öffentlichen, ja vom Gemeindeintereſſe abzuhalten. Willfährigkeit und Gehorſam war das ſittliche Erbe, das vom Großvater auf die Enkel überkam. Nur zu geſelligem Verkehr und feſtlichen Genüſſen erweiterte ſich die Familie zur Sippſchaft, bei Gelegenheit von Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen. Man kam zum Gefühl der Vetter- und Baſenſchaft. Die ärmern Familien blieben wol gar beim Meiſter Nachbar und der Frau Nachbarin. Perſönlich freie Wechſelanziehung oder Aſſociation von Intereſſen ſtörten nicht das liebe Herkommen, noch die hohe Verbindung,

die man sogar mit der fürstbischöflichen Regierung darin gemein hatte, Alles beim Alten zu lassen.

Hierdurch kam ein pedantisches Geheimthun in die Familie, deren Glieder, der Luft der Oeffentlichkeit entzogen, gar empfindlich wurden, und jedes Gerücht, das über ihre Häuslichkeit umlief, wie ein Miasma empfanden. Nur die höhere Gesellschaft stand mit auswärtigen Höfen und mit der Welt in reiniger Verbindung. Statt aber die gute einheimische Sitte zu erweitern und zu erhöhen, nahm sie jene fremden und fremdartigen Elemente des Umgangs und der Gesinnung auf, die eben nur auflösend und entsittlichend in das deutsche Leben eindrangen. Wovon Fulda verschont blieb, waren die französischen Kammerherren und Köche, Kammerdiener und Spieler, Sprach- und Tanzmeister, die man anderwärts an die deutschen Höfe und in die adligen Kreise zog. Sie halfen die deutsche Eigenthümlichkeit mehr verderben als bilden, nachdem die protestantischen Flüchtlinge des aufgehobenen Edicts von Nantes durch ihre Manufacturen und Manieren einen wenigstens doch erweckenden Zusatz in das bürgerliche Leben einzelner deutschen Städte gebracht hatten. Aber auch hiervon war Fulda unberührt geblieben. Erst die französische Revolution regte eine große Umwandlung des bürgerlichen Familienlebens an. Die Zeitungen, diese Möven des Sturmwetters, zogen zuerst da, wo sie niederfielen, die Hausväter hin, in die Bier- und Weinhäuser, in die Casinos, Reunionen, Assembleen und wie diese Versammlungslocale mit fremden Namen benannt wurden. Doch auch hier fand man

ſich nach Gleichartigkeit des Amtes, des Gewerbs, des Vermögens zuſammen. Der äußere Anlaß bildete keine rechte Geſelligkeit aus, keine von einer Idee getragene innere Einheit der Beſtrebungen. Vielmehr verlor man ſich in Träumereien und Combinationen des Unverſtandes, und wo man ſich gar, nach höfiſchen Vorbildern, der Befangenheit des Familienlebens zu entziehen einfallen ließ, gerieth man nicht ſelten in Ungebundenheit der Sitten, in leidenſchaftliche Verwegenheit, ja über die Schranken der Rechtlichkeit hinaus. Die eindringenden Franzoſen fanden nur allzu leicht gelockerte Ehebande, in die ſie ſich mit ſiegesbewußtem Uebermuth einknüpfen konnten, und das einſt ſo abgeſchloſſene Familienleben war mit dem Verluſte ſeiner Einheit und Wahrheit bedroht.

Indeß haben wir ja ſchon bemerkt, daß gerade das bürgerliche Familienleben in Fulda, wie gegen manche beſſern Einflüſſe der Zeit, ſich auch gegen die franzöſiſchen ſehr ſpröde hielt. Vollends unſere ſtille Wohnung, wie weit lag ſie hinter jenen Umwandlungen zurück! So durfte der Knabe wol in müßigen Stunden unbedenklich ins Freie laufen; ein Anderes war es aber, wenn er zu kleinen Leiſtungen oder mit Aufträgen ausgeſchickt wurde, woran der Familie beſonders gelegen war. Da konnte er gar leicht in die Verſuchung jener dunkeln Mächte fallen, die zu damaliger Zeit ein katholiſch frommes Mutterherz neben der Vorſehung, an die es glaubte, mit Aberglauben fürchtete. Nie ließ mich dann die ängſtliche Frau über die Schwelle treten, ohne vorher

über die untere Hälfte der Hausthüre nach einem guten oder bedenklichen erſten Begegniß auszuſchauen. Kam ein altes Bettlerweib die Gaſſe entlang, oder wurde die Schweinheerde ausgetrieben: ſo hielt ſie mich am Aermel zurück, bis das üble Vorzeichen vorüber war. Wandelte aber ein geiſtlicher Herr aus dem nahen Seminar daher, oder ward ein Hammel vorbeigetrieben: ſo öffnete ſie raſch die Thüre, und hieß mich in Gottes Namen gehen.

Sehr ungern trug ich die geſteppten Kappentheile fort. Mochte mir nun die Pathe zuweilen etwas ſchenken, was mich immer in Verlegenheit ſetzte, oder eine junge Nähterin meinen pedantiſch eingelernten Gruß leiſe nachſpötteln: immer hatte ich etwas Empfindliches zu erwarten. Alsdann ward aber der widerwillige Junge daran gemahnt, wie gern der kleine Jeſus die Arbeiten ſeiner Mutter, die auch eine Nähterin geweſen ſei, fortgetragen habe. Dagegen war nun nichts aufzubringen und die gute Liſt blieb um ſo verzeihlicher, als die Mutter durch ihre eigenen Erfindungen zum Beſten ihres Knaben durchaus auf kein Mistrauen gegen Dasjenige kam, was die mütterliche Kirche ihren ſogar erwachſenen Kindern Wunderbares erzählt. So hielt denn auch die gute Frau gläubig feſt an der Legende vom Kleide Jeſu, das von Maria gewirkt, mit dem Kinde zum Manne erwachſen, und noch bei der Kreuzigung wie neu, den Kriegsknechten zugefallen ſein ſollte. Wenn die ſeufzende Frau ſo hätte wirken können! Wie wären da ein für allemal Kamiſol und Höschen beſorgt geweſen, die jetzt nie lang genug halten wollten!

Hat uns aber das bewegte Leben einmal erfaßt, so zieht es uns in immer weitere Kreiſe. Daher ward mir bald die häusliche Ziege anvertraut, ſie hinaus auf freie Raine oder an grüne Hecken zur Weide zu führen. Wie freute ich mich, wenn ſie luſtig fraß, und wie verdroß es mich doch, wenn ſie auch nichts als freſſen wollte! Sie ſollte auch meine gute Kameradſchaft anerkennen. Und ſie that es auch, wenn ich ſie anhaltend neckte und ſtörte, dadurch, daß ſie mit vorgeſchobenen Hörnern einen Zweikampf bot. Gar bald aber ward die Weide eine Verlockung zum Böſen für den Hirten. Ich führte meine Ziege gern in die Nähe eines Feldſtücks, wo ich eine Runkel, eine weiße Rübe und dergleichen ſtibitzen, und der lüſternen Geis in Stücke zerſchneiden konnte. Nachher ſetzte das aber ein ſchweres Gewiſſen für die nächſte Beichte ab, zu der wir ſchon vom neunten Jahr an vierteljährig geführt wurden. Wie heilſam war es da für mich und meine Beſſerung, daß ich noch von keinen ſo verführeriſchen Beiſpielen wußte, wie von Bernardin de St.-Pierre, der einſt Feigen, von Rouſſeau, der Aepfel, und ſogar vom heiligen Auguſtin, der Birnen gemauſt hatte! Der Letztere bekennt ſogar von ſich, daß ihn nicht ſowol der Gegenſtand als geſtohlenes Gut erfreut, ſondern das Stehlen ſelbſt ergötzt habe *). Ich ſelbſt hatte doch nur aus Liebe für ein anderes Geſchöpf und nicht ohne Herzklopfen geſündigt.

*) Non ipsa re, quam furto appetebam, sed furto ipso dilectabar.

In letzterm Betracht habe ich doch vielleicht durch meine Unwiſſenheit mehr verloren als gewonnen, indem ich den Vorſprung, den ich in meinem damaligen Alter vor dem heiligen Auguſtin hatte, ein Heiliger zu werden, unbenutzt ließ. Dafür darf ich es nach meiner jetzigen Einſicht für eine Fügung der waltenden Gnade anſehen, daß ich aus dem Reiche der Natur, wo mich die Verführung in Geſtalt eines bärtigen, gehörnten Geſchöpfes zum Böſen verlockte, bald genug zu einem erbaulichen Dienſte gelangte, indem ich erſt abwechſelnd und dann ausſchließend, ſtatt des Leitſeils der Ziege, den Strang einer Meßglocke in die Hände bekam.

Die engliſchen Fräulein, durch ihre Oekonomiegebäude unſere Nachbarinnen, hatten einen neuen Meßdiener nöthig. Sie kannten mich von der hintern Gaſſe. Ich war, ſeit dem Fall durch den Apfel, unter den abfallenden Blättern ihrer geſchenkten Roſen zu einem ſaubern Buben und manierlichen Schüler ſo weit heran gewachſen, daß ich das ſchwere Meßbuch auf dem Leſepult von der rechten zur linken Seite des Altars tragen konnte. Mit mir hatten ſie die Bequemlichkeit, daß ich, ſobald ihr Meßprieſter eintraf, in unſerer Stube das Hausglöckchen hören konnte, das die Schweſtern aus ihren Zellen im Gartenbau nach dem Saale rief, der im Vorderhauſe zu einer Kapelle eingerichtet war. Sie warben mich daher zu ihrem Miniſtranten, und ich lernte, mittels einiger gedruckten Blätter, ſehr ſchnell die lateiniſchen Wechſelantworten auf die Gebete des Prieſters zu den

Kniebeugungen und Verrichtungen am Altar, die ich hundertmal geſehen hatte.

Der Meßprieſter war ein beſtimmter Mönch vom Frauenberge, ein Franziskaner, damals Pater Euſtach. In der Stadt hieß er kurzweg der Nonnenpater; ein Bauernjunge aber, der an einem Feſttage mit ſeinem Vater zum erſtenmal zur Stadt gekommen war, und die ſchwarzen Frauen, die mit ihrem Pater über die Straße gingen, Nonnen nennen hörte, fragte naiv, indem er wol an ſeine Gänſe und Enten dachte: Nicht wahr, Vater, der Braune iſt der Nonnerich?

In ſolchem frommen Berufe, unter den vielen Frauenaugen, die nach dem Altar gerichtet waren, wo ich doch die zweite Rolle ſpielte, fing ich allmälig an, mich etwas zu fühlen. Menſchen von einiger Phantaſie legen, wenn ſie ſich beobachtet glauben, viel Gewicht auf die kleinſten Aeußerlichkeiten, die dem Gegenſtand ihres Selbſtgefühls zukommen. Aus dieſem Bewußtſein entfaltet ſich die ceremoniöſe Grazie der Kammerherren und der Kammerdiener; aus ihm ſtrömt der Magnetismus, der den ſalutirenden, den richtunggebenden Degen des jungen Lieutenants, wie die Nadel des Kompaſſes, in Schwingung ſetzt. Und ſo hielt es meine Wenigkeit mit den Verrichtungen am Altar, mit dem Kniebeugen, mit dem Falten der Hände, mit dem Umtragen des Meßbuches, den Darbietungen der Meßkännchen u. dgl. Das Alles wurde höchſt feierlich gethan, und fand auch zu meiner Satisfaction von Zeit zu Zeit die ausgeſprochene Anerkennung der Kloſterfrauen. Eigentlich galt es aber den

hübſchen kleinen Fräulein, die aus guten, zum Theil auswärtigen Familien in die Penſion des Convents gegeben, unter Aufſicht der franzöſiſchen Mademoiſelle Noel in den vorderſten Bänken knieten. Es kam ohne Zweifel von der Herkunft des Knaben, daß ein langſeidenes Kleid unter einem freigelockten Haar mit bunter Schleife oder ſchmalem Stirnband einen lebhaften Eindruck auf ihn machte, und die Perſon, die es trug, in das Licht einer höhern Erſcheinung ſtellte.

Nach dergleichen Empfindungen ſah freilich der ernſte, blöde Junge nicht aus, dem die frommen Schweſtern um ſeiner Anſtändigkeit willen gar freundlich waren und Näſchereien zuſteckten. Zu ſagen wußten ſie mir wenig und Jungfer Juliane wiederholte ſich nur in dem Gedanken: „Jetzt ſag ich Du zu dir, biſt du aber erſt Student, dann heiße ich dich Er, und hältſt du dereinſt als junger Pater die Meſſe bei uns, dann titulire ich dich Sie".

Dieſe Aeußerung bezog ſich auf einen Entſchluß der Meinigen, daß ich ſtudiren ſolle; worauf ich in anderm Zuſammenhange zurückkomme.

Mehr hätte wol die jüngſte der Nonnen, Jungfer Franziska, zu ſagen gehabt, wenn ich der rechte Mann dazu geweſen wäre. Einmal, wie ſie mir allein auf dem ſtillen Gang zur Kapelle begegnete, ſtrich ſie mir über die Stirn und flüſterte: „Bis Du einmal lachſt, Heinrich, muß auch erſt ein kleines Dorf untergehen!" Und doch ſah ich ſie ſelbſt eben zum erſtenmal lachen. Eine ſchlanke Geſtalt, blühenden Angeſichts, mit großen, ſchalk-

haft-frommen Augen, wie sie mir noch vorsteht, sah sie aus wie bereuend, daß sie mit dem Schleier nicht noch ein wenig auf die Haube gewartet habe.

Einem beliebten Ministranten kann es wie einem berühmten Minister begegnen, daß er zu einem höhern Wirkungskreise gelangt. Connexionen thun bekanntlich dabei etwas. Eine solche fand der Knabe durch Velten mit dem Kapuzinerkloster, das vor dem Florenthor den Südpol der Stadt, wie das Franziskanerkloster vor dem Paulsthor den Nordpol machte. Das gläubige Fulda hatte damals seine magnetische Linie durch den heiligen Franz von Assisi.

Ich wüßte heut nicht zu sagen, worin dieser fromme Dienst mir ebenso förderlich gewesen wäre, als er mir eine Zeitlang angenehm war. Es müßte denn sein, daß der frühe Aufenthalt hinter den Coulissen der Andacht mich über das einnehmende Schaugepränge des Altars aufgeklärt, und vor meiner Vernunft die Nebel des Weihrauchs zerstreut hätte. Anfangs lag eine Befriedigung schon darin, daß eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe sich leicht und sogar an heiligen Dingen auslassen konnte. Dazu kamen für die Phantasie dämmerige Klostergänge, Blicke durch abgestorbene Fensterscheiben auf die mit Buchs, Ranunkeln und Grasblumen eingefaßten Beete des Klostergartens, kam Tonsur und Bart der Väter und — was diese kleine Welt wie eine Atmosphäre umgab — der mysteriöse Geruch, der von der Kirche und der Küche her, zwischen welchen das Mönchthum webt, sich aus Weihrauch und Sauer-

kraut miſchte. So gefiel ſich der Knabe eine Weile auf recht klöſterliche Weiſe in einem frommen Müßiggang, den ſeine Mutter nicht bedacht oder nicht für ſo ſchlimm, wie den weltlichen, gehalten zu haben ſcheint. Wie hätte ſie auch einſehen können, daß dieſer Cölibatär ebenwohl ſeine heimliche Lüge findet, mit welcher er eine noch ſchlimmere Brut als der weltfahrende Müßiggang zu erzeugen verlockt wird! Es war ein recht ſorgloſer Müßiggang, der, wenn er hungrig wurde, die Küche und die Brotkammer beſuchen durfte.

Ueberdies erhielten wir von den Meßprieſtern Heiligenbildchen. Und wie hingekleckſt ſie auch waren, erinnere ich mich doch, daß wir auf dieſen Lohn ſahen. Mir denkt noch jetzt ein finſterer, haſtiger Mönch, Pater Borgias, der nie etwas zu ſchenken pflegte, weshalb wir uns vor ihm zu verſtecken ſuchten. Einmal aber packte er mich Entwiſchenden am Kragen und nöthigte mich zum Dienſte. Dies wurmte mir während der ganzen Meſſe; zumal die andern Buben hinter den Chorfenſtern mich mit Geberden verhöhnten. Meine auswendig gelernten Gebetsantworten, das Amen und das et cum Spiritu tuo wurden unwillig abgemurrt, und vollends unwahr traf es ſich auf des Prieſters Sursum corda mit meiner Antwort: habemus ad dominum; indem wenigſtens mein Herz, nichts weniger als aufwärts geſtimmt, eben nur dachte, daß ich nun wieder einmal nichts bekommen würde. So kam's denn auch. Und als der Pater nach abgelegten Meßgewändern ohne weiteres fortging, gab mir der Aerger das kindiſche Wort-

ſpiel ein: Wann wird einmal der Pater Borgias — Pater Bezahlas werden! Die Buben lachten, und ſo war ich denn wieder auf eigene Koſten zufriedengeſtellt. Doch ſchwant mir, daß die meiner Schriftſtellerfeder nicht mit Unrecht vorgeworfene Unart des Wortſpiels als Züchtigung für jenen Knabenfrevel über mich verhängt iſt.

So viel bleibt gewiß: um Demuth und Entſagung für das Leben zu lernen, wäre mir der frühe Geruch des Kloſters eben nicht nöthig geweſen. Es war dafür ſchon in der Familie geſorgt, ehe ich noch ſo viel vom heiligen Franz von Aſſiſi zu hören bekam, der, mit dem Zeichen des Kreuzes an ſeinem Körper geboren und ſpäter von frommen Träumen gemahnt, das Seinige verkauft und ſich mit einem hanfenen Strick umgürtet hatte. Den gleichen Strick ſah ich nun an ſeinen geiſtlichen Urenkeln, denen die große Erbſchaft der Demuth und Entſagung hinterlaſſen war. Und wirklich hatte im Laufe der Jahrhunderte der Orden einen ſolchen Schatz von Demuth angeſammelt, daß die Brüder einigen Hochmuth darauf haben durften. Wie ſie denn auch die Entſagung nicht beſſer bethätigen konnten, als indem ſie eben den roheſten Genüſſen treu blieben.

Später, als ich mit dem Alterthum etwas bekannt wurde, war es mir doch intereſſant, durch Vergleichung der Cyniker mit den Kapuzinern recht klar darüber zu werden, daß gewiſſe Vorſtellungen und Anſchauungen vom Leben nicht aus den Religionen in die Menſchen, ſondern aus den Menſchen in die Religionen kommen.

Denn ſo hatten ja auch die Jünger des weiſen Antiſthenes dem Behagen und Genuß des Lebens entſagt, um den mit ſolchen Gütern verknüpften Sorgen, der Abhängigkeit, den Mühen und Schmerzen des Daſeins wo möglich zu entgehen. Auch ſie zogen ſich auf die nothdürftigſte Befriedigung des täglichen Lebens zurück und gingen, wie jene Mönche, mit Knittel und Schnappſack auf den Bettel. Nur daß, in ihren beiderſeitigen Abſichten verſchieden, dieſe heidniſchen Kapuziner das ſicherſte Glück des Lebens ſchon diesſeit des Grabes zu finden, die chriſtlichen Cyniker aber die zugeſicherte Seligkeit als Lohn erſt jenſeits zu erreichen ſuchten.

Verdienſtlicher, das heißt einträglicher wurde mein Meßdienſt in der Pfarrkirche. Hier ſpendeten die Meßprieſter dem Miniſtranten jedesmal einen Kreuzer. Ja, um das Kohlenbecken der Sakriſtei lebte noch die Sage von den Groſchenſtücken der emigrirten franzöſiſchen Prieſter, deren ſich etliche auch bis Fulda verlaufen, dort aber ihre Rechnung nicht gefunden hatten.

Dieſer Erwerb floß oder tröpfelte vielmehr in die häusliche Kaſſe und wurde, wie Alles, was dem Knaben von freundlichen Menſchen begegnete, ehrlich und mit einigem Stolz abgeliefert. Dies wäre vielleicht, da Knaben ſich ſo gern von Bäckerläden und Obſtkörben verlocken laſſen, bei manchen Buben eine Tugend der Enthaltſamkeit geweſen: bei unſerm war es blos das Ergebniß jener häuslichen Gewöhnung, die, was immer durch Fleiß, Gunſt oder Zufall einkam, für Alle gemeinſam machte. In dieſen Kreiſen einer thätigen und ge-

ſitteten Dürftigkeit wird das Geringſte wichtig und ein Gegenſtand theilnehmender Freude. Ja unter dieſem Maßſtabe des Lebens ſcheint die natürliche Selbſtſucht der einzelnen Familienglieder zu verſchwinden. Dies ging bis zu einer kindiſchen Freude des Mitbringens und Vertheilens. So kehrte der Oheim von den Dörfern, wo er für ſeinen Kleinhandel Einkäufe gemacht hatte, nie ohne ein tüchtiges Stück Bauernbrot zurück, das, ſchwärzer und ſchwerer als das unſrige, dennoch ſchmackhafter gefunden wurde, weil es „über ſo viel Wurzeln und Würzelchen gekommen war". Jedes von uns wetteiferte, ſein Stückchen dem Oheim zu Lieb mit ſchmatzendem Behagen zu genießen.

Außerdem war dem Knaben, bei mildem, fügſamen Naturel, eine gewiſſe Empfindſamkeit für äußere Zuſtände natürlich, ſodaß er früh genug inne ward, wie viel Mühe und Sorgen die Mutter um ihn hatte und was Alles mit einzelnen Kreuzern zu beſtreiten war. Die nähende Hand iſt eben keine reichlich nährende; die ſtickende, ſteppende Nadel baut eine magere Steppe an. Und am Ende, warum ſollte denn eine gewiſſe Sinnigkeit, ein ſtilles Ahnungsvermögen nicht auch nach einer Seite zum Guten ausſchlagen, da es ſich doch auch für das Schlimme in der Welt ſo offen zeigte? Hatte der Knabe nicht auch jene Geberdenſprache des verwachſenen Capitulars, ehe er ſie verſtehen konnte, zu empfinden gehabt? Und ſo ſtieß er noch auf gar Manches, was an zerſtreuter unachtſamer Jugend glücklich vorübergeht.

Hiermit ſoll aber jenes frühe innerliche Schauen keineswegs als etwas Apartes bevorzugter Kinder geltend gemacht werden. Es bezeichnet vielmehr, wo es ſich entſchieden zu erkennen gibt, nur die frühe Regſamkeit der einen jener beiden Seelenrichtungen, die ſo zu ſagen dem Pulsſchlage des allgemeinen Erdlebens entſprechen. Wie nämlich die Bildungen der Natur aus dem Ueberſinnlichen hervortreten und aus der wandelbaren Erſcheinung ſich wieder zurückziehen — Geburt und Tod —; wie der Luftkreis unſerer Erde ſich auf- und niederſpannt, das Meer flutet und ebbt, der Menſch aus- und einathmet und ſich nach Zeugen und Empfangen in zwei Geſchlechter theilt: ſo wiederholen ſich dieſe beiden Richtungen in der Menſchenſeele für alle Thätigkeiten des Lebens; doch dergeſtalt, daß bei den verſchiedenen Menſchen dieſe oder jene Richtung die vorherrſchende iſt. Die Einen ſind auf die Außenwelt geſpannt; ſie treten mit Muth hervor, zu ſchaffen und mit den Dingen der Welt, mit den Begegniſſen des Lebens zu kämpfen. Man kann es die heroiſche Richtung nennen. Der Wille iſt ihr Wurzelzeichen. Die Andern ſind mehr gemacht, die Erſcheinungen des Lebens zu empfangen, auf ſich einwirken zu laſſen, und ſie mit Verſtand zu erklären, oder mit Phantaſie umzubilden. Nenne man es meinethalben die philoſophiſch-poetiſche Richtung. Ihre Signatur iſt der Intellect. Sie erſcheint zweifältig. Denn hier iſt, wie in der Natur, die ſchaffende Thätigkeit einheitlich, die auflöſende aber getheilt, zerſetzend und umbildend zugleich.

Wie bemerkt, laufen aber beide Richtungen nicht neben einander her, ſondern verbinden ſich in der Perſönlichkeit der einzelnen Menſchen und löſen einander in den verſchiedenen Lebensbethätigungen ab. Wie ſie dann aber mit verſchiedener Stärke einander durchkreuzen und in abſonderlichen Lebenslagen wirken, erſcheint das menſchliche Thun und Laſſen in jener unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit, in der wir es erblicken. Von jenen herzensſtumpfen, geiſtesträgen Individuen, jenen Gallertmenſchen, die von den Bewegungen des Lebens, wie die Qualle von der Meereswoge, hin und her geſpült werden, bis zu jenen heroiſchen und genialen Geiſtern, die ſchaffend und empfänglich eben ſo tief ins Leben einwirken, als ſie es mit Sinn und Seele in ſich aufnehmen, — welche tauſendfältig eigenthümlichen Kräfte, welche noch mannichfaltigere, bald verbundene, bald entzweite Beſtrebungen erfüllen nicht dieſen Spielraum des Lebens!

Gefährlichkeiten.

Indem ich nun aber von mir selbst bekennen darf, daß ich von jenen früheſten Jahren an die Dinge der Welt zu beſchauen mehr, als ſie zu bewältigen aufgelegt und viel eher träumeriſch als übermüthig zu werden bedroht war: ſo ſcheint jenes Vorempfinden noch entlegener Lebensverhältniſſe, jenes ahnende Schauen auf eine vorwaltende Empfänglichkeit, auf eine verinnerlichende Seelenſtimmung hinzudeuten.

Zuweilen mag jedoch, was man mit dem myſteriöſen Namen eines Vorgefühls, einer Ahnung bezeichnet, nichts weiter ſein, als eine gewöhnliche und nur ſo raſch gefaßte äußerliche Wahrnehmung, daß man ihrer erſt in der Rückwirkung derſelben auf das Empfindungsvermögen inne oder bewußt wird. Von ſolcher Art mag der Vorausblick geweſen ſein, der mir einſt das Leben rettete.

Mit unſerm Dienſte vor dem Altar verband ſich noch ein weiterer auf der Glockenſtube des Kirchthurms.

Dieſe Verrichtungen ſagten uns Kirchenſtrolchen noch mehr zu. Hier konnten wir, frei von allem Zwang frommer Abrichtung, unter Spaß und Muthwillen ans Werk gehen und ſelbſt einige Ausgelaſſenheit vertrug ſich damit. Von den größern Glocken, wenn ſie einmal im Schwung waren, ließen wir uns, den Strang gefaßt, jauchzend emporſchwingen. Eine derſelben war auch von einem Umfang, daß unter ihrer Wölbung Einer um den Andern ſich mit umſchlingenden Beinen auf den Klöppel ſetzen konnte; ſodaß, von den Uebrigen gezogen, die ſtumme Glocke ſich uns in die luſtigſte Schaukel verwandelte.

Zu dieſem anlockenden Treiben unter den Glockenſtühlen kam für mich noch ein geheimnißvoller Reiz. In dieſem älteren Thurm einer neu angebauten Kirche, in den Winkeln des ſtarken Mauerwerks, ſollten aus kriegeriſchen Zeiten vergeſſene Schätze vergraben liegen und ſich dann und wann, während der Dämmerung beſonders vor hohen Feſten, in Geſtalt glühender Kohlen darbieten. Man erzählte von glücklichen Knaben, die den Muth gehabt hätten, ein Kreuz ſchlagend hinanzu treten und ihre Taſchen und Kappen zu füllen. Hernach wären es alte, nicht mehr gangbare Geldſtücke, aber vom feinſten Silber und Gold geweſen. Seitdem konnte ich früh und abends nie ohne wunderbare, halb erwartende, halb ausweichende Angſt die innerhalb der öden Thurmmauern frei aufſchwebenden hölzernen Treppen betreten. In dem Grad aber, als dieſe Angſt durch ihre Dauer ſich abnutzte, verdroß mich der Thurm und

ein alter Wunſch wurde lebhafter. Es verlangte mich, den, wenngleich nicht ſo ſchauerlichen, doch viel ehrwürdigeren Thurm der Domkirche zu beſteigen und die Hoſanna, dieſe größte vaterländiſche Glocke, ziehen zu helfen. Hierzu waren eigne Fröhner beſtellt, und da die hehre Glocke nur zu Feſten läutete, denen der Fürſtbiſchof durch ſein einſegnendes Erſcheinen den höchſten Glanz verlieh: ſo war das Seil der Hoſanna für uns Kirchenläufer und Thurmkletterer das Ziel des Ehrgeizes, das leider nur in einer für uns fremden Pfarrei hing. Endlich war es mir doch gelungen, im rechten Augenblicke an der Thür zu ſein, um mit auf den Thurm zu gelangen und der Stränge einen des rieſigen Glockenſeils in die Hände zu bekommen.

Das Seil hing nämlich von hoch oben aus der Oeffnung eines Breterbodens herab, über welchem, von unten unſichtbar, die gewaltige Glocke ſchwebte. Aus einem ſtarken Knoten dieſes armdicken Seils vertheilten ſich eine Anzahl Stränge an ſechs oder acht Menſchen, die nöthig waren, die Glocke in Schwung zu ſetzen. Während des taktmäßigen Ziehens bemerkte ich, wie der bei ruhender Glocke in mäßiger Höhe ſchwebende Knoten jetzt bald zu unſern Füßen ſich auf dem Boden ringelte, bald mit reißender Macht aufwärts zuckte. Da kam mir plötzlich der Gedanke, mich auf dieſen Knoten wie in den Sattel zu ſchwingen und in die ſelige Höhe zu fliegen. Unter den dröhnenden Schlägen der Glocke war die Ueberlegung eben ſo betäubt wie die Empfindung geſpannt. Und ſo ließ ich ſchon meinen Strang

fahren, um den Sprung an das Seil zu thun, als mich eine unſichtbare Hand, meiner Empfindung nach an den Haaren, ſo zurückzog, daß ich mit aufwärts gerichtetem Geſicht dem emporfahrenden Knoten nachſehen mußte. Und — da ſchlug er durch die Oeffnung des Bretterbodens hindurch. — Jetzt lägſt du zerſchmetterten Schädels hier am Boden! überlief mich die eiskalte Wahrnehmung. Ich erfaßte meinen Strang, mich auf den zitternden Beinen zu erhalten.

Jenes innerliche Erſchauen einer Gefahr, die ich erſt im folgenden Momente mit leiblichen Augen ermaß, hatte wirklich den Ausdruck einer mich bei den Haaren faſſenden Macht angenommen und ich fühlte im Augenblicke noch, wie dies Haar ſich in ſeinem feſten Geflecht ſträubte.

Unter dem poetiſchen Worte „Geflecht" hat man ſich eine ganz proſaiſche ſchwarzwollene Schnur zu denken, die ein ſtarkes, etwas rauhes und dickfadiges Haar von nicht überall gleich dunkler Farbe im Nacken umwickelte. Solches Haar ſoll auf darunter wohnenden Eigenſinn deuten; wie ja beſtimmte Pflanzen auch die Gebirgsformation verrathen, auf der ſie urſprünglich vorkommen. Iſt inzwiſchen auch jenes ſtarke und ſtraffe Haar im Lauf der Jahrzehende dünn und biegſam geworden: ſo ſoll doch nicht geleugnet werden, daß des Knaben Zopf der Mutter viel zu ſchaffen machte, dieweil es dem

bubigen Inhaber deſſelben nie damit recht zu machen war. Sie hatte jetzt mit dem Zopfe mehr Verdruß, als da der Junge ſelbſt noch gewickelt wurde. Eine lange Zeit konnte der Zopf nicht hart genug am Nacken ſitzen: das Haar blieb bei allen Verſuchen etwas unbändig gegen ſein Band. An einem hohen Feſte bemerkte ich endlich einen jungen, groß und ſtark gebauten Mann, der mit ſteifem Hals und ſtolzer Miene ſein dunkelblondes Haar über den ganzen Nacken herab glatt geſtrählt, und erſt auf der Höhe der Schultern kaum fingerslang umwickelt trug. Zwei geflochtene Zöpfchen, hinter den Ohren hervor kommend, waren mit eingebunden und umrahmten gleichſam den Chignon wie mit Schnitzwerk. — Aber, das gefiel mir! Und von dieſem Tag an konnte der Zopf nicht weit genug vom Nacken abgewickelt werden. Zwar fiel es der gelaſſenen Mutter ſchwer, ſo raſch von einem Extrem zum andern überzugehen, zumal der verſtorbene Ancillon damals noch nicht zur „Vermittlung der Extreme" geſchrieben hatte: doch tröſtete ſie ſich damit, daß bei der neuen Einrichtung zwei Drittel der wollenen Wickelſchnur geſpart würden. —

So ſind die Kinder der Menſchen! Und während die Mutter Erde in hundert Umwindungen aus der Sonnennähe in die Sonnenferne rückt, wickelt ſich mit einem einzigen Ruck ein Knabenzopf aus der Nähe in die Ferne eines eigenſinnigen Hinterkopfs, von welchem er doch eben ſo abhängig bleibt!

Ich weiß nicht, wie ich von einem dichtbehaarten Kopf, der freilich mancher Mutter noch andere als Zopf-

ſorgen machen kann, auf die gewöhnlichen Kinderkrankheiten komme. Doch darf geſagt werden, daß dieſelben bei unſerm Knaben leicht genug verliefen, und daß er auch die Blattern mit heiler Haut überſtand — und zwar die natürlichen, indem wir dürftigen Beſitzer einer bloßen Ziege die Kuhpocken noch nicht kannten. Ob ein mit Phantaſiren verbundenes Fieber, deſſen ängſtliche Träume mir noch in Erinnerung ſind, mit der Blatterkrankheit verbunden, oder ein kleines nervöſes Fieber geweſen iſt, weiß ich nicht. Auch erinnere ich mich keines Arztes. Freilich ließen Familien von unſerm Budget nicht ſo leicht einen Arzt an ſich kommen, hinter dem ſie auch gleich den Apotheker ſtehen ſahen. Und wozu hätten wir denn auch im Frühling die Schlüſſelblumen geſammelt und verwahrten in reinlicher Schachtel die getrocknete Hollunderblüte? — Ganz gewiß aber bin ich nicht nach dem Brown'ſchen Syſtem behandelt worden. Dies war damals eben erſt unterwegs, ſich in Deutſchland zu verbreiten; wozu gerade die eifrigſten Bemühungen eines ältern Zeitgenoſſen und fuldaer Landsmannes behülflich waren. Auch ſollte ich das ſelige Ende des Brownianismus erleben, der bekanntlich am Hoſpitalfieber des franzöſiſchen Rückzugs in 1813 ſich den Tod hölte.

Die Lehre Brown's, auf ein Urgeſetz des Lebens — auf die Erregbarkeit des Organismus durch Reize gegründet, machte, wie jede neue Lehre, die mit einfachen Grundſätzen aus einem Wuſt und Wirrwarr von Misbräuchen und Aberglauben erlöſt, ein lebhaftes Glück,

zum Theil auch durch die Anfechtungen feindſeliger Gegner, dergleichen für keine außerordentliche Verkündigung ausbleiben. Wie dem Kometen ſein ominöſer Schweif: ſo folgte der gehäſſige Kampf, den Brown in England angerührt hatte, ſeiner ſogenannten Erregungstheorie, als ſie ſich über Italien nach Deutſchland in Umlauf ſetzte. Sie wirkte nach ihrem eignen Princip als Reiz auf die erregbaren Geiſter. Jung und jugendlich, wie dieſe Lehre auftrat, fand ſie an den noch jüngern ſpeculativen Ideen der deutſchen Naturphiloſophie begeiſterte Freundſchaft und gewann überhaupt die Sympathien des Zeitalters, das ſelbſt im Zuſtande revolutionärer Erregtheit war. Die europäiſche Welt machte eben an Frankreich hinſichtlich der von ſeinen Königen zur Unterdrückung des Volkes verordneten Mittel dieſelbe Erfahrung, die Brown mit dem Opium gemacht hatte. Dies war nämlich bisher zur Beruhigung der Nerven gereicht worden und Brown ſtellte es nun als höchſt erregend dar. Wenn er, dieſer unordentliche Lebemenſch, in ſeinen Vorleſungen ſich matt fühlte, nahm er von Zeit zu Zeit 40 bis 50 Tropfen davon in Branntwein; worauf er, äußerſt erhitzt, in ſeinem feurigen Vortrage rief: Opium, mehercle, non sedat! Und horch! bald genug hallte aus allen Reſidenzen das europäiſche Echo: Deſpotismus, beim Teufel, beruhigt nicht!

Jenes Mehercle des Meiſters hatten die deutſchen Aerzte vernommen, leider! aber bis auf eigne traurige Erfahrungen die Probe unbeachtet gelaſſen, die Brown über ſeine Theorie an ſich ſelbſt lieferte, als er, erſt

52 Jahre alt, durch einen Nervenſchlag dem aufregenden Opium unterlag. Im Ganzen gewann das Syſtem durch die deutſchen Aerzte eine tiefere Begründung und umfaſſendere Ausbildung. Wenn aber als die Träger deſſelben Röſchlaub und Frank genannt werden, ſo darf Weikard, der es zuerſt in Aufnahme brachte, nicht unerwähnt bleiben.

Um die Zeit, von der ich erzähle, lebte Weikard in Heilbronn, mit klugem Urlaub aus Rußland gekommen, wo er ſich als Hofarzt der Kaiſerin bei all ihrer Gunſt unbehaglich gefühlt hatte. Er arbeitete eine Ueberſicht der Brown'ſchen Theorie und ſeinen „neuen philoſophiſchen Arzt" aus. Der alte philoſophiſche Arzt, den er früher als Leibmedicus des Fürſtbiſchofs Heinrich in Fulda geſchrieben, hatte ihm hier eben ſo viel Verdruß angerührt, als Ruhm vom Ausland eingebracht. Das Pfaffenthum war damals hinter dem „Freigeiſt" her geweſen und wenn ihn auch der aufgeklärte Fürſt vor offenbaren Verfolgungen ſchützte, ſo konnte er doch die Schmeißfliegen predigender Bettelmönche nicht von ihm abwehren.

Die Mönche und die Regenwürmer haben ihr Wetter, wo ſie luſtiger hervor kommen. Um jene Zeit hatte der berüchtigte Pater Gaßner in Franken mit vielem Glücke Teufel ausgetrieben und Wunder verrichtet. Die fuldaer Kutten beeilten ſich dergleichen auch zu verſuchen. Wir haben darüber von Weikard ſelbſt einige Ueberlieferungen. Hiernach war, kaum 15 Jahre vor meiner Geburt, noch ein böſer Geiſt aus einem Mädchen ausgetrieben worden. Bei ſeiner Flucht hatte er ſo unver-

kennbar im Sinn und Geschmack seines Beschwörers geschimpft, daß er gleich selbst hätte in die Kutte fahren und ein Kapuziner werden können. Einige Jahrzehende früher war dergleichen mehr vorgekommen; doch hatte es auch nicht an aufgeklärten Widersachern gefehlt. So legte ein Pfarrer einmal seine Schnupftabacksdose als scheinbares Reliquienkästchen einem Besessenen auf die Brust. Der böse Geist, ohne feine Nase für den Schalk von Beschwörer, aber auf Respect vor den Mitteln der Kirche abgerichtet, entfloh, anstatt eine Prise de contenance zu nehmen, ohne alle gute Fassung. Einen noch nachdrücklicheren Exorcismus brachte die damalige geistliche Oberbehörde gegen eine Weibsperson in Anwendung, die wiederholt von einem bösen Geiste heimgesucht wurde. Man ließ ihr erklären, wenn sie abermal einen solchen Besuch annehmen sollte, würde man sie im Zuchthause besprechen lassen. Und wirklich war der böse Geist so rücksichtsvoll, daß er nicht wieder kam, um der guten Person keine Unannehmlichkeiten zu machen.

Daß ein Mann, wie Weikard, durch sein geniales Wesen und freies Denken so exclusiv, wie es die Prälaten und Höflinge durch Geburt und Stand waren, in seiner Stellung am Hofe mit solchen Leuten in Reibung kommen mußte, läßt sich denken. Wie bewußt sich aber der „philosophische Arzt" dabei behauptete und sie in ihrer Weise abfertigte, geht aus einer Anekdote hervor, die hier ungeachtet ihrer Derbheit mitgetheilt wird, weil sie zugleich den Geschmack und Witz jener fuldaer hohen Gesellschaft bezeichnet.

Weikard befand sich eines heitern Sommerabends mit seinem Fürsten auf der Fasanerie, der schönen, einsamen Sommerresidenz der Fürstbischöfe anderthalb Stunden von der Stadt, als er durch einen Reiterboten eiligst nach der nicht gar entfernten Propstei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propst plötzlich erkrankt sei. Er fuhr in einem Hofwagen dahin und fand eine ausgesuchte Gesellschaft von Prälaten und Hofleuten in dem wohlbesetzten Speisesaal, alle etwas angetrunken und ihn mit schalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propstes, den er auf einem dreifach aufgeschichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachsen von Gestalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nöthigen wollte, einen Stuhl zu besteigen und dadurch lächerlich zu werden. Aber er that nicht desgleichen, sondern rief mit großem Ernst:

„Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!"

Der Propst zeigte die Spitze.

„Mehr heraus, Ew. Gnaden!" bat Weikard. „Noch besser, bitte sehr!"

Und wie nun der Propst endlich die ganze Zunge heraus streckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet:

„So, Herr Propst, so reicht es zu! Nun können Sie mich im — — —."

Im Andenken behalten! wollte er wol sagen!

Kehren wir von der Aufregung des Brownianismus zu meinem beruhigenden Stillleben zurück.

Das dichte Haardach meines Zopfes hatte mich eines

heißen Sommertags recht ungeduldig und knabenhaft ungeberdig gemacht, als die Mutter, am offnen Fenſter nähend, ausrief: Ach! ein Haarkäufer! Nun kannſt du deinen Zopf loswerden, Heinrich Joſeph! Da iſt Einer, der ihn abſchneidet.

Ich raffte mich von der Diele auf, wo ich lag, noch zweifelhaft, ob es Spaß oder Ernſt ſei. Doch als ich durch das Fenſter den ſtattlichen Fremden erblickte, verwirrte mich der Gedanke, wie mir wol ohne Zopf zu Muthe ſein werde. Ich hatte nicht Zeit zu überlegen, nicht Muth zu widerſtreben; denn ſchon war auf einen Wink der Mutter jener Mann in die Stube getreten und kam unter dem Balkendurchzug gebückt an die Fenſter hervor — fremdartig gekleidet, zwei buntſeidne Tüchlein an die Schultern geſteckt, die wie zwei Flügel flatternd ein niedliches Ränzchen auf dem Rücken halb bedeckten. Er befühlte meinen Zopf, ward mit der Mutter des Handels einig und in wenig Minuten lag das lange Haar abgeſchnitten da und das kurz zurück gebliebene war geſtutzt, wie unſere Bauern es unter einem ſichelförmigen Kamm trugen und wie es heut von den modiſchen Herren rund und dicht im Nacken getragen wird.

Der Fremde ging und ein ſeidnes Tuch blieb auf dem Schooſe der Mutter zurück. Ihr Auge ruhte lange darauf und füllte ſich, wie mir ſchien, mit Thränen. Und war's nicht wunderbar? Der Zopf wie der Cocon, in den ſich die Seidenraupe des Eigenſinns eingeſponnen, war verſchwunden; abgefädelt, geſponnen und gewebt lag die Seide vor uns. Doch, das iſt meine

Betrachtung von heut. Damals war mir wunderlich zu Muthe, wie ich so mit der Hand im Nacken vor der gerührten Frau stand. Ich wagte nicht zu klagen, so leid es mir ums Herz war, weil ich sie selbst leidmüthig erblickte. Was sie aber empfand, wußte ich nicht. Es war wol Leid um das Haar, mit welchem so viel Mutterpflege in die Fremde wanderte. Schwerlich träumte sie, daß der Kopf, von dem es genommen war, ihr vielleicht dereinst Seide spinnen werde. Eher bangte sie wol, ob nicht mit dem Haare bösen Menschen oder Wesen eine Zaubermacht über ihren Knaben gegeben sei.

Lebenskreiſe.

So hatte denn die Revolution, die bisher im fernen Paris ſo viel Köpfe abgeſchlagen, durch einen weiten Griff in die biſchöfliche Reſidenz Fulda auch mich am Schopf erreicht und den willenloſen Knaben vom Sinnbilde des alten gewickelten Jahrhunderts befreit, als es eben ablaufen wollte.

Wer mag wiſſen, ob nicht den Gedanken einer Zeit der Zutritt durch flatterndes, ungebundnes Haar um Vieles erleichtert wird! Hatte mich doch der Schulkatechismus des Jeſuiten Caniſius durch die Antwort auf die Frage, wo denn die böſen Geiſter wohnten, ſchon früh belehrt — ſie wohnten eigentlich in der Hölle, doch ſchwebten ihrer auch viele in der Luft umher. Dieſe Behauptung, eine der vielen des katholiſchen Dogma, die ich ſehr früh lernte, um ſie bei Zeiten nicht mehr zu glauben, brachte mich doch ſpäter auf den Einfall, ob nicht lieber die neuen und guten Gedanken einer Zeit

in der Luft umſchwebten. Freilich nicht in der dicken Luft, die wir athmen, ſondern in einer geiſtigen Atmoſphäre, die mit unſerer Seele in ähnlicher Berührung ſtände, wie Sauer- und Stickſtoff mit unſern Athmensorganen. Wir haben von überſinnlichen Zuſtänden keine Vorſtellung. Läßt ſich denn aber nicht denken oder — phantaſiren, daß die Welt der menſchlichen Gefühle, Gedanken und Handlungen einen Organismus bildete, der vor einer höhern Anſchauensweiſe, als unſere Sinne ſind, ſo offen daläge, wie die Natur vor unſerm Auge, oder vor unſerer Einbildungskraft ein großes Gedicht? Aus dieſer geiſtigen Atmoſphäre, dachte ich wol ſchon, könnte die Seele einen Theil der Elemente ihrer Entwicklung unmittelbar aufnehmen, in der Weiſe, wie aus dem Blut unſere Organe an ſich ziehen, was ihnen nach ihrer Reife und ihrer Beſtimmung aneignet. — So ſuchte ich mir zuerſt auf äußerliche Weiſe zu erklären, was ich an mir ſelber erlebte, daß ich, in der Jugend ſehr vereinſamt und von den Bewegungen des geiſtigen Lebens abgeſchloſſen, ſo manche mir von Kindheit auf tief eingeprägte Lehre und Anſchauung in vorrückenden Jahren plötzlich von mir ausſtieß; wogegen Wahrheiten und Ahnungen in mir aufgingen, die weder über die Brücke mündlicher Belehrung, noch auf dem mit Buchſtaben geſtampften Wege der Literatur den Zugang in mein Herz gefunden hatten. Die verzagende, ſich ſelbſt überlaſſene katholiſche Knabenſeele — wodurch wurde ſie ſo mündig, daß ſie die freieſten Gedanken unſerer Forſcher, ſobald ihr dieſelben, oft zufällig, begegneten, wie alte,

vergeſſene Bekannte freudig aufnahm, immer aber ſich wieder vor Jenen verſchloß, die mit bekannten Zügen, wenn auch in neuem modiſchen Anzuge ſich auf die alten Satzungen niederlaſſen wollten, die in mir wie für die Ewigkeit gelegt waren? Wenn ich des ſtillen Weges meiner durch hindämmernde Empfänglichkeit gefundenen Entwicklung zurückblicke, bin ich ſelbſt verwundert, wie doch ein ſich überlaſſenes Menſchenkind zum Gegentheil von allem Dem erwachſen kann, worauf es Geburt, Familie, Wohnort und Schule, kurz, die nächſten Lebens- und Bildungsmächte abgeſehen zu haben ſchienen.

Freilich, die Zeit war bedeutend, die geiſtige Atmoſphäre voll gährender, befruchtender Elemente. Alles, auch das ruhigſt ſich Entwickelnde ward in die allgemeine Umwandlung gezogen. Poeſie, Philoſophie, Naturwiſſenſchaften nahmen den höchſten Aufſchwung. Die Idee eines geiſtigen Organismus gab die Loſung für das anbrechende Jahrhundert und einen Schlüſſel zum Verſtändniß des geſammten Daſeins. Der Streit, ob dies Jahrhundert mit zwei Nullen oder mit einer Eins hinter der Null anfange, war Kinderei neben den Kämpfen, die nach allen Seiten entbrannten. Und ſelbſt die Kritik ſchliff ihre Sonden und ihre Säbel. Aber eine Begeiſterung ſchwebte darüber, die nach allen Richtungen des Lebens die Regungen eines Alles verbindenden, Alles durchathmenden Geiſtes erkannte und erforſchte. Wiſſenſchaftlicher Ernſt und Fleiß wandelte ungeſtört durch das Geklingel von Sonetten, Madrigalen und Terzinen einer romantiſchen Jugend.

Doch ich kehre zu meinem ſtillen Fulda zurück, wo man all Dieſem ziemlich entlegen war.

Betrachtet man das Leben, wie es um den neugebornen Menſchen, gleich einem ruhigen See um einen hinein gefallnen Körper, ſeine zitternden Kreiſe erweitert: ſo umgibt zuerſt die Familie den lallenden Säugling, die Nachbarſchaft bewegt ſich um den ſpielenden Knaben, die Stadt mit ihrem Weichbilde breitet ſich um den eifrigen Schüler aus. So weit war ich gekommen, als der auswandernde Zopf mir nach der entferntern Welt deutete, auf die Welt hinter jenem ſchönen Bergkranze der hohen Rhön, wohin mein Auge ſchweifte, ſo oft ich nach der Kirche des Kloſterberges oder den Weg der Stationen wandelte. Was wußten wir aber von jener Welt? Als ich in der Schule znm erſtenmale hörte, daß es vier Welttheile gäbe und wir in Europa wohnten, war ich nicht wenig erfreut. In der Beſcheidenheit unſerer kleinen Wohnung empfand ich es als ganz erſtaunlich, daß wir einem Welttheil angehörten.

In dieſe Wohnung kamen denn auch keine Zeitungen. Ich ſah Bediente und Mägde ſich um das Schalter der alten Poſt nach den grauen Blättern drängen, die wir als etwas anſahen, was nur reichen Leuten zukäme. Und da der Oheim auch kein Wirthshaus beſuchte, was damals überhaupt noch nicht ſo üblich wie heute war, ſo kamen von den erſtaunlichen Weltbegebenheiten jener Tage bis in unſere Stube nur Gerüchte, die am Balkendurchzuge derſelben widerſäuſelten, gleichſam Gerüche, von zufälligen Luftſtößen herbeigeführt und längſt abgeſtanden. Doch

erinnere ich mich zweier Namen — Buonaparte's, der mit ängſtlichem Staunen, und des alten Fritz, der mit andächtiger Bewunderung genannt wurde. Man war ja damals bekanntlich ſtolz auf die Thaten eines Königs, der eigentlich doch das deutſche Reich zerſtören geholfen. Man fühlte beim Namen des alten Fritz, wie es ſcheint, die letzte Regung eines verſinkenden nationalen Bewußtſeins. Eine Hoffnung, daß nach dem Abtriebe des vermorſchten Reichs die deutſche Einheit vielleicht aus dem jungen preußiſchen Wurzelſtocke treiben werde, lag damals wol nicht im Bereiche deutſcher Gedanken, wie wir auch heut mit ſolchen Gedanken — „brechen" müſſen, nachdem der Preußenkönig vor ſeiner Stammburg allen den Ehrgeiz abgeſchworen hat, deſſen der alte Fritz ſtolz und geſtändig geweſen wäre. Der letzte Kaiſer war in Frankfurt gekrönt worden, als ich eben aus meinem zweiten ins dritte Jahr lief. Und ſchon etliche Jahre vor meiner Geburt war eine Schrift erſchienen über die Frage: Warum ſoll Deutſchland einen Kaiſer haben? Der unbeſonnene, viel umhergetriebene Journaliſt Weckherlin fragte damals mit demokratiſchem Witz: „Gehört es wirklich zum Heiligthum unſerer Conſtitution, daß ein Ochſe gebraten, zerriſſen und verſchleift werden muß? Beruht die Würde und Feſtigkeit des Reiches darauf, daß der frankfurter Pöbel ſich raufe und beſaufe? Die ſouveränen deutſchen Staaten würden weit glücklicher ſein, wenn der Reichsverband ganz aufhörte."

War nun gleich, was jenſeit unſerer Berge vorging, für uns eine unbekannte Welt: ſo gab es doch gewiſſe

Lebenskreiſe, die theils ſichtbar, theils unſichtbar über uns lagen — eine Welt in der Höhe, vor der wir Furcht oder Ehrfurcht hegten. Ich nenne zuerſt den fürſtbiſchöflichen Hof; rechne aber darauf, daß man es mir nicht als Eitelkeit auslegen wird, wenn ich erzähle, daß unſer Haus in der That mit dem fürſtlichen Schloß in einiger Connexion ſtand. — Ich brauche dies fremde Wort abſichtlich, als guter Deutſcher, der eine ſo vornehme Beziehung richtig zu behandeln weiß. Die Sache war aber folgende.

Das Kapuzinerkloſter beſaß neben den gewöhnlichen Kirchengeheimniſſen noch das beſondere Küchengeheimniß einer eigenthümlichen Zubereitung des Stockfiſches. Unter dieſem Namen kömmt bekanntlich der Kabeljau, an der Luft gedörrt und des Kopfes beraubt, als Repräſentant des ſtrengen Faſtens in die katholiſche Küche. Das Faſten in den Klöſtern beſtand nämlich und beſteht eigentlich noch immer nicht in dem Begnügen mit wenig magern Schüſſeln zur Uebung frommer Enthaltſamkeit, ſondern iſt zum Zweck einer reizenden Abwechslung im Genuß einer Anzahl wo möglich noch üppigerer Schüſſeln erfunden. Aus dieſem Geſichtspunkte war die Kopfloſigkeit des Faſten-Repräſentanten nicht ohne ſymboliſche Bedeutung, indem darauf hingewieſen wurde, daß eine ſolche kirchliche Aufgabe am vollſtändigſten gelöſt werde, wenn man ohne alles Denken dem Magen allein das gute Werk überlaſſe. Aus dieſem Betracht hatte der Stockfiſch durch Sympathie der Mönche eine veredelnde Behandlung erfahren.

Nun hatte Oheim Velten während seines Kloster-aufenthalts jene mönchische Zubereitung in der Küche kennen gelernt und war nach seinem Austritte durch Vermittlung einiger Gönner mit der Lieferung der Stock-fische à la Capucins zur Hofküche betraut worden. Und welche Befriedigung er damit gab, geht daraus hervor, daß man ihn schon zum Hofstockfischlieferanten machen wollte, als man in der Hofkanzlei auf das Bedenken stieß, es könnten durch diesen Titel einige Misverständ-nisse im Publicum entstehen, die über die Fastenzeit hinaus dauern würden.

Wenn nun während der großen Fastenzeit bei zahl-reicher Einladung zur Tafel eine stärkere Lieferung die-ses vom Oheim mit Sorgfalt aufgeweichten, durchge-klopften, abgehäuteten, ausgeweideten und in Kalkwasser durchmürbten Fremdlings zu machen war: so kam ich als Knabe zu der Gunst, den größern Kübel nach Hof bringen zu helfen. Hier unter gewölbter Decke staunte ich dieser eigens bewegten Welt. Die verschiedensten Livreen rannten ab und zu. Und indem ich so den leb-haftesten Begriff von der Wichtigkeit dieses Raums an einem geistlichen Hof erhielt, fand ich auch in meiner Eigenschaft als Meßdiener ein glückliches Wort zur Be-zeichnung einer solchen Halle, die man gewöhnlich Küche nennt, die ich mir aber nun als die „Sakristei" des bischöflichen Speisesaals dachte. Was ich dabei dunkel empfand, war vielleicht die noch unverstandene Ahnung, daß ich hier der eigentlichen Seele einer hohen und gläu-bigen Prälatenschaft viel näher sei, als wenn ich selbst

ihre Scapulire zu küſſen Glück und Gelegenheit gehabt hätte.

Auch mit dem Fürſtbiſchofe ſelbſt kam ich einmal als Knabe in Berührung, oder vielmehr er mit mir. Es war an einem der vier Quartal- oder ſogenannten goldenen Sonntage (gölle Sontig), als ich an der Pathenhand eines weitläufigen Verwandten im Gedränge der Domkirche vor dem rothen faltenreichen Plüſchvorhang des Hochaltars die Treppe zum Chor hinauf gelangte, um in Reihe und Glied mit zahlreichen Stadt- und Bauernbuben die Firmelung zu empfangen. Mit dem Krummſtab in der Linken, die ſeidene Infel aufgeſetzt, wandelte in Prieſterumgebung der Biſchof von einem zum andern Knaben, die Worte des Sacraments über ihn ausſprechend und ihm mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Backenſtreich ertheilend. Dies als Sinnbild der Leiden, die man um ſeines Glaubens willen zu tragen feſt und fertig ſein müſſe.

Wie ich ſo den Streich empfing, der eigentlich nur ein Strich war und den ich mir viel härter erwartet hatte, konnte ich mich inmitten der Feierlichkeit des Gedankens nicht erwehren: Der Oheim Velten trifft doch ſeine Stockfiſche beſſer! Später ſollte ich freilich um meines Glaubens willen härtere Pfaffenſtreiche zu empfangen haben, als meine Backen nicht mehr ſo rund wie damals waren.

Nun gab es aber einen luftig höhern Kreis, als das fürſtliche Schloß, der nicht wenig unſer Herz ängſtigte, und uns nicht nur immer wachſam erhielt, ſondern auch

einmal im Jahr in feierliche Thätigkeit frommer Abwehr setzte. Dies geschah am letzten April, am Vorabend vor Walpurgis und der Nacht, in welcher die Hexen von ihrer großen Versammlung auf dem Blocksberge zurück kehrten — ausgelassen und aufgelegt zu allen tückischen Streichen an Menschen und Vieh. Ich selbst holte aus der an diesem Abend in der Pfarrkirche eigens dazu aufgestellten großen Kufe einen Henkeltopf voll des frisch gesegneten Wassers und der Oheim, ganz mit dem Ernst angethan, den er von den Klostervätern her kannte, besprengte alle Winkel des Hauses und setzte auf jede Thür mit Kreide oder Kohle die Abwehr dreier Kreuze. Ich trug den Henkeltopf mit dem Weihwasser neben ihm her, sodaß er sich wol als Pater fühlen mochte, dem ein Ministrant folgt. Auch strich er sich dann und wann mit der linken Hand das unrasirte Kinn, wie die Kapuziner an ihren Bärten zu thun pflegten. Unser Ziegenställchen wurde am wenigsten vergessen, da wir wußten, daß die von ihren lüsternen Tänzen auf Besenstielen heimfahrenden Hexen ihr garstiges Spiel gern an den strotzenden Eutern des Milchviehs auslassen und die Thiere schädigen. Aber unsere Kreuze behüteten die liebe Geis und wir erlebten's nie, daß sie am ersten Maimorgen das frische Futter verschmäht oder blutige Milchtropfen aus welkem Euter gegeben hätte.

Nun läßt sich wol behaupten, wessen Herz dem Aberglauben offen sei, halte sich auch dem Argwohn nicht verschlossen, und wer an Hexen glaube, *suche* auch Hexen. Wenigstens konnte sich damals kein altes Weib

mit leidenschaftlichen Furchen und unstäten Blicken, in schwarzem löcherigen Mantel, mit grauem, unordentlichem Haar unter schiefer Mütze sehen lassen, ohne in diesen Verdacht zu fallen. Wie hätte es aber bei der Armuth und Roheit der untern Classen in Fulda an Frauenspersonen solchen Gepräges und Aussehens fehlen können? Glücklicherweise gab es ein Mittel, über alle Muthmaßungen hinaus zur wirklichen Erkenntniß einer Hexe zu kommen. Ein am Charfreitage vor Sonnenaufgang gelegtes Hühnerei besaß die magische Eigenschaft, das Auge Dessen, der es an sich nahm, so zu erleuchten, daß er jede Hexe an dem Kübel erkennen konnte, den sie allen Andern unsichtbar auf dem Kopfe trug.

Warum diese unseligen Personen gerade mit Kübeln gekrönt sein mußten und ob etwa ihr Zauber an einen Zuber geknüpft war, blieb unerklärt. Der Kübel war ein Axiom, über das man nicht hinauskonnte. Das Ei gab indeß nur einen Talisman der Erkenntniß, nicht aber des Schutzes ab; und wehe! wenn die erblickte Hexe, die ein durchdringendes Auge für derlei Eier hatte, den Inhaber erreichte und es ihm zerdrückte: sein Herz brach mit entzwei — oder es mußte dem Bedrängten gelingen, das Ei schnell genug in fließendes Wasser, wenn auch nur der nächsten Gosse zu retten.

Welch ein lockendes Geheimniß für einen Knaben! Wunderbares Ei, worin Glauben und Erkenntniß, wie Dotter und Eierklar, sich in zerbrechlicher Schale vereinigten! Der Dotter freilich war auch hierbei das Beste. Die Zerbrechlichkeit gab die Spannung zur Katastrophe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es war ein ganz dramatiſches Ei, und das Drama, nicht in nuce, ſondern in der Eierſchale, hing vielleicht auch, wie das Drama überhaupt, mit der heiligen Geſchichte zuſammen. Den Hennen konnte ja ein ſolcher Segen für ihre Charfreitagseier um des Hahnes willen verliehen ſein, der in jener verhängnißvollen Nacht den Verrath des Apoſtels Petrus ausgekräht hatte.

Indeß ſo weit dachte ich nicht; mich beſchäftigte das lockende Geheimniß und ich machte mir die Rechnung, daß unſere Henne, die ſeit acht Tagen jeden Morgen legte, gewiß auch ein Charfreitagsei bringen werde — wenn nur früh genug! Ich ſchlief die Nacht ſehr unruhig, ſodaß ich ſie in der Morgendämmerung gackern hörte. Ich aus dem Bett, im Hemd und barfuß in den Hof und mich des Schatzes bemächtigt!

Nun aber auf die beabſichtigte Kundſchaft damit auszugehen, koſtete mich keinen geringen Kampf mit den Meinigen, die nicht blos eine Gefahr, ſondern auch einen Frevel darin finden wollten. Endlich vermittelte es die Mutter, die wol ſelbſt ein wenig geſpannt ſein mochte, dadurch, daß ſie mich zu begleiten erklärte. Ich trug das Ei und ging wie auf Eiern, die Mutter aber nahm einen Topf friſchen Waſſers unter ihrem Mantel mit. Wir durchwandelten, rechts und links ſpähend, die Gaſſen. So oft wir nur eine Frauensperſon von weitem erblickten, fragte, mich ängſtlich am Arme faſſend, die Mutter:

„Siehſt du einen Kübel auf ihrem Kopf?“

„Nein, Mutter, ich ſehe keinen.“

„Thu' mir ja die Augen auf, Heinrich Joſeph! Es kann auch ein ganz klein Kübelchen ſein."

Aber ich bekam auch kein kleines Kübelchen zu ſehen und wir kehrten mit der großen Ungewißheit zurück, ob es kein richtiges, vor der Sonne gelegtes Ei ſei, oder ob es keine Hexen in der Stadt gebe. Ich wollte mir das Ei, der Oheim ſich die Hexen nicht nehmen laſſen. — „Ei was!" rief endlich die Mutter, die manchmal den Nagel auf den Kopf traf, „die Hexen ſind ſchlau und da ſie von den Charfreitagseiern wiſſen, gehen ſie an dieſem Tage wahrſcheinlich gar nicht aus."

„Wozu nun die Charfreitagseier?" fragte ich ärgerlich. „Wozu haben ſie nun den Segen?"

Auch dieſe Frage löſte die Mutter, und als ich von der großen Proceſſion zurückkam, hatte ſie mein Ei nebſt ein paar andern mit jungem Schnittlauch in einen Tiegel geſchlagen zu einem Pfannkuchen für den hohen Faſttag.

O der ſchönen Zeit, da ich noch an Hexen glaubte! Wie konnte ich damals Pfannkuchen noch ſo gut vertragen!

Lebensbestimmung.

Nicht sobald aber wird der aufwachsende Mensch von dem umkreisenden Leben zu einiger Aufmerksamkeit erweckt, als sich in ihm auch gleich ein Nachbildungstrieb regt, der sich spielend bethätigt. Zwar die gemeinschaftlichen Spiele der Kinder beruhen auf Ueberlieferung, sind so zu sagen historisch und erscheinen, soweit sie besonders im Freien vor sich gehen, als wiederkehrende Eingebungen der wechselnden Jahreszeiten. Das einzelne Kind aber, sich selbst überlassen, erfindet durch Nachahmung Dessen, was in seinem Lebenskreise Ansehen und Einfluß genießt. Wie viel oder wenig es von seinem eigenthümlichen Naturel zusetzen mag, tritt es doch als Urheber und Schöpfer unter den Kameraden auf, denen es sein besonderes Spiel zur Gemeinschaft bringt.

Daß unser Knabe, so früh in die katholische Messe mitgenommen und später selbst die Messe bedienend, bald darauf verfiel, auch Messe zu lesen, ist begreiflich.

Da fanden ſich nun unter dem dürftigen Hausrath der Familie — wer weiß aus welcher guten Zeit oder Verbindung — drei hohe Stengelgläſer, von denen ich mir eins zum Kelch nehmen durfte. Die Mutter half mit weißen und bunten Kelchtüchlein zu. Ob ſie damit nur eine ſo anſtändige Beſchäftigung begünſtigen, oder in dem frühen Trieb das Keimauge eines hohen Berufs erblicken mochte: ſie nahm es wenigſtens für keine ſchlimme Vorbedeutung, daß die Knabenprieſterſchaft nicht länger dauerte, als bis unter den frevelnden Händen die drei gläſernen Kelche nach und nach in Scherben gegangen waren.

Wie ſehr aber außer dem Hauſe die religiöſe Stimmung der Familie das Dichten und Trachten des Knaben beherrſchte, geht aus einem kindiſchen Vorfalle hervor, deſſen ich gedenken muß. Beachtenswerth iſt mir dabei, daß eine frühe Knabenneigung ſich, wie es auch ſonſt im Leben vorkommt, ins Religiöſe verſteckte und daß der früheſte Darſtellungstrieb des Knaben in derſelben Richtung auslief, in welcher, wie ſchon erwähnt, das chriſtliche Mittelalter ſelbſt zu ſeinen dramatiſchen Aufführungen gekommen war.

Eines heitern Frühlingsnachmittags waren wir Nachbarskinder um ein Spiel verlegen. Daß wir nicht eins der bekannten ergriffen, oder uns irgend einem Muthwillen überließen, lag an dem niedlichſten, rothwangigen Nachbarskind, um das wir ältern Knaben uns mit einer eiferſüchtigen Zärtlichkeit drängten. Wir fühlten uns zu behaglich in unſerer Art von Gunſtbewerbung, um uns

in irgend einem Unternehmen ſpielend zu zerſtreuen. Es war ein Töchterchen jener ſaubern und reſoluten Nachbarin, der Frau des Herrn Louis — ein Mädchen, das ſpäterhin durch reizende Geſtalt, einnehmende Züge und guten Verſtand einen Mann von bedeutender Stellung im Staatsdienſte feſſelte und gewann.

Ich weiß nicht mehr, wie ich endlich auf den Vorſchlag kam — wir wollten „Ewigkeits" ſpielen. Das Neue und Räthſelhafte fand Aufnahme und ich hatte als Angeber die Sache anzuſchicken, wobei mir die gute Kenntniß des Katechismus zu Statten kam. Oheim Velten war nach Gras ausgefahren, Tante und Mutter ſaßen bei Nachbarinnen vor dem Hauſe und ſo gebot ich über die Räumlichkeiten unſeres Hofes. Aus den Reiſigwellen in der Halle wurden drei Höhlen als Hölle, Fegefeuer und Himmel hergerichtet und die Geſpielen nach meiner Gnadenwahl darein vertheilt. Das am jüngſten Maivorabend geweihte Ziegenſtällchen hatte unter ſchrägem Dache einen knappen Bodenraum für das tägliche Futter. Jetzt, da er eben leer war, erhoben wir drei älteſten Buben unſer liebes Katharinchen als Maria zu dieſem himmliſchen Sitz und umgaben ſie als Dreifaltigkeit. Während nun die Seligen im Reiſighimmel ſich mit Jubel und Jauchzen genug thaten, ließen es die Verdammten an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen; wie denn auch die in der dritten Höhle ihre um Erlöſung flehenden Hände auszuſtrecken nicht ermüdeten. Die Sache ging luſtig und nachhaltig genug; indem dann und wann einer, der des

hölliſchen Heulens müde war, in den Himmel überlief, um auch einmal zu jauchzen. Daß dazwiſchen die beunruhigte Ziege meckerte, hätte uns für die Schelmenſtimmen des böſen Feindes gelten ſollen; wir achteten aber nicht darauf. Denn wir Dreieinige, um Käthchens willen heimlich etwas uneinig, wollten uns nun doch auch, gleich unſern Seligen und Verdammten, paſſend bethätigen. Ich als Gottvater ſchon etwas verdroſſen, daß Sohn und Geiſt die Maria in ihre Mitte genommen und mich beiſeit gedrängt hatten, ſchickte jenen hinab, einige Seelen aus dem Fegefeuer zum Himmel zu erlöſen. Etwas ungeneigter als der Sohn zeigte ſich der Geiſt, dem ich aus dem Katechismus bewies, daß er vom Vater und Sohn ausgehen müſſe. Doch folgte er endlich und hüpfte als Taube mit flügelartig gebreiteten Armen im Hof umher.

Nun rückte ich der freundlichen Maria etwas näher. Doch dieſe dritte Bewegung war zuviel für die Umſtände: die halbe Schütte Stroh, auf der wir ſaßen, rutſchte; Maria konnte ſich auf dieſen goldnen Strahlen unſers Himmels nicht halten, und glitt in den Hof hinab. Ihr Wehgeſchrei brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr; Selige und Verdammte vermiſcht umſtanden die Gefallene, die ſich endlich erhob und mit einer Quetſchung am Bein nach Hauſe hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unſer frevelhaftes Spiel, ſodaß wir kleinlaut davonſchlichen.

Als ich, der Urheber des Frevels, mit zerknirſchtem

Herzen die Stube betrat, fiel mein erſter Blick auf unſere Hausandacht. Ich meine jenes ſtarke Buch, aus welchem die Gewitter beſprochen wurden und das für alle Tages- und Jahreszeiten Gebete und Betrachtungen enthielt. Ich nahm es an mich und ſuchte in dem „Beichtſpiegel" nach einer etwaigen Bezeichnung meiner Sünde.

Ein ſolches Verzeichniß aller denkbaren Sünden wird nicht, wie andere Muſterkarten, zur Auswahl für neue Anſchaffungen, ſondern im Gegentheil zur Beſinnung auf Das, was man abzulegen habe, den Frommen dargeboten. Wie oft, ſeitdem ich in die Jahre des Beichtens getreten, hatte ich über dieſem Regiſter geſeſſen, bald zur „Erforſchung des Gewiſſens", bald aber auch um über manche der verzeichneten Sünden zu räthſeln, deren dunkle Benennungen etwas Geheimnißvolles für den Knaben hatten und eine Ahnung Deſſen erweckten, was man im Leben noch Alles kennen zu lernen habe.

Dem Beichtſpiegel war eine ſonderbare Lotterie beigefügt — ein liniirtes Viereck, dem Schachbret ähnlich in kleine Felder getheilt, deren jedes mit einer Ziffer bezeichnet war. Hatte man ſich hier eine Zahl gewählt oder gewürfelt: ſo wies ein nachfolgendes Verzeichniß unter derſelben Nummer nach, was man gewonnen, das heißt — bußweiſe zu thun habe: ein Gebet für den Tag, eine Lebensvorſchrift für die Woche, einen Kirchengang für den Abend, eine Enthaltſamkeit bei Tiſche, ein Almoſen für den Freitag u. dgl. An Vorſchriften zu Kaſteiungen fehlte es auch nicht und gerade eine ſolche

fiel mir durch die Nummer, die ich mittels einer kleinen Saubohne mir erwürfelt hatte, als diesmaliger Bußgewinn zu. Gleich suchte ich mir aus dem gesponnenen Garne der Muhme hinterm Ofen die dickste Zaspel aus, mit welcher, als einer Bußgeißel, ich bald über die rechte, bald über die linke Schulter den des Kamisols entkleideten Rücken traf, bis er mir über und über brannte.

Dies war, im Vertrauen gesagt, nicht das einzige mal, daß ich in jenem Alter, und noch als angehender Student, solcher frommen Anwandlung folgte. Mit lächelnder Rührung gedenke ich der Zeit, da ich mir aus ungebleichtem Garn durch tüchtigen Einschlag in den Zettel des Glaubens ein damastnes Bewußtsein des Guten zu weben verstand. Wahrscheinlich blüht auch nicht ohne Vorbedeutung der Flachs himmelblau, da er durch die Verwandlungen in Garn ein so heilsames Hausmittel zur Abtödung des Irdischen darbietet. Jene Gebinde sind längst verwebt und im arbeitvollen Leben abgetragen; aber es würde unwahr sein, wollte ich behaupten, daß mein frommer Eifer auch nur den zehnten Theil so lang ausgehalten hätte. Wie bald sieht man nicht ein, daß dieselbe Schwäche, aus der man seine Fehler so gern Andern zur Last legt, auch die Frommen dahin bringt, die Schuld des sündhaften Willens, also seines eigentlichen Ich, dem Körper in Rechnung zu setzen, den man für ein Nicht-Ich zu halten pflegt. Und so machen sie es wie die zornigen Kinder, die den Tisch schlagen, an dem sie sich durch ihre Unachtsamkeit gestoßen haben.

Eben weil die katholiſche Kirche ihre Gläubigen in der Kinderzucht erhält, macht ſie ſo viel Aufhebens von der Heilſamkeit des Kaſteiens. Dieſes hat aber an ſich ſelbſt keinen ſittlichen Werth, ſondern kommt unter Umſtänden höchſtens als erſte Dreſſur zur Selbſtüberwindung in Anſchlag. Im Gegentheil bedarf der Menſch, der jede Stunde zu kämpfen und mit Bewußtſein und Beſonnenheit des Guten zu handeln hat, eines geſunden und kräftigen Organs für den Willen.

Neben jenem Andachtsbuche, das zu einer Art frommer Glücksſpiele Gelegenheit gab, muß ich eines andern Werkes gedenken, das vielleicht den Fehler der Wortſpiele anregte, den man mir und meiner Feder in ſpäterer Zeit, gewiß nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat. Wir beſaßen nämlich einen dicken Folianten Predigten des bekannten Abraham a Sancta Clara. Der wunderliche Humoriſt hatte den ſeltſamen Gedanken ausgeführt, die Predigten nach dem deutſchen Kartenſpiele zuſammenzuſtellen und eine jede mit einem Kartenblatt in Holzſchnitt zu bezeichnen — als mit Herzaß, Schellenbub, Eichelkönig, Grasſieben u. ſ. w. — Man kennt ja den bizarren Humor, den burlesken Witz, die kecken, oft geſchmackloſen Bilder, ſeltſamen Einfälle und lächerlichen Vergleiche dieſes geiſtreichen und weltkundigen wiener Hofpredigers. Vieles in jener Sammlung war derb und handgreiflich genug, um dem Knaben und dem angehenden Studenten nicht unverſtändlich zu ſein. Ueber Alles aber ſprachen mich des launigen Paters Spiel und Umſpringen mit Gleichklängen und Wortwitzen an. Und

aus dieſem Paradies meiner erſten Knabenerkenntniß mag ſich die kleine Erbſünde meiner Feder herſchreiben.

War nun das Buch mit rohen Holzſchnittbildern verziert — wie ich mich denn des verlorenen Sohnes noch erinnere, der, verzweiflungsvoll ausſehend, ſeine Mahlzeit mit Schweinen aus ihrem Troge nimmt: ſo ſtattete Oheim Velten den Prediger ſelbſt mit Anekdoten aus, die er aus dem Kloſter haben mochte. So hatte Abraham noch als Novize bei einem Beſuche des Kaiſers Leopold I. im Kloſter der Barfüßer-Auguſtiner auf die Frage der Majeſtät, warum denn auf der altteſtamentlichen Jakobsleiter die Engel auf- und abgeſtiegen ſeien, da ſie doch Flügel hätten, hinter den verſtummenden Kloſtervätern her raſch geantwortet — die Engel ſeien damals juſt in der Mauſer geweſen. Und dieſem raſchen Witze hatte der junge Mönch ſein ſpäter erfolgtes Glück als Hofprediger zu danken gehabt.

Da ich einmal an den Büchern ſtehe, die dem Knaben vorgekommen ſind, ſo bleiben noch zwei weltliche zu nennen. „Fortunatus mit dem Wünſchhütlein“ hat, ſo viel ich mich erinnere, eben kein abſonderliches Wohlgefallen in mir erregt, vielleicht aber doch in ſofern einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen, als ich in müßigen Stündchen ſelbſt meines höhern Alters gern von einer Weltwirkſamkeit und von politiſchen Umgeſtaltungen träumte, die ähnliche Vorausſetzungen hatten, wie des Fortunatus Wünſchhütlein war, das ſich mir auch wol nach Umſtänden in eine unerſchöpfliche Schatulle verwandelte.

Noch dunkler iſt der Eindruck, den ich von Richardſon's Roman „Pamela" behalten habe. Aus der ſauber gedruckten Ueberſetzung mit Nachbildungen engliſcher Kupfer ſtehen mir noch die ſchlanken Frauengeſtalten vor, die es auch einmal mit Wäſche zu thun haben. Sonſt iſt mir nur noch eine ſpannende Scene, worin es einer verführeriſchen Ueberraſchung der tugendhaften Pamela gilt, ganz dunkel erinnerlich geblieben. Die Lectüre mag wol auch etwas ſpäter geſchehen ſein; denn ich erinnere mich wiederholter Anläufe das Buch zu leſen. Der Roman ſelbſt ſcheint ſich vom Putztiſch einer adeligen Dame, bei der die Mutter des Knaben in Gnaden ſtand, wie ſie ſich ausdrückte, in unſere fromme Wohnung verlaufen zu haben.

Bei aller Ernſthaftigkeit, die ſich unter der ängſtlich frommen Stimmung der Familie in die früheſten Spiele des Knaben miſchte, ſchwieg doch in ſeinem Innern länger als gewöhnlich der Trieb zu irgend einem Lebensberuf. Träumeriſche Knaben, von keiner Seite der betriebſamen Welt lebhaft genug angezogen, bleiben länger, als munter nach außen getriebene Buben, unentſchieden über ſich ſelbſt. Deſto bedenklicher nahm die Mutter ſich dieſe Frage zu Herzen und entſchied ſich nach langer Ueberlegung für das Schneiderhandwerk. Abgeſehen davon, daß ihr die Welt doch am wenigſten von der Seite unbekannt war, wo ſie ſich mit der Elle ausmeſſen läßt, galt ihr begreiflicherweiſe die nährende Nähnadel etwas; wozu der finanzielle Voranſchlag kam, daß die Schneiderlehre wohlfeiler zu haben und die

künftige Einrichtung des Meisters, wozu sie selbst zwei Bügeleisen beisteuern konnte, einfacher, als bei fast allen übrigen Handwerken, zu bestreiten wäre. Vielleicht ward auch mit in Erwägung genommen, daß wir durch die uns so vertraute Ziege in einiger „Connexion" mit der Familie des bekannten Patrons der Schneider standen. Jedenfalls schien es dabei auf mich selbst am wenigsten anzukommen. Gehört es ja doch mit zur Dienstbarkeit bedrängter Familien, daß sie — um mich gleich in dem mir zugedachten Handwerk auszudrücken — aus der umliegenden Welt nicht wählen können, was der Persönlichkeit angemessen ist, sondern daß sie die Person stets nach den Umständen zuschneiden müssen.

So war denn die gute Frau nach und nach ganz einig mit sich selbst geworden, als sie nach einer öffentlichen Schulprüfung durch einen freundlichen Lehrer auf ganz andere Gedanken gebracht wurde. Der heitere Mann wollte gute Anlagen an dem Knaben bemerkt haben, und rieth ihr deshalb, ihn studiren zu lassen.

Welch ein Sonnenschein fiel da so unerwartet in das Mutterherz! Eine duftige Fernsicht in eine träumerische Zukunft that sich von einer Seite auf, wohin sie noch gar nicht geblickt hatte. Ja, bei näherem Betracht erschien Studiren sogar noch wohlfeiler als Schneiderwerden, und sie selbst behielt ihre Bügeleisen.

In der That war unter der geistlichen Regierung in Fulda das Studiren sehr begünstigt. Die Söhne vermögenloser Eltern wurden nicht nur schulgeldfrei aufgenommen, sondern erhielten aus Stiftungen einige Fort-

hülfe durch Geld und Bücher. Die verschiedenen Klöster gewährten Freitische, und ein fleißiger Student fand als „Präceptor" in bürgerlichen Häusern kleinen Nebenerwerb. Dabei besaß Fulda damals noch, was man Universität nannte und jedenfalls eine Schule der Theologie. Geistliche waren ja der große Bedarf. Auch wurde ein guter Kopf bürgerlicher Abkunft gewöhnlich sehr übel angesehen, wenn er sich nicht dem geistlichen Stande widmen mochte. Er fiel leicht in den Verdacht der Freigeisterei. Jedenfalls blieb die weltliche Laufbahn viel unsicherer, indem auf den schmalen, verschlungenen und zuweilen etwas schlüpfrigen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne aristokratischer und patrizischer Familien schwer zu überholen waren; wenn Einer nicht etwa die Hand einer Tochter solcher Familien, oder die Schürze einer Prälatenfreundin erreichen konnte.

Hatte denn aber auch die herrschende Priesterschaft bei ihrer Begünstigung armer Studenten den öffentlichen Bedarf von Weltgeistlichen und Mönchen in Absicht: so muß doch der katholischen Kirche nachgerühmt werden, daß sie stets die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet, und kein Privileg der Vornehmen und Reichen auf eine geistes- und gemüthsstarke Nachkommenschaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Eltern, aber von hoher Begabung, sind nicht zu den höchsten Kirchenwürden, ja selbst zum heiligen Stuhl gelangt?

Zum erstenmal empfand nun auch ich selbst etwas von einer Bestimmung für die Zukunft. In der fremden Sprache, durch welche der Weg dahin ging, lag viel

von dem Geheimnißvollen, das mich bisher mit den unverſtandenen Worten des Meßdienſtes bewegt hatte. — Sobald mit dem Hauslehrer Verabredung getroffen war, führte er mich, zur Vorbereitung für die lateiniſche Schule, in die Grammatik, und deckte mir mit der erſten Declination von mensa, mensæ, den Tiſch für eine unermeßliche Beſcherung. Die gehobene Empfindung, in der mich eines heitern Abends die auswendig gelernten, leiſe hingemurmelten Beugeſilben mensa, mensam, mensarum vor das Thor hinaustrugen, iſt mir unvergeſſen geblieben. Auch ging es in ungetrübter Stimmung vorwärts bis zum Gebrauche des Wörterbuchs. Dies ſetzte mich zuerſt in Verzweiflung; jedoch nur durch ſeinen körperlichen Zuſtand. Ich erinnere mich nicht, woher wir das Exemplar hatten; aber während einer längern Zurückgezogenheit unter einem Hausbodendache war es durch Vermoderung und Mäuſefraß ſehr hinfällig geworden. Es laborirte am Marasmus. Im Rücken fiel es auseinander und beim Umſchlagen brachen zundermürbe die Blätter entzwei, ſodaß die Wörter, die von Moder und Mäuſen verſchont geblieben, nun noch zwiſchen den ſuchenden Fingern verloren gingen. Der Jammer des Schülers war gerecht, ohne daß ihm ſelber die Mittel des Hauſes ſobald hätten gerecht werden können.

Da erinnerte ſich der Oheim des ehemaligen Gönners und Hausfreundes Paters Hilarius im Kloſter. Ich mußte ihm in meinem Sonntagswamms, das dichte Haar glatt gekämmt, dahin folgen. Im Vertrauen auf

das alte Wohlwollen dachte er, den Pater um ein entbehrliches Lexikon anzugehen, wobei er ihm den Burſchen zeigen wollte, der es brauchte. Hilarius trat eben aus ſeiner Zelle, als wir anklopfen wollten, und vernahm das Anliegen. Sein ernſter Blick ruhte lange auf mir, die Hände über die Bruſt gefaltet. Was er dachte, ſprachen ſeine Lippen nicht aus; aber der lange, angegraute Bart des ſtattlichen Mannes bebte ein wenig von dieſen Gedanken. Endlich trat er in ſeine Zelle zurück und holte ein ſchweres Buch, das er mir in die Arme legte. Ich küßte ſeine Hand, die ich davon zucken fühlte. Vielleicht misbilligte er für ſich meinen lateiniſchen Lebenspfad und bereute ſchon mir das Buch gegeben zu haben, das wie ein verhängnißvolles Schwergewicht den bedrängten Knaben in dieſelbe braune Kutte ziehen möchte, die der Pater ſelbſt, vielleicht mit wie ſchwerem Herzen! durchs Leben ſchleppte.

Froh, daß ich vorausgeſchickt wurde, als Hilarius den Oheim mit ſich nahm, eilte ich fort, meinen Schatz unterm Arme. Wie oft hob und wog ich dies Lexikon! Das war doch ein Buch, das einen Puff vertragen konnte, in derben ſchwarzledernen Decken, durch eine Meſſingklammer verbunden, die den gerippten Rücken des ſtarken Bandes rund und feſt erhielt. An dieſem handfeſten Begleiter konnte ſich auch einmal die leicht aufbrauſende Ungeduld des lateiniſchen Schützen auslaſſen, die er ſonſt gegen das ſchwindſüchtige alte Lexikon in ſich ſelbſt verzehren mußte.

Vielleicht ſchließt mit den Spielen der Kindheit oder

verliert ſich allmälig jene Zeit, die in höhern Jahren, wenn uns die Stunden und Tage unter den Händen dahinſchwinden, unſerer Erinnerung ſo unermeßlich, unerſchöpflich vorſchwebt. Freilich, ſo lang man mit dem unbefangenen Blicke der Jugend jede neue Erkenntniß aus der Quelle der Unendlichkeit ſchöpft, iſt man in ſeinem Gefühle mit dem Ewigen verbunden, im Unermeßlichen ſchwebend. Sobald aber das Wollen und Streben erwacht, iſt man auf das Irdiſche gerichtet; Abſicht und Zweck bezeichnen die Schranken unſerer Welt, in welcher der Verſtand Alles vereinzelt, verzettelt; die Beſtrebungen beeilen ſich und wachſen der Zeit über den Kopf; die Abſichten werden unerſättlich und zehren begierig die Stunden, die Monde und Jahre auf. Wie oft ſieht man ſich da nach jenem Paradieſe der Kindheit um, da die ſeligen Tage ſo lang und ruhig waren! Wie viel hat man damals zu lernen verſäumt, meint man, und bedenkt nicht, daß man in jener Zeit und bis zur Pubertät gerade das Ewige lernt, das allen vereinzelten Kenntniſſen zu Grunde liegt und vor unſerer Erinnerung den Schimmer der langen Dauer auf jene Tage zurückwirft!

Land und Leute.

Ueber das Weichbild der Stadt hinaus kam der heranwachsende Knabe nur nach einer Seite. Freilich nach der anziehendsten, in die Nähe der südöstlich gelegenen Rhön. In Hofbieber, am Fuß dieses reizenden Gebirges, hatte die Mutter eine Schwester, an einen Mann verheirathet, der neben einem beschränkten Feldstück eine rohe Hobelbank als Schreiner betrieb. Es war ein Fest für die zahlreiche Familie, wenn wir sie alljährig zur Kirchweihe besuchten. Wir machten die drei Wegstunden zu Fuß, die erste Hälfte im Anblicke des herrlichen Gebirges, die zweite auf stillen, zwischen bewaldeten Hügeln hinschleichenden Feldwegen.

Die heimliche, weiblich waltende Ordnung und fromme Sauberkeit im Hause des Oheims hatte den Knaben so verwöhnt, verweichlicht oder verblödet, daß die neuen Eindrücke des ländlichen Lebens, der Jubel und die Genüsse der Kirchweihe, wie sie damals noch üppig und

tobend waren, ihn zwar den Tag über fröhlich aufregten, doch allabendlich mit der Wehmuth des Ungewohnten ſein Herz beſchlichen. Wenn die Abendröthe in den Grasgarten fiel, der Kirchthurm durch die kleinen Fenſter leuchtete, oder das Ave Maria der Nachtglocke mit den Hörnern und Klarinetten des Wirthshauſes wechſelte, ward er immer ſtiller, und ſah dem brennenden Kienſpane zu, der, in die Gabel des hölzernen Leuchterſtocks eingeſteckt, die geſchwärzte Stube erhellte. Mit den verkohlten Gelenken, die auf den ungedielten Boden neben der Streu des nächtlichen Lagers niederfielen, qualmte in der Bruſt des unbehaglichen Gaſtes ein trübes Heimweh auf. Wie froh war er dann, wenn die Rückkehr wieder angetreten wurde, er das Bündel mit den Gaſtgeſchenken der Kuchenproben und des gedörrten Obſtes ſchleppen half, bis nach mehrſtündigem Wandern, das Gebirge im Rücken, ſich uns von der Höhe des Petersberges die liebe Stadt im grünen Thale, und der hohe Bau des Doms für Auge und Herz erneuerte.

Land und Leute haben mir auch von andern Seiten ihre wiederholten Eindrücke hinterlaſſen.

Die Gegend um Fulda iſt nicht überall vom Boden und nirgends vom Klima ſonderlich begünſtigt zu nennen. Die Vegetation iſt ein wenig bleichſüchtig, und ſo anmuthig auch die Hügel und Berge ſich für den Beſchauer aus der Ferne neben- und übereinander gruppiren, immerhin bleibt es eine etwas blaſſe und magere Schönheit. Die hohe Rhön ſchließt den Süden und hält oft einen harten und langen Winter feſt, der

nicht ſelten mit ſeinen Schneehäuptern in die grünen Frühlingsthäler herabnickt, und die ſchüchternen Blüten entſetzt.

Der Menſchenſchlag, der dieſen Boden anbaut, iſt derb, kräftig, breitſtämmig; das gefurchte Antlitz ſpiegelt den tiefgepflügten Boden ab. Die weibliche Tracht iſt den unſchönen Geſtalten auch noch ſehr unvortheilhaft. Der vielfaltige Rock, der die bunten Zwickelſtrümpfe ſehen läßt, wird hoch unter den Armen gebunden und überhängt den Hüftenbau; das kattunene Leibchen ſpannt über der Bruſt, und der Kopf wird mit einem in drei Zipfel gelegten, bunt und hell gewürfelten baumwollnen Tuche überbunden.

Das Landvolk iſt fromm und ſinnlich. Es hält ſich gläubig an die Lehren und Vorſchriften ſeiner Prieſter, ohne ſich im Myſtiſchen zu vertiefen oder im Moraliſchen ſehr zu ängſtigen. Im Beten genau, im Leiſten lau zu ſein, hatte ſich der Fuldenſer unter dem Krummſtab gewöhnt.

Solche Frömmigkeit verträgt ſich denn auch gar wohl mit Fröhlichkeit des Genuſſes. Ja in dieſer ging man noch viel eher als in jener über das Maß hinaus. Zur damaligen Zeit war die Roheit der Luſt faſt ununbändig. An Feiertagen, wenn die Bauern Nachmittags aus der Stadt nach Hauſe kehrten, hüteten ſich die Städterinnen, ihnen zu begegnen. Rohe Angriffe waren vorgekommen. Und wie hätte eine kirchliche Andacht wenigſtens ohne Schlägerei abgehen können! Dem eifrigen Fuldenſer genügte es nicht, daß die hohen

Feſte roth im Kalender ſtanden; er wollte ſie auch auf der blutigen Stirne als richtig begangen eingezeichnet wiſſen.

Außerdem ließ die nüchterne Fröhlichkeit des Fuldenſers ſich gern in trockener Spaßhaftigkeit aus, in einer Laune, der es nicht an bildlicher Phantaſie fehlte und die durch gutmüthige Unbeholfenheit des Ausdrucks ins Drollige fiel.

In dies bäuerliche Leben warf zu jener Zeit noch der viel angebaute Flachs mit ſeiner himmelblauen Blüte einen poetiſchen Schimmer, und ſpann aus ſeinem Stengel einen Faden des Weltverkehrs. Die Spinnräder ſchnurrten, im Winter bei geſelligen Zuſammenkünften; da es denn zur Liebesartigkeit des jungen Burſchen gehörte, neben einer Spinnerin ſitzend, ihr die aus dem Rocken fallenden Flachsſplitter von der Schürze zu ſtreichen, und bei ſchalkhafter Ungeſchicklichkeit einen Klapps hinzunehmen. Das Geſpinnſte ward von zahlreichen Webſtühlen zu allen Sorten Leinen, vom groben Packtuche bis zu kunſtreichem Damaſt verarbeitet. Der Vertrieb ging nach Frankfurt, Bremen, Hamburg und Holland, und machte wohlhabende Unterhändler. Finken aus den Buchenwäldern der fuldaiſchen Berge lernten in kleinen Käſichen neben den Webſtühlen vorgepfiffene Melodien, und flogen an ſolchen Leinweberfäden nahen und fernen Käufern zu. Und während ſo die einheimiſchen Melodien in die Fremde wanderten, verfingen ſich im Damaſt, im Segeltuche der reiſenden Leinenhändler wunderſame Geſchichtchen der Fremde, die ſich

dem ſchalkhaft ſinnlichen Geſchmack der Fuldenſer aneigneten.

Einſt war ſolch ein wohlhabender Händler nach Amſterdam gereiſt und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurückkam, fand er neben dem Bette ſeiner jungen, hübſchen Frau eine Wiege mit einem Säugling. Wem gehört das Kind? fragte der betroffene Mann. Und die verlegene junge Frau erwiderte:

Ja, hör' nur, Kilian, wie mir's mit dem Buben wunderbar ergangen iſt: Es war ein ſchöner Winterſonntag und die Sonne ſchien hell. Es trieb mich in unſer Gärtchen hinaus, und da hatt' ich ein ſo ſehnſüchtig Verlangen nach dir, daß ich, wie zur Kühlung, einen Eiszapfen brach und gierig einſaugte. So iſt durch ein Wunder der Bub entſtanden. Der Mann ſchüttelte bedenklich den Kopf, als eben, wie gerufen, der junge, kircheneifrige Kaplan des Ortes, um den Angekommenen zu begrüßen, eintrat, und zur Beruhigung des Hausvaters aus verſchiedenen Kirchenvätern die Möglichkeit eines ſolchen Wunders darlegte. So ergab ſich der Leinenhändler ins Unbegreifliche, weniger weil er ein guter, gläubiger Fuldenſer, als weil er ein vorſichtiger Handelsmann war, der ſich nicht gern einen Pfaffen auf den Hals ladet und es mit den Kirchenvätern verdirbt. Er ließ den hübſchen Buben hingeſtellt ſein, nannte ihn aber aus verhaltenem Spott nur den Sohn Yszap (Eiszapfen). Im Stillen mochte er aber wol darauf ſinnen, den falſchen Erben bei guter Gelegenheit wieder loszuwerden, oder — wie er ſich handelsmänniſch

ausdrückte — das Stück Beiderwand billig loszuſchlagen. Als daher der Sohn Yszap herangewachſen und der Kaplan inzwiſchen auch Faſtenprediger in der Stadt geworden war, wünſchte er den ſchlanken Jungen mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt kennen lerne. Die Mutter willigte nicht ohne Beſorgniß ein, indem ſie den Mann beſchwor, den Sohn um Gottes Willen wohl zu behüten. Der Mann gelobte es, überließ aber unterwegs den jungen Menſchen an holländiſche Seelenverkäufer, wie man die Soldatenwerber nannte. Kam daher ſpäter ohne den Buben zurück. Wo iſt unſer Kind? Wo haſt du den Yszap? fragte die angſtvolle Mutter; worauf der Mann ſchalkhaft mit der frühern Wendung der Frau antwortete: Ja, hör' nur, Bärbel, wie mir's mit dem Buben wunderſam ergangen iſt! Es war ein ſchöner Sommertag, als wir auf einer Jacht rheinabwärts fuhren. Da aber die Sonne ſehr heiß ſchien, warnte ich den Buben wiederholt, den Kopf bedeckt zu halten. Der Junge hörte nicht und eh' ich mich des Unglücks verſah, ſchmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein und wurde wieder zu Waſſer. Faſſe dich, liebe Frau und höre, was unſer Freund, der Faſtenprediger, ſagt. Ich war auf der Herreiſe bei ihm, und er ſprach, die Hände über ſeinem Bäuchlein gefaltet: Je nun! der Winter hat ihn beſchert, der Sommer verzehrt; ergebt euch in die Wunder des Herrn!

Beiläufig bemerkt, iſt es wirklich intereſſant, daß ſo manche literariſche Stoffe, Volkswitze, launige Erzäh-

lungen oder was Shakſpeare „Humore" nennt, ſich lang erhalten und weit verbreiten, wenn ſie auch in Nebenumſtänden kleine Veränderungen erfahren, wie ich denn eben ſelbſt beim Wiedererzählen den Faſtenprediger hinzugethan habe. Die vorliegende Märe, die man in echt fuldaer Mundart hat (ſ. Götzinger's Sprachproben), ſtammt — isländiſchen Urſprungs — von einem lateiniſchen Volksliede der Schweiz und Tirols aus dem neunten Jahrhundert. Dort iſt ein Sueve aus Koſtnitz zu Schiff gegangen, vom Sturm auf ein fernes Eiland verſchlagen worden, und kehrt erſt nach zwei Jahren zurück, wo inzwiſchen ſeine etwas verliebte und von Liebhabern beſtürmte Frau einen unrechten Sohn zur rechten Zeit geboren hat — filium injustum fudit justo die. Auf des Mannes drohende Frage erklärt ſie, es ſei ein Schneekind, in den Alpen empfangen, wo ſie eines Tags aus heftigem Durſt eine Hand voll Schnee verſchluckt habe. Nach fünf Jahren geht der Mann wieder zu Schiffe, nimmt den Schneeſohn mit und verkauft ihn. Seiner Frau erzählt er, wie er mit dem Schiffsvolke auf eine Klippe verſchlagen worden,

et nos	und uns
omnis graviter sol	durchglühte tüchtig die volle
torret, at ille	Sonne; doch jener
nivis natus	Schneegeborne
liquescebat;	ſchmolz dahin.

Die fuldaer Nachbildung erſcheint aber in ihren Motiven anſprechender und den Umſtänden angemeſſener.

Lebensstufe.

So näherte ich mich der Zeit, in der ein Abschnitt des eignen Lebens mit einer Umwandlung meines engern Vaterlandes, des Fürstenthums Fulda, zusammentreffen sollte.

Sobald der junge Mensch, der eine früher, der andere später, sich der Entwickelungsperiode jener Organe nähert, durch die er nicht für sich selbst besteht, sondern in die ewige Fortdauer der menschlichen Gattung verflochten wird, nimmt seine Seele einen ungemeinen Aufschwung. Die Natur geht nicht immer jäh und roh auf ihren Zweck los: sie führt gern durch ahnungsvolle Stimmungen, geheimnißvolle Regungen ein Herz, wie durch höhere Weihen, zu ihrem mysteriösen und bezaubernden Dienst; sie gibt oft lange vor den flüchtigen Augenblicken der sinnlichen Lust das Ewige, Unbedingte ihrer Absichten den vergänglichen Neigungen zu empfinden, durch welche sie ihr Ziel erreicht. Noch ist es kein

Drang der Geschlechtsneigung: es sind hohe unbegreifliche Stimmungen, bald mit Unruhe, bald mit Rührung verbunden. Alles Reine, Edle, Uebersinnliche, was unser Geschlecht in seiner göttlichen Substanz erhält oder erneut, regt sich vor dem sinnlichen Gedanken der Liebe in der Brust des Jünglings. In dieser Periode schwebt auch die dumpfe, platte Seele eines Menschen von poetischen und ritterlichen Regungen getragen. Selbst das Naturleben bietet ähnliche Erscheinungen: der Adler sucht aus den Wolken herab seine Beute; ja der Sturmwind, ehe er den Staub des allgemeinen Fahrwegs aufwirbelt, brauset in den Lüften.

Die frühesten Empfindungen des Knaben, wenn er auf die Schwelle der Jünglingschaft tritt, fliegen ins Träumerische, ins Schwärmerische aus. Vielleicht ist dies heutzutage weniger der Fall, wo die übersättigten Eltern an raffinirenden Kindern, die socialverdrossenen Väter an frivolen Knaben ihre Freude haben. In unserm damaligen Familienleben nahmen, meiner Erziehung oder Abrichtung gemäß, jene Regungen selbst eine religiöse Färbung an. Solcher Stimmungen erinnere ich mich noch aufs lebhafteste, besonders aus der Zeit meiner Vorbereitung zur ersten Communion. So hatte ich am Charfreitage, von Kirche zu Kirche wandelnd, mit der Abenddämmerung die Pfarrkirche betreten und im dunkeln Raum unter der Orgel, wo das heilige Grab ausgeschmückt war, in der hintersten Bank Platz genommen. Von dem buntfarbigen Lichte der Glaskugeln matt erhellt, stand die Monstranz zur Anbetung aus.

Ich war mit den vorgeschriebenen Gebeten ziemlich gedankenlos fertig geworden: aber eine unbegreifliche Rührung hielt mich in dieser heiligen Stille fest, und während einzelne Gestalten der Andächtigen leise ab- und zugingen, fühlte ich mich allmälig so hoch gestimmt, so tief bewegt und vom Frühlingswehen des Unendlichen überrieselt, daß ich es nicht zu beschreiben wüßte. Selbst meine Athemzüge wurden kürzer unter dieser hohen Atmosphäre des Ewigen. Wonach ich verlangte, was ich Alles wollte und erwartete, war so unbegreiflich, wie Das, was ich empfand, und blieb es auch, als ich einer der Letzten den nächtlichen Raum in süßer Ermüdung verließ.

Indem ich hier aber bekennen darf, daß solche mystische Empfindungen unmittelbarer Einigung mit der Gottheit von jetzt an und bis in die spätern Jahre wiederkehrten, muß ich doch gestehen, daß ich zum eigentlichen Pietismus nie geneigt war. Wenn dieser gern im Bewußtsein angeerbter Sündhaftigkeit verharrt, ohne sich auch selbst im Gefühl empfangener Erlösung daraus zu erheben: so war ich jederzeit mehr zu einer heitern und muthigen Pelagianischen, als zur Augustinischen Anschauung disponirt. Ich mochte nie glauben, daß der Mensch, obgleich er noch immer gern mit einer anmuthigen Eva in einen rohen oder gebratenen Apfel beißt, von Natur oder durch Erbschaft so gar verdorben sei und sich nicht durch rechtschaffenen Willen, selbst auch außerhalb der Kirche, zur Tugend und Tüchtigkeit bringen könnte.

Jene hohe Stimmung des Knaben wechselte wol

auch ſchon damals dann und wann die Farbe. So fühlte er ſich auf ähnliche Weiſe gehoben, als er auf ſeinem lateiniſchen Pfade zum erſtenmal einen Gedanken in den fremden Worten und in ihrer eigenthümlichen Fügung mit Empfindung verſtand. Oder läge denn nicht, was man in höherm Alter als ſchwärmeriſche Liebe und als poetiſche Begeiſterung erfährt, mit dem religiöſen Entzücken auf einer und derſelben magnetiſchen Linie?

Seitdem zog mich auch eine Sprache wieder an, die, vom Altare ſo früh und oft vernommen, mir bald ſehr gleichgültig geworden wäre. Zwar anfangs hatten dieſe vom Altare geſungenen majeſtätiſchen Worte den wunderbarſten Eindruck auf den Knaben gemacht. Um dieſen Eindruck gilt es ja der Kirche, und ſie hält deshalb ſo feſt an einer todten Sprache, die das Volk mit ihrem Leichenduft wie mit einem Hauche der Ewigkeit anweht. Ueberzeugt, unſer Herrgott würde, kraft ſeiner Allwiſſenheit, verſtehen, was mit den Worten gemeint ſei, blieb ich doch lange zweifelhaft, ob auch die Menſchen ſich mit dieſen Klängen unter einander verſtändigen könnten. Dieſer Zweifel löſte ſich zuerſt dem Meßdiener, als er neben den lateiniſchen Wechſelſprüchen, die er aus ſeinem Büchlein lernte, die deutſche Ueberſetzung fand. Nun aber brach für mich durch die Grammatik und das Wörterbuch der erſte Morgenſchimmer eines Verſtändniſſes an, und ich hörte mit innigem Antheil in dieſer Sprache vor einer auserleſenen Verſammlung predigen. Zu einem jährlichen Sodalitätsfeſte erſchien nämlich aus

der nächsten Landstadt Hünfeld ein Priester, an dem noch die Zucht und Zierde des ehemaligen Jesuitencollegs nachdämmerte. Von Alter und Andacht gebückt, bestieg er die Kanzel, sprach aber noch mit der an ihm gerühmten Kraft der Seele und der Stimme. Für mich sprangen einzelne verständliche Worte wie Silberfischchen aus dem lateinischen Strom. Auf den Gesichtern einzelner Zuhörer konnte ich aber den Ausdruck des vollen Verständnisses und zugleich die aufgespannte Bewunderung Dessen, was und wie der außerordentliche Mann gesprochen, deutlich erkennen. Für sie Alle war die Rede — was ich damals noch nicht zu schätzen wußte — von der Erinnerung umwittert, daß der Sprecher noch den Jesuiten angehört hatte. Diese galten damals, wo sie noch nicht wieder aufgetreten waren, unangefochten für die Inhaber des höchsten Wissens und des echten Lateins. Späterhin bekamen wir andere Proben vom hohen Geiste dieses Paters Hillebrand. Zu Winterszeit war er einmal, um die Frühmesse zu lesen, vor Tagesanbruche nach der Kirche gegangen und auf überschneitem Eise hart zu Boden gefallen. Ein Nachbar sprang ihm bei; während er ihn aber umfaßt, fragt der ehrwürdige Mann:

„Wer ist Er denn, mein Freund?"

„Ich bin der Musikant N." war die Antwort.

Da sträubt sich und ruft mit entsetzter Stimme der fromme Alte: „Musikant? Laß Er mich liegen, Mensch! Geh' Er seiner Wege!"

Ohne Zweifel dachte der eifernde Greis an den

Spruch — ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters —:

Ubi saltatio, ibi diabolus,

Spielt ein Muſikant Juchhei,
Iſt der Teufel gleich dabei;

oder kürzer:

Bei jedem Tanz
Hat der Teufel den Schwanz.

Und aus dieſem Betracht wollte er durch ſeinen Fall alle die Sünden der luſtigen Beine und ſo mancher gefallenen Tugend abbüßen, die der muſikaliſche Samaritaner auf der Seele oder auf ſeiner Fiedel hatte.

So flochten ſich denn gegen mein zwölftes Jahr der Katechismus und die lateiniſche Grammatik zu einem zweidrähtigen Faden zuſammen, mit welchem der erſte größere Abſchnitt meines Lebens ſich abknüpfen ſollte. Ein großer Abſchluß meines Heimatlandes fiel damit zuſammen: das geiſtliche Fürſtenthum ward ſäculariſirt und ging an ein proteſtantiſches Fürſtenhaus über.

Aus jenen ſtillen, halbtrüben Frühlingstagen unſerer Vorbereitung zur erſten Communion iſt mir ein unglückliches Ereigniß im Gedächtniß geblieben, die Hinrichtung eines Verbrechers, den die Gnade ſelbſt eines geiſtlichen Regenten und in den letzten Tagen ſeiner fürſtlichen Machtvollkommenheit der Hand des Henkers nicht entziehen mochte. Wir Schüler wurden jenes Freitagmorgens frei gegeben, um die große und ſeltnere Lection vor dem Hochgerichte mitzunehmen. Auch der Mutter ſchien eine ſo eindringliche Warnung für ihren Kna-

den heilsam auf das ganze Leben. Da ihr selbst aber ein so schrecklicher Anblick zuwider war, überließ sie mich der Obhut einiger weniger empfindsamen Nachbarinnen.

Eine Stunde vor der Stadt, seitwärts der Leipziger Landstraße, steht noch heute der Galgen, in dessen Nähe wir, auf Feldwegen vorausgeeilt, einen kleinen Hügel gewannen. Von hieraus behielten wir über den zusammfließenden Menschensee den freien Blick nach dem Dreieck des Balkengerüstes, das auf einer runden Mauerbühne sich erhob. Von der Quadratur des Cirkels hatte ich damals noch kein Wort gehört; aber der Triangel des Kreises stand mit schauervoller Deutlichkeit vor meinen Augen. Endlich wurde die von allen Seiten ruhig zusammen geflossene Menge vom Strom Derjenigen in Unruhe versetzt, die mit dem Armensünderwagen von der Landstraße herein drangen. Auch legte sich die wogende Flut nicht eher, als bis „Barthel am Stein", wie der Verurtheilte im Volke hieß, rücklings die Leiter emporsteigend, im langen Barte, mit hohler Stimme, singenden Tons seine Warnungen vor dem Verbrechen, seine Ermahnungen zur Tugend auf Jung und Alt hernieder heulte. Man weiß, welchen Eindruck eben solcher Ton auf ungebildete Menschen macht. Gar oft liegt die ganze Macht eines berühmten Predigers in diesem Stimmregister, das unmittelbar auf die Thränendrüsen wirkt. Ich selbst war durchschüttert, und mein Herz füllte sich wie ein Schwamm mit Rührung. Wie sehr nun aber auch der Emporsteigende mit dem Blicke nach der Stadt, woher er einen Gnade bringenden

Reiterboten erwarten mochte, von Sproſſe zu Sproſſe der Leiter zauderte, erreichte er endlich doch den Querbalken des Dreifußes, wo ihn die Henkersknechte mit dem hanfenen Halsband erwarteten. Deſto mehr ſtrengte Barthel die ſo bedrohte Kehle mit den Gebeten an, die er dem geleitenden Prieſter nachſprach. Länger hielt aber meine innere Spannung nicht aus: laut weinend, das Geſicht in die flachen Hände verſteckt, wendete ich mich ab, bis die ſchauerliche Stimme plötzlich verſtummte. Mit erſchrockener Neubegierde wendete ich mich um, — Barthel hing.

Und er hing noch lange und predigte mir auch ſpäter noch. Doch dies erſt nach meiner Communion, für welche der ſo ſehnſüchtig erwartete Sonntag nach Oſtern, der ſogenannte weiße Sonntag, endlich kam, der Sonntag Quaſimodogeniti.

Dies Lebensereigniß wird bekanntlich von katholiſchen Eltern noch höher angeſchlagen und gefeiert als von proteſtantiſchen die Confirmation ihrer Kinder. Hier gilt es darum, daß Sohn oder Tochter beim Uebergang in die bewegte, bedrohte Jugend, beim Eintritt in den Vorhof des vielfach verlockenden Lebens, religiös befeſtigt und von hohen Erinnerungen geleitet ſeien; wogegen die Katholiken, vermöge ihres Glaubens an die Brotverwandlung, in dem Empfange des Abendmahls die höchſte Begnadigung ihrer Kinder erblicken. Sie ſind ſo zu ſagen durch die erſte Vorſtellung bei Hof, ja durch einen Empfang des Allerhöchſten in die Societät der Heiligen aufgenommen.

Mit solcher Empfindung hatte mich die Mutter schon an der Kirche empfangen, und trat mir der Oheim vor die Hausthür entgegen, Beide zugleich stolz darauf, daß ich unter den vielen geputzten Knaben, zum Theil angesehener Familien, doch als der beste Schüler in der Processíon durch die Stadt und hin zur Communicantenbank allen vorausgegangen war. Der Sohn meines Pathen, des Malers Heß, ein hübscher Knabe, hatte mir zur Linken die Kerze getragen.

Die Feierlichkeiten des Tages, die aufs tiefste mein Herz bewegten, gönnten doch auch der knabenhaften Eitelkeit ihr stilles Theil. In dem bunt zusammen gebrachten Anzuge sah ich mich für nicht wenig geschmückt an. Das breite Seidenband, gleich den großen Ordensinsignien über die rechte Schulter nach der linken Hüfte in eine breite Schleife gezogen; der Riesenstrauß lebendiger Blumen, in deren Mitte eine goldgelbe Pomeranze ruhte; das weiße Kreuzstichnähtchen um die hohen Schuhabsätze, und besonders das im Nacken lockig gebrannte und dick gepuderte Haar machten mir die heimlichste Freude. So oft ein Sonnenblick durch das Aprilgewölk fiel, hielt mich kein durchbutterter Hirsebrei, unser Stellvertreter des Pudding, kein Safrankuchen oder was wir sonst Gutes hatten, von unserm Höfchen zurück, wo ich mich drehend und wendend den Schatten meines gelockten Haares erblicken konnte.

Wie mag es sich an diesem Tage auf dem Kopfe geregt haben, der — wer weiß wo — das Haar meines ausgewanderten Zopfes in irgend einer Gestalt trug?

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe“,
Und ſo bleibt in Sympathien
Haarwuchs mit Perrückenmaſſe.

Doch die glückſeligen Tage gehen vorüber wie die langweiligen! Wohl uns, wenn hinter ihnen eine neue Erwartung vortritt, die uns über trauernde Rückblicke hinaus munter vorwärts zieht! Für mich war es diesmal das Gymnaſium, dem ich nun an der vom Katechismus abgelöſten Grammatik entgegen flatterte. Die Zwiſchenzeit bis zum Herbſte, die Monate, da der eine Schulfaden abgedrillt und der andere noch nicht angeknüpft war, verſtrich in träumeriſchem Umherſchweifen. Es war dem Knaben und blieb ihm noch längere Zeit eigen, daß er ſich ohne beſtimmte Aufgabe nicht folgerecht zu beſchäftigen wußte. Ohne Bücher, die ihn gewiß angezogen, ohne Umgebung, die ihn anzuweiſen verſtanden hätte, ging ihm auch von Natur jener geniale Inſtinct ab, der ſich zu einer ihm vorſchwebenden Beſtimmung mit erfinderiſchem Triebe verſucht. Dabei verrieth ſich vielleicht jetzt ſchon jene perſönliche Eigenheit, auf welche bei mancherlei Leiden vorgerückter Jahre einſichtsvolle Aerzte den gereiften Mann aufmerkſam machten, eine eigenthümliche Verbindung von gelaſſenem, leicht erſchöpftem Naturel mit unruhiger, unermüdlicher Regſamkeit der Seele. Daher war dem Knaben jede Beſchäftigung recht, mit der die Seinigen ihn auf ihre Weiſe von müßigem Umhertreiben abzuhalten ſuchten. Der Oheim beſaß in der Fuldau ein

Gemüsland, und hatte hinter den sogenannten Geishecken ein Stück Kartoffelfeld gepachtet. Dort gab es an Sommerabenden zu begießen, Raupen zu tödten, Kohl zum Ziegenfutter abzublättern, hinter dem Wald aber Kartoffeln zu stecken, zu behacken, zu häufeln. Aus einigen Gärten bezog er das Gras, und einen hochbeladenen Schubkarren voll Heu, hinter welchem der stämmige Bube selbst verschwand, nach Hause zu fahren, war für diesen ein Fest. Und so kam, was ihn freilich im Wissen nicht förderte, wenigstens seinen frischen Sinnen zu gut und belebte das Temperament, dem es bestimmt war, über frühe Lebensverwirrung muntern Herzschlags hinauszusetzen. Am liebsten ging er, die Hacke geschultert, mit nach den Geishecken.

Der Feldweg dahin führte dicht am Galgen vorüber und bei solchen Gelegenheiten war es, daß ich, wie früher bemerkt, nicht zwar von Barthel am Stein, aber um seinetwillen weitern guten Zuspruch empfing. Ein widerlicher Anblick hing er da, von Dohlen und Raben heimgesucht. Mit diesen arbeiteten Witterung und Fäulniß langsam an der Zerstörung des unglücklichen Menschenbildes und seiner Bekleidung. Die Mutter schauderte dabei, und welche trübseligen Vorstellungen, krächzend wie die vor uns auffliegenden Aasvögel, in ihrem Herzen aufstiegen, konnte ich ahnen, so oft sie mich unter Thränen ergriff und beschwor, um Gottes Willen wahr zu sein in allem Thun und Lassen. Das Laster und Verbrechen fängt mit einer Lüge an, sagte sie, und endigt mit einem Stricke. Oder sie entwarf eine Leiter,

deren unterſte Sproſſe einer kleinſten Lüge allmälig zu den Staffeln des Stehlens, Raubens und Mordens führte, bis der Unglückliche zuletzt an den Kloben jenes Querbalkens ſtieß, auf den hinter uns die Raben ſich wieder verſammelten.

Und hier ſtehe ich an der weltweiteſten Lehre, die ich in jener früheſten Lebensperiode durch die Mahnung zur Wahrheit empfangen habe. Ein unzerreißbares, mit mir aufwachſendes Kleid, wie Maria ihrem Knaben gewebt hatte, vermochte die Mutter nicht zu ſchaffen; aber ſie maß mir unaufhörlich jenes ſteife Unterfutter der Wahrheitsliebe zu, das, oft unbequem für mich und grob für Andere, doch ſo ziemlich durch alle wechſelnden Lebensgewänder ausgehalten hat.

So war denn in unſerer engen Lage von den drei Stücken, die nach Herodot zur guten Erziehung eines jungen Perſers gehörten — Reiten nämlich, mit dem Bogen ſchießen und die Wahrheit reden — doch wenigſtens das letzte (the last not least, wie Lear von Cordelia ſagt) auch bei mir in Betracht gekommen. Und ſtatt des Bogenſchuſſes, der ins Weite trifft, war ich im Glauben geübt, der in die Ewigkeit reicht. Oder, beziehen ſich denn nicht Wahrheit und Glauben aufeinander, begegnen ſie einander nicht, wie Licht und Auge?

Denn was iſt Wahrheit, was iſt Glaube? „Das erſte Werk Gottes in den ſechs Schöpfungstagen war das Sinnenlicht", ſagt Bacon, „das letzte war das Licht der Vernunft und ſein Sabbathwerk iſt ſeitdem noch immer die Erleuchtung durch ſeinen Geiſt."

Nehmen wir an, daß die Welt im Göttlichen ruht, Alles und Jedes, auch das Vereinzeltste vom Göttlichen getragen und belebt wird: so liegt eben hierin der Dinge Grund und Wesenheit, ihre Wahrheit. Die absolute Wahrheit verbreitet sich in der unendlichen Offenbarung des Weltalls; sie ist theilgebend an die Einzelwesen, die in ihrer Erscheinung und Vergänglichkeit unwahr sind, deren jedem aber ein Nervenknötchen des Göttlichen, Unvergänglichen eingeknüpft ist, wodurch es lebt, und woran es in seiner Wahrheit erkannt werden mag. Selbst im Irrthum, indem er ist, pulsirt ein Aederchen der Weltwahrheit, ohne welches er eben nicht vorhanden wäre. Und der volle Puls des Göttlichen, der den Menschen belebt, bewegt, durchglüht, — die Vernunft ist zugleich das Organ, womit er das Wahre in allen und jeden, auch den verwahrlosesten Erscheinungen des Lebens erkennt. Das Unwandelbare im Wechsel der Erscheinungen, das Gesetzmäßige im Leben der Natur und des Geistes in all den tausend und tausend Formen ist Wahrheit. Darum, weil die Wahrheit das Göttliche selbst ist, hat sie solche Macht und Ausdauer. „Wir finden ihre häufigen Spuren wieder in allen auch den bizarresten Dogmen verschiedener Zeiten und Länder", sagt Arthur Schopenhauer, „zwar oft in sonderbarer Gesellschaft, in wunderlicher Vermischung, aber doch zu erkennen. Sie gleicht dann einer Pflanze, welche unter einem Haufen großer Steine keimt, aber dennoch zum Licht hervorklimmt, sich durcharbeitend mit vielen Um-

wegen und Krümmungen, verunſtaltet, verblaßt, verkümmert, aber doch zum Lichte."

Und indem wir ſo inmitten der Wahrheit leben, und unſer Sinn wie das Daſein der Welt von ihr bewegt wird, ſind wir mit uns und der Welt nur dann einig, wenn wir dieſelbe auch in unſer Bewußtſein aufnehmen, und ſind wahr im Leben, wenn wir das erkannte Göttliche auch frei bekennen.

Die Wahrheit beſteht mithin durch Erkenntniß und Bekenntniß Deſſen, was Weſenhaftes, Geſetzmäßiges, mithin Göttliches in den Dingen der Welt und in unſerm tiefſten Bewußtſein lebt. Daher iſt unſere Beſtimmung, uns forſchend und hingebend in die Welt der Natur und des Geiſtes zu verſenken, nicht aber, nach einem frommen Misverſtande, den irdiſchen Dingen abzuſterben.

Nehmen wir aber den Glauben als das Organ für die Wahrheit: ſo meinen wir freilich nicht den Kirchenglauben, der auf äußere Autorität etwas als wahr annimmt, wofür er in ſich ſelbſt keine hat. Der Glaube iſt vielmehr der Sinn des Geiſtes, verbunden mit der Zuverſicht des Herzens, für das Göttliche im All- und Einzelleben. Er begegnet dem Wahren, wie das Auge der Sonne, ſelbſt „ſonnenhaft".

Schon daß der Menſch urſprünglich den Gedanken der Wahrheit faſſen kann und die Lüge zu bekämpfen getrieben wird, iſt etwas Heiliges in ihm, womit das Göttliche in der Welt ihn an ſich lockt. Mit dieſem

Triebe der Seele ſtößt der Menſch überall auf die Wahrheit, die ſich allerdings nur in vereinzelten Strahlen und verſchiedenen Farben zu erkennen gibt, als phyſiſche, moraliſche, wiſſenſchaftliche, äſthetiſche Wahrheit, ſodaß wir durch vielſeitige Bildung empfänglich für die mannichfaltigſte Lichtbrechung der Wahrheit werden.

Wie nun Derjenige, der ſich in ſeinem Wollen und Streben auf das allgemein Nothwendige und Geſetzliche der Vernunft, alſo auf das Göttliche richtet, mit der Welt und Wahrheit immer mehr in Harmonie kommt: ſo liegt es in der Natur der Sache, daß der geſetzloſe, von Willkür beſtimmte, mithin der unwahre Menſch mit ſich und der Welt mehr und mehr zerfällt, und unter Umſtänden mit ſeinem ganzen Daſein zu Grunde geht.

Wie eng es daher auch gemeint war, daß Verbrechen und Unheil mit einer Lüge anhebe und mit einem Strick endige, berührte das mütterliche Wort doch in der That die Wahrheit der Weltordnung.

Im Herbſt 1802 ging ich aus der Bürgerſchule an das Gymnaſium, und das Fürſtenthum Fulda aus der geiſtlichen Regierung an die weltliche Herrſchaft des Prinzen von Oranien über.

Studentenwandel.

Oraniengelb.

Es scheint bei flüchtiger Betrachtung eine Kleinigkeit, das Band zu lösen, das einen Krummstab und ein Zepter überkreuz bindet, und schnell ist der Fürstenhut von der Infel getrennt. Aber welche Umgestaltungen und Verhängnisse finden durch diesen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und verändern die Gestalt der Zukunft! Es ist ein Ruck, der die geschlossenen Bauerngüter, die gewerblichen Innungen, die Bahnen des Handels, die Lehrstühle der Wissenschaft und die Polstersitze des gesellschaftlichen Lebens erschüttert. Neue Politik geht vom neuen Thron aus, der mit andern Farben prunkt; ein anderer Ehrgeiz drängt sich heran, die Ansichten des Volkes verwandeln sich mit den neuen Anschauungen; frische Gedanken kommen mit den neugeprägten Münzen in Umlauf, Wissenschaft und Cultur stellen ihre Felder anders aus, zu denen sie ungebautes Land umroden, und die Spannung zwischen der nun auseinandergerückten

weltlichen und geiſtlichen Gewalt ruft neue Lebensproceſſe hervor.

Eintauſendachtundfünfzig Jahre lang hatte der Krummſtab auf den rauhen Hügeln des alten Buchenlandes, in den grünen Auen der Fulda, der Ulſter und der Saale eine verſteckte Glaubensheerde geweidet, als das Ereigniß eintrat, das der geiſtreiche Fürſtbiſchof Heinrich über anderthalb Jahrzehende vorausgeſehen hatte, indem er für den letzten vollſtändigen Fürſtbiſchof angeſehen ſein wollte. In der That wurde ſein Nachfolger als Fürſtbiſchof wenigſtens nicht mehr begraben. Dieſer ſtarrſinnige Adalbert konnte ſich in die von ſeinem Vorfahren vorausgeſehene Veränderung der Herrſchaft nicht finden. Noch als ſeine Deputation von Regensburg mit der Nachricht von der bereits ausgeſprochenen Säculariſation angekommen war, ließ er die Hoffnung, ſeinen Fürſtenſitz zu erhalten, nicht fahren. Er unterſagte — darin andern wohlweiſen Regenten nicht ungleich — jedes Geſpräch über den ihm verhaßten Gegenſtand; womit er jede Gefahr entfernt zu haben dachte. Der oranien-naſſauiſche Abgeordnete traf ein, um die Beſitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürſt wich aus, auf der Anſicht beharrend, er müſſe, von Kaiſer und Reich belehnt, auch abwarten, ob Kaiſer und Reich eine Uebergabe des Fürſtenthums an das Haus Oranien genehmigen würden. Sein Capitel wendete ſich von ihm ab und unterhandelte als Landſtandſchaft mit dem oraniſchen Bevollmächtigten; die Bürgerſchaft that Vorſtellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung von Execu-

tionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlaſſung aus ihrem Pflichtenverbande, ja die Hofdiener traten auf die Seite des neuen Fürſten über: Adalbert wich ebenſo wenig, wie einſt dem Schloßbrande, bis endlich preußiſche Truppen aus Erfurt einrückten und der oraniſche Abgeordnete feierlich im Schloß auffuhr, der verſammelten Hof- und Staatsdienerſchaft das Beſitzergreifungspatent zu verkündigen, ſie in Pflichten zu nehmen und das unter den Fenſtern des Fürſtbiſchofs aufgeſtellte fuldaiſche Militär zur oraniſchen Fahne zu beeidigen.

Unberührt von dieſer politiſchen Umwandlung und in meiner Umgebung nicht einmal über dieſe folgenreiche Wendung der Dinge verſtändigt, ward ich nur von dem neuen Lebenskreiſe des Gymnaſiums bewegt, das auch unter der neuen Landeshoheit des weltlichen und proteſtantiſchen Fürſten noch eine Zeit lang in ſeiner altgeiſtlichen Atmoſphäre fortlebte.

Dieſe Anſtalt beſtand nach jeſuitiſchem Zuſchnitt aus vier Claſſen und einer Vorbereitungsſchule. Jede Claſſe hatte einen geiſtlichen Lehrer für ſämmtliche Gegenſtände des Unterrichts außer der Religionslehre, die der Director in allen Claſſen vortrug. Daß dieſe Männer in ihren langen, ſchwarzen Talaren nicht in allen Sätteln gleich feſt ſaßen, entging ſelbſt den Schülern nicht. Für die Vorbereitungsſchule erhielten wir einen ganz friſchen Profeſſor an einem jungen Prieſter, der bis dahin Pagenlehrer geweſen war. Er hieß Haberſack, ein Sohn aus jenem Krämerhauſe, wo Magiſter Klippmüller oft

seine zwei Loth Marino-Schnupftaback hatte holen lassen. Ein schlanker Mann im langen Gewande des Weltgeistlichen, schmal von Gestalt, blatternarbig, dunkeln Haares und Angesichts, finstrer Miene, aber von munterm, ja schalkhaftem Naturel; sodaß das strenge Aussehen durch lächelnde Laune einen sehr einnehmenden Ausdruck gewann. Er besaß gute Geistesgaben und Kenntnisse mit Vorliebe für classisches Latein.

Abstechend gegen ihn, den stracken, unter der Stirne schwarzäugig hervorblickenden Zwanziger erschien der Director Pfister, in Jahren schon vorgerückt, klein und breit von Gestalt, gebückt mit stets zu Boden gesenkten Augen und in dieser Haltung bereits versteift, ein unablässiger Eiferer, streng orthodox, dem Brevier dienstbar, von jesuitischem Bildungsschimmer und asketischem Geruche. In der Classe, wie auf seinem Zimmer, trug er stets das Priesterkäppchen von schwarzem Rasch über der Tonsur des dünnen Haares, das sogenannte Calottchen, das er auf unsern eingelernten Gruß: laudetur Jesus Christus! zu seinem feierlichen In aeternum! ein wenig lüftete. Er war vertraut mit den Kirchenvätern, aus denen er den trocknen Katechismus des Jesuitenpaters Canisius mit guten lateinischen Sprüchen spickte.

Die übrigen Unterrichtsgegenstände in den vier Classen umfaßten neben den beiden alten Sprachen die gewöhnlichen Sachkenntnisse. Das Griechische wurde sehr knapp behandelt, das Latein, in beiden Richtungen der Abfassung und der Uebersetzung betrieben, nahm auch noch ein lateinisches Examen über einen Autor und in den

höhern Klaſſen Rhetorik und Poetik auf. Die deutſche Sprache wurde nebenher mitgenommen, und verſtieg ſich nicht über den deutſchen Brief und die deutſche Rede in der praktiſchen Aufgabe. Mit den deutſchen Schriftſtellern wurde keine Bekanntſchaft gepflogen; es waren ja faſt lauter Proteſtanten. Der Graf Leopold zu Stolberg war erſt ſeit zwei Jahren katholiſch geworden und Ladislaus Pyrker, den die Katholiken ſo gern zu unſern großen Dichtern zählen, führte damals noch keine poetiſche Feder und keinen biſchöflichen Krummſtab. Auch wurden nur lateiniſche Verſe in der oberſten Claſſe gemacht.

Der Gedankenkreis für die zu bearbeitenden Aufgaben war zum Erſtaunen enge. So wurde zu den Prüfungen eines und deſſelben Jahres in der zweiten Claſſe für den deutſchen Brief, „Ermahnungen an einen Jüngling zu fleißiger Betreibung der lateiniſchen Sprache", in der dritten für eine lateiniſche Rede, „Kenntniß der Sprachen", für eine deutſche Rede, „Empfehlung der Mutterſprache", und für eine lateiniſche Elegie (!), „Nützlichkeit der Sprachen" vorgeſchrieben; während in der vierten, der oberſten Claſſe, in lateiniſcher Rede, „das Studium der griechiſchen Sprache" empfohlen, in einer deutſchen, „die lateiniſche Sprache gelobt", und in einem lateiniſchen Gedicht alkäiſchen Verſes „die Verächter der lateiniſchen Sprache verlacht" werden ſollten. Alſo Dicht- und Redekunſt machten nur in Sprachgeſchäften. Für Naturbetrachtung, Familienleben, geſellſchaftliche Verhältniſſe, Seelenzuſtände

und Völkerleben wurde kein Nachdenken, kein Gefühl angeregt.

Völkerleben aber auch! Wurde ja doch die Geſchichte ſo viel wie möglich ignorirt. Die katholiſche Kirche hat einen Inſtinct der Furcht vor der Geſchichte. Sie traut dieſer großen Proteſtantin nicht und konnte ſie allerdings auch damals ſchon eher unbeachtet laſſen als bei der verallgemeinerten Bildung von heute, da man ſich vor der Geſchichte nicht mehr retten kann und nichts übrig hat, als ſie katholiſch einzukleiden, ſo lange ſie es ſich gefallen läßt. Nicht einmal von dem geiſtigen Leben unſeres Volkes ward auch nur das Mindeſte beigebracht. Freilich iſt auch unſere deutſche Literatur eigentlich proteſtantiſcher Herkunft, von der Wartburg ausgegangen, wo Luther ihr die Sprache ſeiner Bibelüberſetzung und das unerſchöpfliche Dintenfaß hinterlaſſen hatte, vor dem einſt der hölliſche Verſucher ſelbſt, der böſe Geiſt der Lüge, Reißaus nahm.

Mit dem eifrigſten Religionsunterrichte waren die ängſtlichſten kirchlichen Uebungen verbunden, die tägliche Meſſe vor den Lehrſtunden, Hochamt und Predigt an Sonn- und Feſttagen mit Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen am Nachmittage. Gebeichtet wurde öfter, beſonders an Marientagen und wir mußten darüber Beſcheinigungen abgeben, lateiniſch abgefaßt, wie: Ego Henricus K. confessus sum die natali Beatae Mariae Virginis. Als Vorbild und Muſter eines chriſtlichen Studenten wurde uns von Pfiſter der heilige Aloyſius unabläſſig vorgehalten. Ich kannte dieſen ſchönen jun-

gen Menſchen aus einem bei der erſten Communion empfangenen Bildchen, darſtellend, wie derſelbe ſein erſtes Abendmahl aus den Händen des heiligen Biſchofs Karl Borromäus empfängt. Dieſer Sohn aus dem fürſtlichen Hauſe Gonzaga, dem alle Bahnen der Ehre, alle Pfade des Genuſſes offen geſtanden, hatte in ſeinem Leben doch nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt und indem er in ſeinen feurigſten Jahren nur den nackten Heiland am Kreuz in die Arme geſchloſſen, hatte der ſchöne Jüngling ſein Herz jungfräulich bewahrt.

Mit dieſem Zuſchnitte ſtand die fuldaer Schule im Nachſchimmer des jeſuitiſchen Ruhms. Dieſer Orden hatte für den Inhaber und Pfleger aller Zweige der Wiſſenſchaft gegolten. Dieſer Ruf war denn auch für die katholiſchen Länder nicht unverdient. Doch erinnert das jeſuitiſche Wiſſen an die Fabel von Oſiris. Wie die zerſtückten und zerſtreuten Glieder dieſes gemordeten Gottes der traurig ſuchenden Schweſtergattin Iſis nach und nach alle bis auf eins wieder in die Hände fielen: ſo fehlte gerade der jeſuitiſchen Wiſſenſchaft für alle zuſammengeſtellten Disciplinen die zeugende freie Forſchung. Ich ſage, ihrer Wiſſenſchaft oder ihrer Lehre; denn ſie ſelbſt, wenigſtens die Höchſteingeweihten, die als weltkluge Leute für ihr Handeln nicht blos Gelübde, ſondern auch geheime Vorbehalte hatten, gingen bekanntlich auch im Forſchen und Denken über den Kirchenglauben hinaus und hatten ſelbſt die Macht der Dispenſation für Andere.

Nun fand ſich dieſe alte Schulordnung durch den mit dem neuen weltlichen Fürſten in die reinkatholiſche Stadt einkehrenden Proteſtantismus bedroht. Wir lateiniſchen Anfänger ſahen aber nicht ſo weit, daß wir die finſtern Blicke und den verbiſſenen Eifer der Prieſterſchaft und ihres Anhangs bemerkt hätten. Uns beſchäftigte die Bewegung, die vor dem Einzuge des Prinzen von Oranien unter die gelaſſenen Bürger kam. Alles eilte, wie der Adel, nach der Judengaſſe, um ſich mit Flor und Band orangenfarbig zu bekennen. Fulda that wie ein Mädchen, das aus der langen frommen Schule zum erſtenmal in die Welt treten ſoll und eine ahnungsvolle Herrlichkeit mit Putz antreten darf. Das Band ſtieg auf einen Preis, daß man auf den Gedanken kam, für die unbemittelte Claſſe der Bevölkerung aus pomeranzenfarbigen Papierſtreifen wohlfeile Schleifen und Cocarden zu fertigen.

Am 6. December 1802 ward der Prinz von Frankfurt her mit feſtlichen Vorbereitungen erwartet. Junge Fichten vertraten an dieſem Wintertage die friſchgrünen Birken, womit am Fronleichnamsfeſte Häuſer und Plätze geſchmückt wurden. Es fehlte nicht an Gedichten, den neuen Zeitanbruch zu verherrlichen. Ich erinnere mich, daß eins derſelben, vorgeleſen, durch heitern Vers und Humor einen lebhaften Eindruck auf uns Studenten machte. Es rührte von jenem ſchönen jungen Theologen her, dem ich ſo gern die Bücher nachgetragen hatte und der ſeit vier Jahren Prieſter war.

Außerdem ſind mir noch zwei Momente jenes auf-

geregten Tages in gutem Andenken geblieben. Alle Schulen, Innungen, Corporationen bildeten vom Thore nach dem Schloß Spaliere zur Durchfahrt des Fürſten und ſeines Gefolges. Unſere Claſſe kam in der Marktſtraße vor jenem Gäßchen zu ſtehen, das hinab nach der Judengaſſe läuft. Wie nun nach langem froſtigem Harren ſich endlich vom Kohlhäuſer Thore her ein brauſend anwachſendes, bei jeder Straßenwende neu aufwogendes Vivat gegen uns heranwälzte, empfand ich eigentlich zum erſtenmal, was ich früher als Meßdiener auf des Prieſters Sursum corda! ſo oft mit habemus ad dominum kalt ausgeſprochen hatte: mein Herz war hoch empor getragen von der Woge des Jubels. Aber aus angelebter Blödigkeit für Gefühlsäußerungen konnte ich meinem innern Drange nur dadurch Luft machen, daß ich, aus Reihe und Glied in jenes Gäßchen geeilt, mein dreimaliges Vivat hoch für mich allein herausſchrie. Darüber verlor ich aber den vorüberfahrenden Fürſten aus dem Geſicht und bekam ihn erſt in einem zweiten glücklichen Momente zu ſehen, am Abende, wo ich ſogar ſelbſt in den Lichtkreis ſeiner Verklärung zu gerathen das Glück hatte.

Die Studentenſchaft hatte einen Fackelzug unternommen, von dem aber wir Vorbereitungsſchüler, die den Studentenmantel noch nicht trugen, ausgeſchloſſen blieben. Ich begleitete daher die Mutter durch die bewegte Stadt, die das Schauſpiel einer Beleuchtung der Häuſer und einiger öffentlichen Plätze, etwas der lebenden Generation Funkelneues, zum Schluſſe des Hul-

digungsfeſtes darbot. Der Prinz, ein jovialer und leutſeliger Herr, der ſich in der neuen Reſidenz zugleich heimiſch und beliebt machen wollte, durchwandelte zu Fuß, am Arme ſeines Freundes Fagel und im Fackelzuge der Studenten, die Straßen. Wir vernahmen von fern das Toſen und Jubeln der mitwogenden Menge und eilten der Vorſtadt Löhersgaſſe zu, woher es erſcholl. Aber ſchon am innern Thore derſelben kamen uns die Vorwellen der Volksflut entgegen. Die Gaſſe iſt hier ſehr enge und der Strom riß Alles mit ſich fort. Wir retteten uns auf die Treppe zum Bäckerladen, der heut noch ſteht, und ich ſchwang mich auf den Laden ſelbſt. Hier ſtand ich nun mit rückwärts gefaßten Händen im Ueberrock und gegen die rauhe Abendluft durch mütterliche Vorſorge mit einer baumwollnen Zipfelmütze des Oheims über die Ohren geſchützt. Die Menge ſtürmte vorüber, bis durch das damals ſchwere dunkle Thor das volle Fackellicht herein drang. Alles aus dem vorüberbrauſenden Zuge ſah lachend nach dem Bäckerladen auf und der Fürſt ſelbſt blieb einen Augenblick ſtehen, den beleuchteten Ladenaufſatz, dieſe aufgerichtete Feſtſtolle, mit herzlichem Lachen zu beſchauen.

Wie lebhaft die Mutter auch das Ereigniß erzählte und die Unſerigen ſich des fürſtlichen Wohlgefallens an mir erfreuten, änderte es doch nichts an der bittern Empfindung, die mir den Bäckerladen zum Pranger gemacht hatte.

Umbildungen.

Es ist hier nicht eingehend und beurtheilend darzulegen (was auch im Einzelnen meiner Erkenntniß so weit vorauslief, und nur im Allgemeinen zu meinen Erlebnissen gehört) — welche durchgreifende Umgestaltung mit dem altpriesterlichen Staate und dem engbürgerlichen Leben vor sich ging. Es blieb nicht dabei, daß an den Platz eines cölibatären Fürstenstuhls ein zweischläfriger Thron rückte. Schläfrig war die neue Herrschaft überhaupt nicht in jener revolutionär erwachenden Zeit. Der junge, schaffensmuthige Fürst erhielt durch Staatsverträge revolutionärer Abstammung ein altes Fürstenthum, so gründlicher Reformen bedürftig, daß er demselben recht als von Gottes Gnaden und Verhängniß erschien.

Der Krummstab hatte sich in seinem uralten Besitze nicht als vorschreitender Wanderstab zu einem hohen Ziel, sondern als Hirtenstab erwiesen, der keine Eile hat und seine Bestimmung überall erreicht, wo er die Heerde

den Tag über auf ſüße Bergweide und für die Nacht in eine trockene Hürde bringt. Der Anfang eines Morgenlieds im fuldaer Geſangbuch bezeichnet dieſen politiſchen Zuſtand:

Ruhig ſchlief ich in dem Bette,
Ohne Sorgen, als wenn ich
Keinen Feind zu fürchten hätte,
Du, o Herr, beſchützteſt mich.

So war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben. Das Vorhandene war gründlich umzugeſtalten und manches Neue hinzuzuthun. Dazu erſchien nun an Wilhelm Friedrich von Oranien, einem durch Bildung und Geſinnung ausgezeichneten Fürſten, der rechte Mann. Er hatte eben ſein dreißigſtes Jahr vollendet, als er das ſeinem Vater, dem Erbſtatthalter von Holland, zur Entſchädigung zugefallene Fürſtenthum übernahm. Als Jüngling hatte er ſich mit holländiſchen Waffen gegen die republikaniſchen Feldzüge der Franzoſen unter Dumouriez, Pichegru und Jourdan verſucht, und kam eben von mehrjähriger Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und mit ſeinen Landgütern. An vielſeitige Thätigkeit gewöhnt, griff er in Fulda zu, verſteinerte und übermooſte Misbräuche zu heben, unerſchrocken vor den ſich hervorringelnden Hinderungen. Ohne ungeſtümes Verfahren führte er durch ſparſame, einfache Verwaltung einen geordneten Zuſtand des Landes ein. Die Perſönlichkeit des Fürſten, ſeine heitere Unbefangenheit, ſein Rechtsſinn und eine unparteiliche Humanität entwanden einer ſonſt ſchwerfälligen und

enggesinnten katholischen Bevölkerung sehr bald den Widerwillen vor protestantischen Neuerungen, bis das frische, vielversprechende Leben selbst für sich einzunehmen anfing.

Die oranischen Reformen, die auf Belebung der innern Administration, auf Vereinfachung des Finanz-Kassen- und Rechnungswesens, auf Tilgung der ältern Kriegsschulden, auf Trennung und Bestimmung der Polizei, der Magistratur und des Stadtgerichts ausgingen, berührten die Aufmerksamkeit des Gymnasiasten nicht. Ich erinnere mich nur, wie die organisirenden landesherrlichen Verordnungen, in saubern Folio-Abdrücken zur Kenntnißnahme der Bürger umhergetragen, auch in unser Haus kamen. Sie erregten hier zuerst ein ängstliches Befremden; wie man denn „von oben" nichts Gutes zu erwarten pflegt. In der Erinnerung aber, daß am Huldigungstage doch auch ein Maß Wein aus dem Hofkeller jedem Bürger zu einem Festtrunke gespendet worden war, beruhigte man sich, und fand endlich auch für die unverstandenen Blätter eine nützliche Verwendung, indem man sie in der kühlen Vorrathskammer neben den Dingen niederlegte, die ein Kleinhändler seinen Kunden nicht gern uneingewickelt übergibt. Der Student fand das begreiflich, hätte wol aber auch schon etwas von den Bestandtheilen der menschlichen Gesellschaft, von den Bedürfnissen und Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens und von den Aufgaben und Einrichtungen des Staats begriffen, wenn es ihm auf verständige Weise beigebracht worden wäre. Dazu war aber Niemand vorhanden. Alles um ihn her gehörte, wie er

ſelbſt, der dumpfen Menge an, die im Staate wie in der Natur gedankenlos hinlebt und nicht einmal von einer Miſchung in der Luft weiß, die ſie athmet, und von deren Störung ſie erkrankt und leidet.

Mehr Verſtändniß hatten wir ſchon für die Anregung, die unter dem neuen Regiment das gewerbliche Leben erhielt; wie denn zunächſt das durch Mildthätigkeit der Klöſter gedeihende Betteln eingeſchränkt, ein Arbeitshaus, ein Leih- und Pfandhaus und eine Anſtalt zur Anlegung kleiner Erſparniſſe des Fleißes eingerichtet wurden. Selbſt ein bisher ungewohnter Luxus, den die oraniſchen Familien mitbrachten, kam den Gewerben zu gut, die mehr zu thun und Manches zu lernen fanden. Unter der Prälatenherrſchaft war nur die Küche üppig geweſen, Wohnung und Einrichtung hatten auf dem einfachſten Fuße beſtanden. Kein Kanzelliſt iſt heut ſo knapp eingerichtet, wie es damals der Kanzler war: wo dieſer ſich mit Rollgehängen von grünem Raſch mit gelbem Schnurbeſatz an den kleinern Fenſtern begnügte, hat jeder Schreiber wenigſtens Vorhänge von Neſſeltuch, das freilich auch jetzt in viel niederem Preiſe ſteht. Sogar die jüngere Generation erinnerte ſich lebhaft des erſten Kanapes, das in die Wohnung eines fuldaer Beamten kam, der ſeinen noch minorennen Adel vornehm zu ſetzen ſuchte. Das fremde Möbel wurde zu einer achttägigen Andacht ausgeſtellt; da denn Alles nach der Wohnung wallfahrtete, um den Bequemſitz zu bewundern, der aus weißlackirtem Holzwerke mit vergoldeten Hohlſtreifen gefertigt und mit rothem Franz-

leinen beſchlagen, ſteif und ſtolz daſtand. Eben ſo waren unter den Fuldaerinnen ſeit kurzem erſt die Shawls, oder doch der Name für ſolche Halstücher, aufgekommen. Sie nannten ſie Schalen, was einem täppiſchen Propſte Anlaß zu einem Wortſpiel mit Umſtänden im Prälatengeſchmack gab. Indem er nämlich das neue Tuch, worin eine Prälatenfreundin ſich ihren Bekannten vorſtellte, auf unziemliche Weiſe betaſtete, ſagte er: „Ich zöge die Schale dem Kerne vor.“ Worauf die beleidigte Schöne, den Lachenden am Bande ſeines Capitelskreuzes ergreifend, raſch verſetzte: „Und mir wäre der Zaum auch lieber als der Eſel.“

Was mich denn aber von allen Neuerungen perſönlich in meinen Kindes- und Knabenerinnerungen berührte, war die Aufhebung des Kapuzinerkloſters, wo ich das Krippchen beſucht, die Meſſe bedient und das handfeſte lateiniſche Wörterbuch empfangen hatte. Auf den Grundmauern der Kirche ward ein Landkrankenhaus mit einer Entbindungsanſtalt errichtet. Das alte Kloſter mit ſeinen Zellen ſchloß ſich als Hinterflügel an. Die rühmliche Anſtalt ward aus ehemals geiſtlichen Einkünften dotirt. Noch heute dient ein kleiner metallner Kapuziner, ein Kreuz umfaſſend, als Wetterfahne über dem alten Einfahrthore neben dem Krankenbau.

Auch für den heitern Lebensgenuß brachte die oraniſche Regierung neue Zuthaten. Maskenbälle, Hoffeſte und dergleichen entſchädigten den Winter für die geiſtlichen Feſte, die der Frühling und Sommer brachte. Daß die geiſtlichen Lehrer des Gymnaſiums die Theil-

nahme der Schüler an Maskeraden misbilligten, läßt sich denken, auch wenn sie diesen besonders in katholischen Ländern ausgebildeten Luxus für kein lutherisches Unwesen ansehen durften. Ein Straffall aber, der mir im Andenken geblieben ist, legt auf komische Weise dar, wie sehr damals alte Vorstellungen sich mit neuen Anschauungen seltsam vermischten. Die ärgsten Studentenvergehen wurden nämlich mit Ruthenstreichen über die Hände bestraft, wozu in vorkommenden Fällen der Hausknecht des Seminars, Jörg Adam, mit frischen Birken erschien. Ein Mitschüler war nun von Verwandten mit auf eine Maskerade genommen worden, und wurde, als das Vergehen sich demaskirte, vor den Jörg Adam gestellt. Aengstlich jammernd entschuldigte er sich, er habe ja nicht geglaubt, etwas Unrechtes zu thun; im Gegentheil habe er unter der peinigenden Hitze seiner Larve — „jedes Schweißtröpfchen der heiligen Mutter Maria geopfert."

Unter den Zuthaten des neuen Lebensgenusses erschien bald auch zum erstenmal in der katholischen Stadt ein Thespiskarren, und setzte in dem schönen Orangeriegebäude des Hofgartens eine Bühne ab. Die ganze Stadt drängte sich diesen neuen Anschauungen zu. Zwar bis in unser enges Häuschen dehnte das Theater seine wiederholten Verlockungen nicht aus. Zu entschieden und geübt darin, uns zu versagen, was über unsere Kräfte ging, beruhigten wir uns bei der Vorstellung, die wir uns vom Theater selbst machten. Wir hielten es für eine Gaukelei der Art, wie wir sie wol schon zu Pferd

oder auf hochgespanntem Seil an freien Plätzen angesehen hatten. Bald aber sollte mir doch durch eine Anschauung der richtige Begriff des Dramatischen — ich möchte sagen genetisch aufgehen.

Um jene Zeit kam ich nämlich täglich in das Haus eines wohlhabenden Beamten, der zur Aneiferung seines ältern Sohnes, eines furchtsamen und wenig begabten Schläfers, einen Mitschüler zur Theilnahme an den Privatstunden gesucht hatte. Des jungen Magnus Vater war ein freundlicher, heiterer Mann von dem wohlwollendsten Charakter, dem ich besonders auch die guten Schreibmaterialien zu gedenken habe, mit denen er mich aus seiner Kanzlei versah. Die Mutter dagegen hatte in ihrem schwarzen, schalkhaften Auge und in ihrer raschen, scharfen Zunge etwas Hochmüthiges, was mich verschüchtern konnte. Doch eines schönen Sonntagnachmittags kam sie besonders freundlich ins Hausgärtchen und schickte uns mit dem Eintrittsgelde zum Parterre ins Theater.

Hier stand ich nun in der Dämmerung nach dem Vorhang gespannt, hinter welchem, wie ich mir dachte, die erwarteten Kunststücke vorbereitet wurden, und der sich nach wenig beachteter Musik endlich erhob. In einem Zimmer zeigte sich ein Mann mit Anordnen der Möbel beschäftigt, und unzufrieden mit einem jungen hübschen Mädchen, das als seine Tochter erschien. Ich zweifelte nicht, es gelte den Vorkehrungen zu den noch nicht ganz fertigen Kunststücken, auf die ich nun desto begieriger wurde. Bald trat eine dritte, eine vierte

Perſon hinzu, die zwar noch immer keine Kunſtſtücke machen wollten, mir aber durch ihre fremdartige Kleidung auffielen; indem ſie beiſtimmend oder widerſprechend ſich in das anfängliche Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter miſchten, ſodaß eine häusliche Angelegenheit erwuchs, für welche ich unvermerkt eine Theilnahme empfand. Die Lage der Perſonen verwickelte ſich mehr und mehr und ward beunruhigend; da mir denn, als der Vorhang fiel, plötzlich der Begriff aufging, daß eben dies Sprechen und Gebahren, dies Thun und Vorhaben das eigentliche Ding ſei, und das Kunſtſtück eben darin beſtehe, ſich in einem beſtimmten Anzug als ein gewiſſer Menſch zu benehmen. Denn ſo faßte ich zuerſt nur das Werk des Schauſpielers auf, ohne an Denjenigen zu denken, der ſo verſtändig erfunden und gemiſcht habe, was dieſe ſich verſtellenden Leute ſo artig und geſchickt ausſpielten. Mit ganz andern Augen ſah ich nun den folgenden Act hervorkommen. Ehe er aber zu Ende lief, fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich über die häusliche Abendordnung hinaus an einem den Meinigen unbekannten Ort verweilte. Die alte Gewohnheit war mächtiger, als der neue Zauber und ich eilte mit dem Schluß des Actes davon.

Bei dieſer Erinnerung an eine knabenhafte Pedanterie fällt mir ſchwer aufs Herz, daß dieſelbe in gar manchen Stücken vorbildlich für mein Leben war. Nur allzuoft hat ein neuer Begriff, eine neue Erkenntniß, allgemein gefaßt, mich viel zu leicht befriedigt, ſodaß ich, mit Zuſtimmung eines behaglichen Naturels, von

den Mühen um das Detail und Material der neuen Einsicht zu früh abstand und hiermit viel von dem Gewinn aufgab, der nur aus abgeteuften Schachten und ausgeschmolzenen Erzen mühsam erbeutet wird. Dann aber laß' ich mir's auch nicht unbedingt loben, wenn ein junges Herz von keiner leidenschaftlichen, pathetischen oder phantastischen Theilnahme so mächtig hingerissen wird, daß es darüber auch einmal vergäße, was von der andern Seite die gute Ordnung oder eine gemessene Obliegenheit Widersprechendes verlangen. Zu solcher Selbstbeherrschung und innern Harmonie mag der Mann durch Kämpfe und Erfahrung gelangen. Als Amulet ihm in die Wiege gelegt, erspart ihm vielleicht solche milde Mischung seines Wesens manchen Hefentrunk der Verirrung; aber er verliert sich auch nicht leicht in die Tiefe und Weite des Lebens, wo die Schätze eines bewährten Charakters zu heben sind; wenn ihn nicht etwa ein großes Misgeschick auf jenen Bildungsweg hinausstößt, um das Uebereilte nachzuholen.

Nun sollte ich aber nach jenem zufälligen Theaterbesuche nicht so bald zur Anschauung eines ganzen Stücks gelangen, als eine wunderliche Versuchung mich auf die Bühne selbst verlocken wollte. Wie nämlich eines schulfreien Vormittags unserer Einige die Fenster des Orangeriebaues, hinter denen eben perorirt wurde, lauschend umschlichen, erschien ein Schauspieler auf der Treppe und fragte, ob wir nicht mitspielen möchten. Wir sahen einander verlegen an, wie es gemeint sei; jener aber fuhr fort, wir möchten nur immer eintreten

und es verſuchen, vorausgeſetzt nur, daß wir nächſten Abend auch wieder kommen und ein ſauberes Hemd mitbringen wollten.

Mit befangenem Lachen traten wir ein. Wie unſauber und unordentlich ſah es da umher aus! Wie blaß und ſchlaff die ſpielenden Perſonen! Wir wurden angeſtellt und angewieſen, auf die Frage: „Heda, Buben! welcher von euch liebt mich am meiſten?“ recht laut und herzlich zu rufen: „Ich!“ So geſchah es denn. Wie kleinlaut und hölzern aber unſer „ich“ ausfiel, läßt ſich denken. Da war nun zu unſerer Beſchämung ein Komödiantenmädchen von 5 bis 6 Jahren als unſer jüngſter Bruder mit im Haufen, und rief drei mal ein inniges „ich“, womit es zuſpringend des Vaters Knie umklammerte.

Man wird wohl errathen, daß es jener Scene aus Kotzebue's „Huſſiten vor Naumburg“ galt, worin der Viertelsmeiſter Wolf ſeine Knaben herbeibringt und die Rathsherren zu der Kriegsliſt bewegen will, dem blutdürſtigen Procopius die Kinder der Stadt in Sterbekittelchen entgegen zu führen, um ihn zu verſöhnen.

Der mislungene Auftritt mußte nun wiederholt werden. Ich aber, beſchämt von der Wahrheit im Ausdrucke der kleinen Komödiantin und verſchämt, es ihr nachzuthun, hatte mich ſchon hinter den Couliſſen weggeſtohlen und im wirklichen Sinne des Wortes — aus dem Staube gemacht. Freilich war ich auch der größte unter den ungeſchickten Buben des Viertelsmeiſters Wolf, und bengelhaft genug, da ich in jenem Alter größer zu werden

verſprach, als es mir hernach gelungen iſt. Wenn ich aber nach Jahren auf einem anſehnlichen Geſellſchafts-theater, ſelbſt vor fürſtlichen Perſonen, mich aus jenem hölzernen Ich mit Beifall in manches Nicht-Ich zu werfen geſchickt genug war: ſo hatte gewiß jener lebhafte Eindruck von dem Komödiantenkind die erſte Anregung und künſtleriſche Intuition dazu gegeben.

Verstimmungen.

Diese neue Bewegung, von welcher die sinnlich-geistige Theilnahme der Altfuldaischen mit fortgezogen wurde, fand an der katholischen Geistlichkeit sehr misvergnügte Beobachter. Ich meine weniger die Prälatenschaft, die sich zu den Genüssen der Künste, wie zu den Freuden des Lebens ziemlich unbefangen bekannte; wie denn auch der Propst vom Michelsberg zu den eifrigsten Besuchern und Gönnern des Schauspiels gehörte. Aber die untergeordnete, dem Volk vorgesetzte Priesterschaft sah in dem Schauspiel eine verführerische Mitbewerbung des kirchlichen Schaugepräng's. Die Concurrenz stört ja überall die Producenten. Das Drama, wie bemerkt, aus den kirchlichen Mysterien und Passionen hervorgegangen, war überdies ein verweltlichtes, abtrünniges Kind der Kirche, und bezauberte jetzt ihre Gläubigen. Zwischen dem Dom und der Orangerie lag die Promenade wie ein Scheideweg zur Ueberlegung, ob man Sonntags links hinab

zur Faſtenpredigt, oder eine Stunde ſpäter rechts nach dem Garten in die Komödie gehen — dort den Pater Roman hören, oder hier den Rochus Pumpernickel ſehen wollte. Beides nach einander mitzunehmen, wenn es ging, blieb allerdings die beſte Auskunft.

Dazu vermehrten ſich mit jedem Tage die proteſtantiſchen Familien des Hof- und Staatsdienſtes höherer und niederer Ordnung in der bisher reinkatholiſchen Stadt. Und ſtand auch die Maſſe des Volkes kaum in Berührung mit der vornehmeren Geſellſchaft, in welcher die oraniſchen Ankömmlinge neue Gewohnheiten, andere Lebensordnung, reinere Sprache, feinere Manieren, freiere Gedanken einführten und dem katholiſchen, „die Einbildungskraft beflügelnden" Kaffee den proteſtantiſchen Thee entgegenſetzten, „der das Nachdenken ſchärft": ſo ſtand jedoch zu befürchten, der anwachſende Strom möchte ſein Bett erweitern und auch in die untere Bevölkerung ſeine — Sündflut verbreiten. Daher wurde die Kanzel hier und da laut gegen Luther und ſeine Lehre. Beſonders that ſich ein junger Stadtkaplan Namens Kalb hervor, und brachte es glücklich dahin, daß ſeine Predigten, dieſe mehr ſcharfen als ſchmackhaften — Rippenſtückchen, von der Behörde eingezogen wurden, um ſie zu verſuchen. — Und wie beiſtimmte Inſekten im Frühjahre nicht eher auskriechen, als die Bäume ausſchlagen, von deren Laube ſie leben: ſo fand ſich jetzt auf einmal, ich weiß nicht woher, in unſerm verſteckten Hauſe eine kleine Druckſchrift ein, die auf die Zeitſtimmung berechnet ſchien. Es war ein ausgedehntes Geſpräch zwiſchen

Luther, der an die Himmelspforte klopfte, und Petrus, der mit seinen Schlüsseln ihm den Weg vertrat. Nach langem Wortwechsel, worin Meister Martin natürlich nicht so beredt wie einst in Worms erschien, stieg dem apostolischen Pförtner der bekannte Haarbüschel vor der Glatze, sodaß er dem zudringlichen Ketzer drohte, ihm, wenn er sich nicht auf der Stelle aus den Lappen machte — „die Himmelsschlüssel um die Ohren zu schmieren“

Im Geschmack dieses Ausdrucks war das Ganze gehalten und ich fand Freude genug daran, es Andern zum Vergnügen vorzulesen. Wenn ich aber für meine Wenigkeit solchem Wohlgefallen später untreu geworden bin: so habe ich doch bis in die jüngste Zeit bewundern können, wie frisch an Wort und Witz dieser Geschmack sich in katholischen Streitschriften noch immer erhält.

Bei alle Dem erinnere ich mich nicht, daß der angeschürte Kircheneifer in Unverträglichkeit mit den Fremden aufgelodert wäre. Selbst unsere Nachbarschaft, die sich doch sonst nichts Rohes übel nahm, verkehrte ganz wohlgemuth mit protestantischen Unteroffizieren, Hofbedienten, Kasernenweibern und dergl. Der Benedictinerorden wurde aufgehoben, das Priesterseminar in jenen Convent verlegt und diese Gebäude unserer Nachbarschaft in eine Kaserne umgewandelt. Eben so wurde die aus der Verödung eines Kriegshospitals kaum wieder hergestellte freundliche Universitätskirche auf unserer Straße zum protestantischen Gottesdienste genommen. Es erregte keine Bitterkeit unter unsern Nachbarn. So nahm

auch unſere enge Wohnung das Häuflein Kinder eines aus Hannover nachbarlich übergeſiedelten Bildhauers, ſo oft ſie zu Mittag herüberkamen, freundlich und gaſtlich auf. Wir bedachten, daß der Meiſel des ſtillen Mannes von dem weißen Sandſtein, den er zuweilen bearbeitete, keine Brotſchnitten für ſo viel Mäuler abſchlüge, und daß die Ränder durchſägter Marmorplatten, ſo ſehr auch die durch naſſen Flußſand geigende Klinge die Zähne der Umſtehenden angriff, doch nicht als Kuchenſtücke abfielen.

Dieſer nicht ungeſchickte Mann, von dem die Trophäe über dem Thor der Infanterie-Kaſerne zu Fulda herrührt, ſtammte eigentlich aus dem Fuldaiſchen, war aber in der Fremde auf ſeine Weiſe ein religiöſer Freidenker geworden. Als ſolcher gab er ein Beiſpiel, wie glücklich der Menſch, im Denken wie im Handeln, ſchon durch die bloße freie Bewegung wird, ſelbſt wenn ſich ſein Zuſtand nicht verbeſſert. Der Menſch gibt ſich ganz zufrieden mit einem ſelbſterwählten Unſinn, wenn er nur jenen abwerfen kann, der ihm auferlegt worden. So ging es auch unſerm Nachbar Ritz. Oekonomiſch, wie er im eignen dürftigen Hauſe beſonders mit dem Brennmaterial umging, vereinigte er auch Hölle und Fegefeuer zu einem einzigen Brande. Da es aber überhaupt ſeiner Vorſtellung von einer *überſinnlichen* Welt widerſprach, daß dort Feueranſtalten unterhalten würden: ſo nahm er an, der Himmel bediene ſich der irdiſchen Flammen zur Ausſchmelzung irdiſcher Schlacken dergeſtalt, daß viele Seelen in die Eſſe großer Schmelz- und Hammerwerke verurtheilt, andere in die Glut der Ziegel-

öfen oder in das kleine Feuer verwieſen würden, das der Bäcker vor ſeinem Backofen mit niedlichen Birkenſcheitchen unterhält. Nun wollten mir dergleichen Meinungen, die mir der vorſichtige Künſtler im Vertrauen mittheilte, nicht recht beigehen, ohne daß ich ihn hätte widerlegen können. Dennoch ſcheinen dieſelben meinem Nachdenken eine Richtung gegeben zu haben; wie ich mich denn einer kleinen Abhandlung erinnere, worin ich mich entſchieden gegen die dogmatiſche Ewigkeit der Höllenſtrafen erklärte.

Ehe noch die umgeſtaltende Thätigkeit der neuen Regierung an die lateiniſchen Schulen ging, lief das Jahr der Vorbereitungsclaſſe ab. Wir freuten uns, in den langen, weiten Studentenmantel zu kommen, der durch die vier Gymnaſialclaſſen getragen wurde. Dieſe Tracht rührte noch von den Jeſuiten her, die bekanntlich Freunde der Mäntel waren. Wirklich ſahen wir unter den langen dunkelblauen Falten wie eine Jeſuitenbrut aus; denn ſie legten uns auch unwillkürlich eine ernſte, eingezogene Haltung auf. Die Anſchaffung war koſtſpielig; der Mantel galt aber für eine ſo weſentliche Auszeichnung des Studenten, daß er den als vermögenlos aufgenommenen Schülern aus milden Fonds beſchafft wurde. Es war eine beſondere Gunſt des Directors für mich, daß ich einen bereits getragenen von beſonderer Güte erhielt, den wahrſcheinlich der Sohn eines adeligen Hauſes bei ſeinem Austritt aus dem Gymnaſium als Weihgeſchenk zurückgelaſſen hatte. Aus feinem blauen Tuche, lang und faltenreich, war er noch unverſehrt bis auf

den kleinen Kragen, an welchem Puder und Zopf des früheren Inhabers und die ſtrenge Bürſte ſeines Kammerdieners eine verſchabte, fadenſcheinige Stelle verſchuldet hatten. Dieſer verrätheriſche Makel, den ich nun mit keinem eigenen Zopfe mehr decken und beſchönigen konnte, verdroß mich ſo ſehr, daß ich einem Mitſchüler den empfangenen neuen Mantel beneidete. Erſt als dieſer Glücklichere eines kalten Herbſtmorgens, den Mantel über das untere Geſicht geſchlagen, zur Frühmeſſe kam, und bei ſeinem Gruße — Kinn, Wangen und Naſe blau gefärbt, uns zum Gelächter, aus dem Mantel hervorſtreckte, gelangte ich zu beſſerer Einſicht. Nun nahm ich wahr, daß dies grobe Tuch, das ſo leichtfertig ſein Indigo oder ſein Waidblau verſchwendete, deſto ſpärlicher mit ſeinen Falten umging. Setzte mich alſo über den fadenſcheinigen Spielplatz eines adeligen Zopfes an meinem Mantelkragen hinaus. War es ja doch ein Schaden, den ich hinter mir hatte, und über ſo manches mir angenehm Begegnende leicht vergeſſen mochte.

Hierzu gehörte, daß ich mich bei der erſten „Compoſition" auf den erſten Platz in der Claſſe ſchwang, was mir in der Vorbereitungsſchule nie hatte gelingen wollen. Compoſition hieß die Ueberſetzung einer dictirten Aufgabe, die in der Claſſe ſelbſt gemacht und abgeliefert werden mußte. Nach ihr wurde die Rangordnung der Schüler auf den Bänken beſtimmt.

Ein Anderes widerfuhr mir zu Oſtern, wo das für die erſthalbjährige Prüfung ausgeſetzte Prämium in ſchönem vergoldeten Einbande mir zufiel. Doch ſollte

dieſe Auszeichnung nicht ohne Verdruß bleiben. Als ich nämlich nach dem Acte mit Magnus in deſſen elterliches Haus zur gewöhnlichen Privatſtunde ging, erwarteten uns neben dem Lehrer die Eltern. Ich hatte meine Prämie, Magnus nur ſeine leeren Hände vorzuweiſen. Der gutmüthige Vater lächelte, indem er mit ſcherzhaftem Bezug auf meinen Namen zu dem verlegenen Lehrer ſagte: „Ja, ja, nomen et omen habet!“ Indem er aber in den Mienen ſeiner lieben Frau einen andern Text leſen mochte, entfernte er ſich; worauf der Erguß des mütterlichen Herzens erfolgte. Das Grundthema — daß ihre Söhne nicht Schuſter oder Schneider werden könnten, wie anderer Leute Buben, die eben nicht zu ſtudiren brauchten — war mit ſchmählichen Verzierungen weiblicher Wuth ausgerüſtet. Ich war zu betroffen, um zu denken: In guter Laune hat ſie dich ins Theater geſchickt, jetzt im Zorn ſpielt ſie dir ſelber recht natürlich vor! Wie mir aber hinter ihrem Rücken der Präceptor lächend zunickte, nahm ich mir den langen Monolog leichter zu Herzen, ſpielte mit meinem glänzenden Buch und nahm es beim Weggehen ſo unter den Arm, daß es der Mantel nicht bedecken konnte. Glücklicherweiſe dachte ich nicht an meinen Kragen, der mir ſonſt den vergoldeten Rücken des Buches ſehr verdunkelt hätte.

Doch, was wäre mir der ſchadhafte Kragen geweſen, hätte uns nicht der Mantel an ſich ganz andere Sorgen gemacht. Wir ſollten aber bald erfahren, daß ein Man-

tel eben auch zum Bemänteln dient, womit in der Regel nichts Ehrliches gemeint ist.

Wir Freimäntler zogen nämlich wöchentlich, wie in andern Städten die Chorschüler, durch die Stadt, vor bestimmten Häusern lateinische Kirchenlieder zu singen. Eins derselben, durch frische Melodie und reimhaftes Kirchenlatein recht ansprechend, ist mir wenigstens in der ersten, oft gesungenen Strophe noch im Gedächtniß geblieben:

Euge, mens, et primo mane
Surge, laudes Deo cane,
Nox dum claudat lumina!
Lauda Deum verbis, gestis,
Memor esto Dei testis
Observantis omnia.

Ich übersetze:

Auf! mein Geist, und früh vor allen
Laß zu Gott Loblieder schallen,
Bis die Nacht den Tag beschließt!
Preise Gott in Thun und Worten,
Eingedenk, wer aller Orten
Zeuge deines Wandels ist!

Während dessen hatten die Jüngsten an den betreffenden Häusern die kleinen Geldgeschenke abzuholen und an den Aeltesten abzuliefern, der die verschlossene Büchse trug. Diese kam jetzt an einen Studenten, der die Kreuzer- und Groschenstücke nicht, wie vorgeschrieben, mit der hingereichten Büchse, sondern mit der schmuzigen Hand aufnahm, die er unter dem übergeschlagenen Mantel hervorstreckte. Dies wäre uns wol weniger auf-

gefallen, hätte uns nicht des Burſchen ödes, unheimliches Weſen auf argwöhniſche Gedanken gebracht. Doch ſo furchtſam waren wir Sammelbienen, daß wir gegen dieſe wilde Hummel auf der Büchſenunmittelbarkeit zu beſtehen den Muth nicht hatten, ſondern uns lieber in unſern Verdruß und Schaden ergaben.

Ehrensold und Ehrenpreise.

Um nun hier gleich der Mittel zu gedenken, die das Fortkommen des jungen Studenten unterstützten: so bestanden dieselben, außer der eben gedachten sehr geringen Büchsen-Dividende, in Dem, was derselbe durch Privatunterricht erwarb, den er schon so früh in kleinbürgerlichen Familien gab. Der Studentenmantel hatte nicht blos eine verdächtige Innenseite der vorbemerkten Art, sondern auch ein geachtetes Aeußere. Der Ehrensold eines docirenden Studenten stand niedrig; der junge Mensch aber ward in den langen blauen Tuchfalten respectirt. An den höhern Fest- und Familientagen, an denen der gescheuerte Tisch Reisbrei und Braten aufwendete, war er als Ehrengast eingeladen.

Die Reisfrucht muß damals kostbarer gewesen sein, als sie es heut ist. Wenigstens war Reis damals in Fulda das Ehrengericht kleiner Bürgersleute allermindestens doch für Ostern, Pfingsten und Christtag. Es

galt für ein Schmähwort des ſchwerſten Kalibers, wenn von zankenden Nachbarinnen eine rufen konnte: „Ihr Lumpenpack, könnt euch nicht einmal die drei Reisbreie ſchaffen!“ Der Reisbrei und der Fürſtbiſchof celebrirten dieſelben Feſte. Um ſolcher hohen Beſtimmung willen brachte denn auch dies Gericht für unſern jungen Studenten ein ängſtliches Bedenken, als er, zum erſten mal von einem ehrbaren Zimmermeiſter zu Gaſt gebeten, mit den Seinigen in Ueberlegung ging, ob Reisbrei ſchicklicher mit der Gabel oder mit dem Löffel genommen werde. Die mütterliche Weisheit gab hier wieder den Ausſchlag mit den ermuthigenden Worten: „Geh nur, und wart's ab, wie's die Andern machen!“

Höher wäre vielleicht bei ſolchem geringen Erwerbe die Einbuße an Zeit und friſchem Muthe für eigene Fortbildung anzuſchlagen geweſen, hätte es mir nicht ohnehin zu Privatſtudien an Büchern und Anleitung gefehlt, ſodaß ich mich nur durch lebhafte Faſſungsgabe bei ſtets munterer Geſundheit unter den beſten Mitſchülern und an der Spitze des Wetteifers halten konnte.

Andere Vortheile, welche dürftige Studenten beſonders vom Land an den Freitiſchen der Klöſter und einzelner guten Familien fanden, wurden bei unſerm, wenn auch ſchmalen, doch täglich beſetzten Herde nicht hoch angeſchlagen. Dennoch ſollte unſer Mantelträger, wenn er ſich vielleicht als Ehrengaſt braver Bürgersleute allzufrüh etwas fühlte, bald Gelegenheit finden, als Kloſtergaſt jene Demüthigung zu üben, die den Söhnen des heiligen Franz in den weißen Lendenſtrick eingeknüpft

iſt. Zwei meiner Mitſchüler, die einen Freitiſch bei den Franziskanern auf dem Frauenberge hatten und gern mit mir verkehrten, überraſchten mich eines Tages mit dem Erbieten, mir den eben vacant werdenden dritten Platz ihres Koſttages beim Pater Guardian zu erwirken. Sie beſchrieben mir, wie vergnügt ſie in einer aparten Stube ihre drei Schüſſeln verzehrten, und ich ſtimmte ein, da es mir ſo leicht geboten war, mit guten Kameraden vor der Stadt zu Tiſche zu gehen.

Nun wandelte ich jeden Donnerſtag Mittag nach dem Bergkloſter. Mit gutem Humor bei jedem Wetter fanden wir uns zu Dreien auf dem Wege zuſammen, der damals, ſchmal gepflaſtert, unter alten Baumſtämmen bergan führte, oder wir erwarteten einander, um den Bruder Pförtner durch wiederholtes Schellen nicht brummig zu machen, am Allerſeelenhäuschen vor dem Kloſter, wo man ſich des Ausblickes über die Stadt, über Wieſenthal und Hügel nach dem prächtigen Zug des Rhöngebirgs erfreut. Eine Stube im untern Kreuzgange des Kloſters, düſter durch vergilbte Wände und blinde Scheiben eines einzigen vergitterten und gegen die nahe Mauer eines Gartenwinkels gerichteten Fenſters nahm uns an einer langen, braunen, ſelten ganz reinen Tafel auf. Mir als dem jüngſten in der Gaſtfolge lag es ob, uns Miteſſer an der Küche anzumelden. Für mich immer ein bitterer Gang! Denn jedes mal, wenn ich mit den befangenen Worten: „Wir Studenten ſind beiſammen!“ die Küchenthür öffnete, erblickte ich an der Anrichte ein gefürchtetes Paar — den fetten Koch

und den gemästeten Klosterhund. Dieser kam bellend gegen mich heran, während jener in wegwerfendem Tone rief: „Nun, ja doch!“ Oder: „Es ist schon gut!“ Früher oder später darauf brachte uns ein unfreundlicher Bruder oder ein Tölpel von Hausknecht die gewöhnlichen drei Schüsseln.

Drei junge Studenten, unverwöhnt von Hause, von bestem Muth und Magen nach einer muntern Bergsteige, sind keine Leckermäuler. Einmal aber machte uns doch, nach genossener kräftiger Suppe, die nachfolgende breite irdene Schüssel stutzig. Auf gehacktem grünen Gemüse gaben sich drei Portionen kalten, geräucherten Schweinskopfes noch früher dem Geruche als dem Auge kund. Bei näherem Betracht zeigte sich die Uebervölkerung des einen Schweinsohres in Aufruhr. Die weißen Citoyens balgten sich auf dem dampfenden Marsfelde des krausen Kohls. Mit Recht stehen Revolutionen in übelem Geruch. Und gleich gerieth auch unser Appetit mit dem stark athmenden Schweinskopf in einen Ringkampf, dem wir, Messer und Gabel in Händen, eine Weile zusahen. Endlich unterlag bei mir der jugendliche Appetit. Und da man auf einer Flucht gern Kameraden hat, die auch das Gewehr oder die Gabel wegwerfen: so sprach ich den beiden Unentschlossenen zu, wir sollten uns doch solche Wohlthat nicht gefallen und die Schüssel unberührt lassen. Indem ich nun so auch noch den Studentenstolz gegen den Studentenappetit aufrief, brachte ich die Aengstlichen dahin, daß sie zur Ausführung eines Einfalls, den wir für witzig hielten, ihre Zustimmung

gaben. Wir riſſen aus einem unſerer Schulhefte ein Blatt, worauf wir zur Erklärung unſerer Enthaltſamkeit mit Bleiſtift einen Vers niederſchrieben, der dem Sinne nach, wenn auch nicht wortgetreu, lautete:

Die Suppe aßen wir, die andern guten Gaben
Hebt uns gefälligſt auf, bis wir den Schnupfen haben.

Erſt vor dem Kloſter, mit dem Ausblick in die Ferne, kam uns eine Ahnung von den Folgen unſeres Muthwillens. Ich mußte den beiden andern zugeben, daß wir nicht blos für heute den Appetit, ſondern auch den Koſttag für immer verloren hätten. Gedachte ich nun des Bruders Koch und des Laienbruders Küchenhund: ſo ſchien es mir ein Leichtes, den Freitiſch aufzugeben und die Schuld des Frevels auf mich zu nehmen. Dadurch ward es den Kameraden möglich, des andern Tages reumüthig vor dem Pater Guardian zu erſcheinen und ſich die erneuerte Wohlthat wieder zu erwirken.

In meinem heitern Sinne war die Sache abgethan, und erſt nach Jahren fand ich zu bedenken, daß mit jenem Muthwillen doch eigentlich mein Ketzerthum angebrochen ſei. Ich kam zur Erkenntniß, daß es in allen chriſtlichen Jahrhunderten kaum ſo gefährlich geweſen, ein bedenklich gewordenes Dogma, als einen empfindlich gewordenen klöſterlichen Schweinskopf mit gereimten Alexandrinern anzugreifen. Mehr als einmal, und noch in vorgerücktem Alter habe ich zu erfahren gehabt, daß Wohlthaten der Mönche, wie ſchwer verdaulich ſie auch dem Empfänger geweſen, doch von den frommen Vätern noch ſchwerer vergeſſen werden.

Fürerſt blieb ich aber noch der eifrigſte Schüler des Katechismus, den uns Director Pfiſter ausſpendete und mit lateiniſchen Schriftſtellen der Kirchenväter ausſtattete. Solche Ausſprüche, wenn ſie auch nicht ſelten auf eine bizarre und abgethane Lebensanſicht zurückwieſen, gaben doch auch eben ſo oft Proben geiſtvoller Weltbetrachtung und ſinnreicher Combinationen. Mir ging eine dunkle Wahrnehmung davon auf, daß die Kirchenväter noch nicht an einer fertigen Glaubenslehre gebückt zu tragen hatten, ſondern die Subſtanz des Chriſtenthums als Weltweiſe zu einer Weltlehre ausbilden halfen. In ſtiliſtiſcher Hinſicht waren manche ſolcher Sentenzen durch Antitheſen geiſtreich pikant.

Gegen das Lutherthum hatten die Kirchenväter freilich noch keine Pfeile im Köcher. Im Gegentheil hatten manche derſelben Ketzereien auf ſich ſitzen. Pfiſter, der es in ſeinem orthodoxen Eifer für eine Forderung der Zeit und der Umſtände halten mochte, uns gegen die in der fuldaer Luft ſchwebenden Irrlehren zu ſchützen, brachte daher andere Waffen herbei. Als unwiderleglichſten Beweis für die ausſchließende Wahrheit der katholiſchen Kirche gab er uns die bekannte Darlegung, wie man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof, der ihn geweiht, von jedem Biſchof auf den Papſt, der ihn eingeſetzt habe, und in ununterbrochener Reihenfolge der Päpſte bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könnte. Dagegen vermöchten die Proteſtanten kaum von ihren Paſtoren bis auf Luther zurück zu rechnen, wo ſie dann in die von dieſem Irrlehrer

verlaſſene Kirche zurückkehren müßten, wenn ſie auf Petrus und Chriſtus kommen wollten.

Dieſe Albernheit, bei der es ganz außer Frage blieb, was denn auf dem langen Wege von Petrus herab, der ſelbſt ſchon mit Paulus nicht einig war, mit der Lehre ſelbſt vorgegangen ſei, ſchürte doch auf einige Zeit ein Flackerfeuer in uns an. Auch nahm ich es um dieſe Zeit mit den kirchlichen Uebungen, beſonders mit dem Beichten, ſo oft es auch vorkam, noch ſehr ängſtlich. Mit meinem leichten und heitern Sinn in Thun und Laſſen verband ſich ein tief wurzelnder Ernſt zum Rechten und Guten. Indem ich mich nun des einen und des andern anklagen ſollte, was ſich im Augenblicke des Handelns gar nicht anders hatte machen laſſen, quälte ich mich mit Zweifeln, ob ich auch wahre Reue und Leid darüber empfände, und ob mein Vorſatz, es nicht mehr zu thun, auch feſt — oder, wie's im Katechismus hieß, „ſteif" genug ſei.

Wie ſehr aber Manches in unſerer frommen Abrichtung gegen den geſunden Menſchenverſtand anſtieß, wird mir in einer heitern Erinnerung aus den Erntetagen unſeres erſten Gymnaſialjahres wieder recht anſchaulich.

Unaufhörlich wurde uns, wie ſchon erwähnt, der heilige Aloyſius vorgehalten, der als frommer und ſittſamer Jüngling nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt hatte. Nun lag es in meiner enghäuslichen Erziehung und in einem gewiſſen träumeriſchen Weſen, daß ich, unbekümmert um die angeſehenen Familien der Stadt, kaum einzelne Wohnungen derſelben

kannte. Da ſtand gegen den Herbſt, nach den ſtrengen Prüfungen, der feierliche Act der Preisvertheilung bevor. Große Zettel waren gedruckt, worin für die vier Claſſen hinter den bezeichneten Lehrgegenſtänden nach Maßgabe der Vorprüfung, die Preisempfänger oder Bewerber mit großer — die blos lobenswerth befundenen Schüler mit eingerückter kleineren Schrift namhaft gemacht waren. Ein ſolcher Zettel aus dem Jahre 1804 hat ſich mir, wahrſcheinlich durch die kleine Eitelkeit, mich zum erſten male gedruckt zu ſehen, unter meinen Papieren erhalten. Der Zweck dieſes Aufwandes iſt durch des Zettels Motto aus Ovid angedeutet:

Excitat auditor studium, laudataque virtus
Crescit et immensum gloria calcar habet.

Was ich überſetze:

Munter erweckt ein Zeuge den Fleiß, die geprieſene Tugend
Wächſt, und es prüft der Ruhm ſeinen allmächtigen Sporn.

Mit ſolchen Zetteln wurde die Stadt zum feierlichen Act eingeladen, und wir Freimantelträger ſollten dergleichen in die Wohnungen der Honoratioren umherbringen. Aus freundlicher Vorliebe fragte mich der Director einige mal zuerſt: „Weiß Er denn, wo der Geheimrath Schlereth, oder der Hofrath Uth, oder der Maleſizſecretär Odenwald wohnt?“ — So oft ich dann mit „Nein, Herr Director!“ antwortete, lächelte Pfiſter vergnügt, und richtete die kürzere Frage: „Weiß Er's?“ an einen Mitſchüler, Namens Wohlgemuth, dem er auf die raſche Antwort: „Ja, Herr Director!“ den Zettel zur Beſtel-

lung übergab. Aber jeder ſolche Zettel war von einem misbilligenden Blicke begleitet, und beim dritten Falle beantwortete der Director ſeine Frage gleich ſelbſt mit dem Zuſatze: „Ja, Er wird's wol wiſſen: Er iſt ja Hanns in allen Gaſſen!“

Ohne Zweifel erblickte Pfiſter meine Wenigkeit in Aloyſianiſcher Richtung, und freute ſich, einen jungen Menſchen ungeſchickt und unbrauchbar zu etwas zu finden, wozu er ihn doch eben brauchen wollte.

Nun drängte ſich am heitern Nachmittage des 7. September die Menge in dem großen Speiſeſaale des Convents am Dom zuſammen. Eine Bühne ſtand errichtet mit einem Tiſche, worauf die lange Reihe der zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldſchaumrücken dem Publicum zukehrte. Der Director in Mitte der vier Profeſſoren, alle in ihren ſchwarzen Talaren, ſtanden feierlich hinter dem Tiſche. Pauken und Trompeten hatten im Hintergrund einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, ſo oft der Director zur Verherrlichung eines Namens mit dem weißen Tuche winkte. Dies Tuch, das dem eifrigen Manne nebenher auch die Stirne trocknete, machte in dieſer doppelten Beſtimmung recht anſchaulich, wie nahe der Ruhm mit dem Schweiſe verwandt iſt.

In der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſaß Auguſt Gottlieb Meißner, damals durch ſeine Romane und Skizzen ein Liebling des deutſchen Publicums und zum Director der höhern Schulen nach deren Umgeſtaltung berufen. Solche Gelegenheit wollte der bereits abwelkende

Director Pfiſter nicht vorübergehen laſſen, ohne den berühmten, aber nicht ſehr willkommenen Mann zu überzeugen, daß auch in den geiſtlichen Schulen die deutſche Poeſie der lebenden Vorbilder nicht ermangle. Er hatte daher ſeinen ganzen Vortrag in Vers und Reim zu einem rechten Triumph oder Trumpf abgefaßt. Als Probe dieſer ſchwunghaften Poeſie ſind mir glücklicherweiſe, da das Werk nicht zum Drucke gekommen iſt, ſechs Zeilen im Gedächtniß geblieben, wahrſcheinlich weil ſie mich mit betrafen und ihre erſte Anrede mich wahrhaft erſchreckte. Ich ſtand nämlich mit dem empfangenen erſten Preiſe für Religionswiſſenſchaft, mit einem der zwei für prosa latina ausgeſetzten Preiſe und einem dritten für deutſche Sprache ebenfalls ohne Mitbewerbung erhaltenen Buche im Hintergrunde der Bühne, als unſerer vier zum Looſen um den für examen latinum in grammaticam, Cornelium Nepot. et Phædrum beſtimmten Preis aufgerufen wurden. Ehe wir zum Looſe griffen, redete uns der Director laut und lebhaft mit bereits etwas heiſerer Stimme an:

König geh' mit deinem Pack,
Laß den Preis dem Haberſack!
Oder wünſchen wir ihn lieber
Unſerm fleiß'gen, wackern Glüber?
Oder auch dem kleinen Reus!
Denn der hat noch keinen Preis.

Und auf einen Ruck des weißen Taſchentuches donnerten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten und die jungen Kämpen looſten um ein Buch.

Ich verließ die Bühne mit den drei Prämien, die ich aus freier Hand erhalten hatte; bei der Verloosung dreier anderer für das bemerkte Examen, für Rechenkunst und Erdbeschreibung ging ich leer aus, und bei den drei übrigen — der Uebersetzung aus dem Latein, bei dem Griechischen und dem Schönschreiben führt die Preisliste meinen Namen unter den blos belobten, nicht des Preises würdigen Schülern auf.

Schulen-Reform.

Für das nächste Winterhalbjahr blieb noch die alte Schulverfassung und der alte, liebe Habersack folgte uns zur Raufe und Krippe der zweiten Classe.

In dies halbe Jahr fällt die Vorarbeit zur Umgestaltung der höhern Schulen. Ich erinnere mich einiger Vorzeichen derselben. Göckingk machte dem Gymnasium einen Besuch. Wir hörten, daß er ein lieblicher Dichter sei, der schöne Lieder, artige Sinngedichte und poetische Episteln herausgegeben habe. Um so höher sahen wir das artige Männchen an, das sich in unserer Classe gar gesprächig erwies.

Göckingk, damals ein Sechsundfünfziger, war aus dem preußischen Staatsdienste in den Geheimen Rath des Prinzen von Oranien als thätiges Mitglied getreten, und hatte neben der Neugestaltung des Finanzwesens auch eine Stimme für die Angelegenheiten der Schulen. An dem „Journal von und für Deutschland", welches

er zwanzig Jahre früher unternommen, hatte sich auch unser fuldaischer Propst von Bibra betheiligt — jener geistreiche Prälat, dessen hölzerne Glocke früher erwähnt worden ist.

Wiederholt erschien auch Meißner in der Classe, aber nur um den Director Pfister zu einer Besprechung mitzunehmen. Pfister's verdrießliche Miene, wenn er vor seinem unwillkommenen Nachfolger das Calottchen abnahm, entging uns nicht. Er redete Meißnern immer lateinisch an, ohne jedoch eine andere als deutsche Antwort zu erhalten. Wir, gegen das Neue noch voreingenommen, fanden darin eine Bestätigung, daß die Protestanten schwache Lateiner seien. Was wußten wir auch von den ausgezeichneten Leistungen eines Heyne, Hermann, Wolf u. A.? Was unser Habersack davon wußte, ward uns noch vorenthalten. Das Latein war uns überhaupt nur noch die Stola, die der Priester zum Altar umhängt, nicht das Band, an dem die Hand der Philosophie die moderne Bildung zur Geistesfreiheit führte, und an welchem unsere eigne Literatur anknüpfte.

Mit dem Sommersemester trat die neue Organisation ein. Die sogenannte Universität wurde aufgehoben. Vom Fürsten Adolph, aus dem Hause Dalberg, unter bedenklichen Vorzeichen — nämlich zu gleicher Zeit mit einem Hospital — gestiftet, war sie ihr Lebenlang kraftlos und kurzathmig geblieben, und nur etwas über siebenzig Jahre alt geworden. Sie hatte sich auf gering honorirte Vorträge angestellter Juristen, Aerzte und Geistlichen gestützt. Statt ihrer wurde ein Lyceum aus

drei Classen über dem auf eben so viel Classen eingeschränkten Gymnasium eingerichtet. Von den geistlichen Lehrern blieben nur ein paar jüngere, vom neuen wissenschaftlichen Zuge bewegte Männer. Diese und die neu hinzutretenden protestantischen Lehrer theilten sich nicht mehr in die Classen, sondern in die Fächer. Neue Lehrgegenstände wurden zu den Realien aufgenommen — Anthropologie, Technologie, neuere Geschichte. Declamationsübungen hielten sich unter dem jüngsten geistlichen Lehrer, einem spröden Fuldenser, zu ausschließend an den oberflächlichsten Vortrag, und ohne unsern Blick, wenn auch nur gelegentlich, in die Felder des poetischen und prosaischen Schaffens, gerade in jener glanzvollen Epoche unserer Literatur zu lenken. Schiller starb am 9. Mai jenes Jahres und kein Ton des nationalen Requiem drang in unsere Classe.

Ich weiß nicht, ob es den katholischen Schulen überhaupt oder nur der fuldaischen eigen war, daß wir bei keiner menschlichen Leistung auf die dazu erforderliche persönliche Begabung und auf ruhmvolle Namen hingewiesen, so auch jetzt bei den gelesenen Sprachstücken nicht auf die Eigenthümlichkeit derselben und auf die Persönlichkeit ihres Schöpfers aufmerksam gemacht wurden. Es hat mir lange nachgehangen, daß ich als Knabe mich in die Altarbilder versenken konnte und von den Stimmen und Tönen einer musikalischen Messe bewegt wurde, ohne daran zu denken, welch ein begabter Mensch dazu gehöre, diese Farben und Töne zu setzen. Dies entsprach freilich der mittelalterlichen Demuth gro-

ßer und frommer Künſtler, die ihr Werk in den Abglanz der verherrlichten Gottheit ſtellten und für ihre Perſon darin verſchwanden. Vielleicht hatten unſere Erzieher eine Ahnung davon, daß die Philoſophie des 19. Jahrhunderts die Sache umkehren und die Gottheit in die menſchlichen Individualitäten auflöſen würde, und wollten dieſer Abgötterei keinen Vorſchub thun.

Wie es ſich aber bei der Umwandlung öffentlicher Einrichtungen ſelten findet, daß aus der Umſchmelzung des Alten eine Neugeſtalt alsbald befriedigend und dauernd hervorgehe: ſo wechſelten auch mit jedem Semeſter des neuen Gymnaſiums die Verſuche in der Wahl und Vertheilung der Lehrgegenſtände. Dabei fügte es ſich für mich ſehr ungünſtig, daß manche Lectionen z. B. über deutſchen Stil, Poetik und dergl., die zuerſt der höhern Claſſe zugetheilt waren, juſt wenn ich zu derſelben überging, in die niedere verlegt wurden. So ſchien der deutſche Stil mit ſeinen poetiſchen und rhetoriſchen Töchtern gefliſſentlich einem jungen Burſchen aus dem Wege zu gehen, der ſpäter darauf verfiel, ſich um eine oder die andere zu bewerben.

Bei all Dem gewannen wir gleich anfangs einen neuen Maßſtab der Achtung für die Lehrer. Es war der literariſche Ruf, der die neu angekommenen Lehrer umgab, ſtatt der rauſchenden Soutane von ſchwarzem Raſch, worin die geiſtlichen Lehrer uns imponirt hatten. Keiner von dieſen war als Schriftſteller aufgetreten, und Pfiſter ſchrieb erſt ſpäter in ſeinem Ruheſtande unter andern auch ein Buch über die — Ehe. Dagegen

war mit literariſchem Namen der alte Gierig von Dortmund gekommen, als Rector am Gymnaſium und Lehrer am Lyceum. Eine Reckengeſtalt mit unintereſſanter, etwas verſchloſſener Geſichtsbildung, Stirne und Hinterkopf giebelartig zuſammenlaufend. Ein gutmüthiger, ſtiller, gelegentlich auch einmal jovialer Philolog — mehr um ſeine Anmerkungen zu Ovid's Metamorphoſen, als um die Wandlungen im eigenen Hauſe beſorgt, wo dem ſtudirenden Witwer unter dem Commando einer plattdeutſchen, rothwangigen Köchin zwei Söhne und eine Tochter aufwuchſen.

Profeſſor Petri aus Bautzen, früher Director am Schullehrerſeminar in Dresden, führte ſich lachend und redſelig bei uns Studenten ein. Ein unterſetzter, kurzbeiniger Mann mit derber Geſichtsbildung. Schon damals hatte er ſich jener Feder bemächtigt, die zu fleißigem Zuſammentragen beſonders im Gebiet der deutſchen Sprache und des Geſchichtsunterrichtes ausflog und das Gewonnene unter die Preſſe brachte. Sein Fremdwörterbuch hat ſich von allen dieſen Schriften in wiederholten Auflagen am weiteſten verbreitet. Neben einem eminenten Gedächtniß für vereinzelte, von Ideen nicht gebundene Kenntniſſe, für tauſend Spruchverſe aus mehreren Sprachen und einen unerſchöpflichen Anekdoten-Vorrath — einem Gedächtniß, dem ſelbſt Scharfſinn und Urtheilskraft reſpectvoll Platz gemacht hatten, beſaß dieſer für muntere Späße immer aufgelegte Mann freilich auch mehr als eine jener Magiſtereigenheiten, die den Muthwillen der Studenten gern herausfordern. Wir waren

bald vertraut genug mit ihm, um uns tolle Sachen gegen ihn zu erlauben. Es war nicht der ſchlimmſte Poſſen, den wir ihm eines ſchönen Nachmittags zur Zeit der Hollunderblüte ſpielten. Während er über dem Siebenjährigen Krieg von Archenholz, den er uns zu ſeiner Bequemlichkeit ausführlich vorlas, ſanft entſchlummerte, verließen wir leiſe das Zimmer und ſuchten das Freie, bis wir uns gegen das Ende der Stunde an der Stubenthür wieder einfanden, um zu erwarten, ob er den Hubertsburger Frieden verſchlafen werde. Er erwachte mit dem Schlage der nahen Domuhr, ſuchte aber diplomatiſch, indem er die Hand über den Augen behielt, ſein Erwachen zu verbergen und ſagte ruhig: „Hier bleiben wir für heute ſtehen!“ — „Hier an der Thür, Herr Profeſſor?“ fragte einer von uns, ein lautes Lachen erfolgte, und der Profeſſor lachte blos ſcheltend mit. Auch blieb er ſich bis an ſein Ende darin treu, daß er nichts lieber verzieh, als was ihm von Neckerei und Poſſen munterer Bekannten widerfuhr. Allerdings war das nicht ſelten etwas mehr, als ein Mann billigerweiſe verzeihen ſollte.

So ſchnell hatten wir mit den abgelegten Mänteln auch die alte geiſtliche Disciplin abgeſchüttelt! Und nachdem wir einmal aufgehört hatten, an Zettel und Einſchlag rein katholiſch und kirchlich zu ſein, wurden wir auch mit einer weniger ſteifen Leinweberſchlichte von Zucht behandelt. So wurden auch Jörg Adam's Birkenruthen entfernt. Dieſe hatten zuletzt noch einmal eine rückwirkende Kraft auf den lang verheimlichten Witz des

frommen Directors ausgeübt. Es war nämlich ein ſtrenges Gericht über mehrere Gymnaſiaſten ergangen, die Taback geraucht hatten. Derſelbe Wohlgemuth, der ſo unglücklich war, mehr Wege zu kennen, als der heilige Aloyſius gekannt hatte, war auch bei den irdenen Pfeifen des Inquiſitionsgerichts betheiligt und dachte ſeine Dividende an den Birkenruthen durch die Betheuerung zu kürzen, er habe nicht eigentlich geraucht, ſondern nur ein paar Züge gethan. — „Wohlan", erwiderte Pfiſter, „ſo ſoll Jörg Adam die übrigen Züge thun." — Zum erſten mal ſah ich den fromm gebückten Mann herzlich lachen; aber ich irre gewiß nicht, wenn ich glaube, daß er ſich zu Hauſe für dieſe leichtfertige Minute eine angemeſſene Pönitenz auferlegt hat.

Indem wir aber mit dem abgelegten Mantel die Glieder freier fühlten, konnte es wol keinen Verſtändigen Wunder nehmen, wenn hinter einem Zwange her, der den Muth der Jugend und den muntern Willen über Gebühr unterdrückte, mancher Muthwille hervorbrach. Vielleicht hielt aber der faltenreiche Mantel, der die Ausbrüche der Jugend nicht mehr dämpfte, auch die äußern Einflüſſe der revolutionären Luft weniger von uns ab. Jedenfalls erinnere ich mich einer ſtudentiſchen Empörung, die ganz nach jener revolutionären Zeit ausſah.

Unſer vornehmſter Mitſchüler war nämlich ein Neffe und Pathe des Fürſtbiſchofs. Ich kannte ihn von früher, ſchon aus jener Zeit, da ich mit einem Charfreitagsei auf Hexenentdeckung ausging. Damals hatte ich

eine Zeit lang Abends einen Topf Ziegenmilch in die Küche jenes adeligen Hauſes zu bringen gehabt. So oft mich der langbeinige Junge meines Alters erblickte, zog er, eines Geſpielen froh, mich mit in den Hof und Hinterbau, bis ihn eines Tags der Hofmeiſter auf dieſem Sprung bemerkte und ihm mit ſtrengem Worte zurief: „Baron Adelbert, ſchämen Sie ſich nicht, mit dem Milchbuben zu ſpielen?“ — Dieſe Warnung fiel von zu hoher Treppe herab, als daß ich ſie nicht hart empfunden hätte. Aber ich verwand ſie; nur daß ich, ſo oft der verlaſſene Junge ſich wieder zu mir ſtehlen wollte, ihm mit meinem längſten Arm den Milchtopf entgegenſtreckte, als abwehrendes Grenzwappen meines Königreiches.

Jetzt, nach einem halben Jahrzehende, ſtudirten wir zuſammen, und ich kannte aus der Grammatik den Satz: An nescis longas regibus esse manus? So gutmüthig der wenig begabte Junge war, athmete er doch in den Gewohnheiten ſeines Hauſes. Und ſo ließ er, als wir eines freien Nachmittags im Schloßgarten umher ſtreiften, ſich einfallen, einen Groſchen für drei Hiebe anzubieten, die er Einem mit ſeinem Stöckchen über den Rücken verſetzen dürfe. Wir ſahen ihn verwundert an, ließen es aber auch ſtillſchweigend geſchehen, daß einer aus unſerer Mitte, Sohn eines Aſchenſammlers, ſich zu dem Geſchäfte verſtand. Doch kaum hatte er ſeinen Groſchen eingeſteckt, als wir über ihn herfielen, ihn auf den Raſen warfen und mit Püffen ſein bürgerliches Bewußtſein zu wecken verſuchten. Daß

wir nicht den Baron prügelten, war vielleicht echt germaniſch, ohne daß wir es ſelbſt wußten: unſer Inſtinct ließ das adelige Herkommen, impertinent zu ſein, als hiſtoriſch gelten, und wollte nur den bürgerlichen Stolz erwecken, der auf rechtlichem Wege aller ariſtokratiſchen Anmaßung ein Ende machen könnte.

Melirt und tricolor.

Der abgelegte Studentenmantel war jedoch auch ein Ueberwurf anständigen Erscheinens gewesen, und die geschorene Heerde sah, besonders anfangs, auffallend bunt und zum Theil ärmlich aus. Für jene Studenten, die bisher aus besondern Fonds Mäntel empfangen hatten, wurde durch Anschaffung guter Ueberröcke gesorgt, zu welch' geringerm Aufwande diese Gelder noch erklecklicher waren.

Zu jener Zeit, da der Luxus des vorrevolutionären Friedens sich ein wenig hinter die kriegerischen Bewegungen und öffentlichen Bedürfnisse in Deutschland zurückzog, führte die Mode noch nicht wieder ein so leichtfertiges, wechsellauniges Zepter, wie heut. Auch hatte sie sich die bürgerlichen Kreise in Fulda noch nie unterworfen gehabt. Hier stand noch das Herkommen in Ansehen und entschied, kaum mit einem Seitenblick auf die sparsame und zuweilen etwas linkische Putzsucht der Vornehmen, nur für Güte und Dauer

eines Anzugs. Dem kernhaften Tuche des Vermählungsrockes, dem ängſtlichen Brocat des Brautkleides wurde ſchon bei der Nadel eingeflüſtert, welchen Staat ſie dereinſt noch zur goldnen Hochzeit zu machen und wie ſie ſich daher an hohen Feſten, bei Kindtaufen und dergleichen Erſcheinungen zu ſchonen hätten.

Es läßt ſich alſo denken, welchen guten Hinweis unſer Student von Haus erhielt, als er eines Tages zum Director vorgeladen war, wo ihm das Maß zu einem neuen Ueberrock genommen werden ſollte: „Daß du dich nur brav ſtreckſt, wenn dir der Schneider das Maß anlegt, damit du in den neuen Rock hinein wachſen kannſt.“

Ich rede vom Director Meißner, dem ſogenannten Skizzenmeißner, der damals ein vielgeleſener Mann war. Der ſtattliche Bau, worin er wohnte, lag unſerm Hauſe ſo nahe, daß ich noch mit dem erſten Herzklopfen in dem eleganten und wohlriechenden Zimmer anlangte. Dieſer feine Duft, dieſe Bilder an den Wänden, Bücher und Schriften auf den Tiſchchen gaben mir eine feierliche Ahnung von der merkwürdigen Einkehr ſchöner Anſchauungen und edler Empfindungen bei einem Manne, der zu denken und zu dichten berufen ſei. Meißner ſtand damals in den erſten Fünfzigen, fein von Zügen und in ſeinem Anzug, welk und leidend in Ausſehen und Haltung. Das Beinkleid ſchlotterte und der leichte Frack ſchlug Falten. Hatten ihn ſeine außerordentliche ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit oder die Lebensſtudien zu ſeinen Skizzen und Romanen ſo erſchöpft?

Doch jetzt trat der Schneider ein und ich durfte nicht vergessen mich zu strecken. Es war der erste Meister der Stadt, unter dessen Hände zu fallen ich heute das Glück hatte. Meister Mahlmann zog seinen Papierstreif hervor, um ihn den Rücken hinab und um die Rippen des lateinischen Schützen zu legen und die Maße mit dem Scherchen einzukerben. Ob Meißner, zur Seite stehend, darauf achtete, wie sehr ich Brust und Schulter emporhob und zusehends ein beträchtlicher Mensch wurde, weiß ich nicht. Gewiß aber ließ er sich nicht einfallen, daß dieser befangene Knabe einst auch Romane dichten und sich unter dem poetischen Maße seines Alkibiades, Masaniello, des Spartacus und der Bianca Capello strecken werde.

Aber mit dem Strecken kam auch ein ungewöhnlicher Muth über mich. Als Meißner in seiner feinen, sanften Mundart fragte: „Was werden wir denn für eine Farbe nehmen?" wendete ich sehr freimüthig den rauhhaarigen Kopf ein wenig links und versetzte im besten fuldaischen Deutsch: „Ich denke blau!" Doch in demselben Augenblicke fiel auch Meister Mahlmann's Antwort: „So ein melirtes Tuch wird wol am besten sein".

Jetzt, meiner gymnasialen Albernheit, mich für den Befragten zu halten, inne geworden, fühlte ich, wie die meinem Blut so fremde Unbescheidenheit flammend mir aus den Wangen schlug. Wie Einer, der sich vor sich selbst verkriechen möchte, knickte ich in mich zusammen, gänzlich der diplomatischen Haltung vergessend, die ich für die Zukunft meines neuen Rockes genommen hatte.

Glücklicherweise war Mahlmann fertig, schlug das papierne Maß um die linke Hand und steckte es ein. Ich war froh, mich mit eiligen Schritten auf der Gasse zu finden.

So war denn die bedeutende Lehre dieser Viertelstunde, die mich für mein ganzes Leben gefördert hätte, daß nämlich ein Mensch sich strecken und auf fremde Kosten etwas aus sich machen könne, rein für mich verloren; nachdem der erste Versuch so übel ausgeschlagen war und ich zu früh — blau gedacht hatte.

Nun aber — was ist melirt? war zu Hause die brennende Frage. Niemand, auch auf der Nachbarschaft wußte, was melirt für eine Farbe sei. Und wir waren doch sonst mit den gängen Farben so unbekannt nicht. Wir unterschieden das Blau in seiner adeligen Geschmeidigkeit und bürgerlichen Derbheit. Und wenn ein achtbarer Gewerbsmann von einem neuen Rocke wochenlang blaue Hände bekam: so wußten wir ja, daß deutscher Waid und deutsches Gemüth etwas sehr Hingebendes haben. Nächstdem galt uns Schwarz für die ehrwürdige Farbe der Weltgeistlichen außer, wie der Hof- und Kammerräthe im Amte, wenn diese mit dem Stahldegen in weißer Scheide und horizontaler Schwebe nach dem Schlosse wandelten. Wir respectirten das Scharlachroth, das wir bei hohen Gelegenheiten an den vornehmsten Hofherren zu sehen bekamen, neben welchem aber das Braun der Mönchskutten bei uns gläubigen Leuten nichts von seinem ehrwürdigen Geruch verlor. Und wenn wir Grün an der Hofjägerei und bei fest-

lichen Schießen als Hutſchleife ſelbſt an Prälaten gar keck und luſtig fanden: ſo ließen wir doch auch dem Himmelblau und Hechtgrau der Müller und der Mühlknechte die Gerechtigkeit widerfahren, daß es ſich mit dem Mehlſtaub am beſten vertrüge.

Aber — melirt?

Wir mußten uns endlich d'rein ergeben, daß der Rock ſich ſelbſt am beſten erklären werde. Er kam, und wir fanden eine aus Grün und Grau gemiſchte Farbe, die uns nicht übel gefiel. Im Ganzen hatte der Ueberrock von des erſten Meiſters Hand etwas recht Vornehmes im Zuſchnitt erhalten. Denn an bürgerlichen fuldaer Ueberröcken waren wir gewöhnt, was an Falten im Rücken und um die Rippen von Ueberfluß war, an beiden Seitenſchößen wieder erſpart zu finden. Dieſe beiden im Gehen auseinander ſchlagenden Seitentheile gewährten dann einen geheimnißvollen flüchtigen Einblick nach dem kurzen plüſchnen Beinkleid, das vom Sitzen wie mit zwei Eulenaugen hervorſah und von den ſtrotzenden freien Rocktaſchen aus ungebleichtem Leinen umhüpft wurde. An dem melirten Rock bewahrten aber die Schöße eine vornehme Verſchloſſenheit und übten eine Protection über ihre Untergebenen, wobei es dem Anzuge ſelbſt nicht an der uns erwünſchten Weite und Weihe der Zukunft fehlte.

Von Meißner's Schriften kannten wir Studenten damals noch nichts. Seine Feder ſchwimmt bekanntlich in der ſchimmernden Furche des Wieland'ſchen Kiels und durch den Schaum der lehrſamen Redſeligkeit dieſes

Meiſters. Blühende Einbildungskraft vertritt die ſchöpferiſche Phantaſie; ſchöne Sprache übergleißt den oft gezierten und hohlen Ausdruck, ja manche Sprachfehler; die Anmuth bewegt ſich zuweilen geſchraubt und der Witz ſpielt nicht ſelten, ſtatt zu treffen. Sein Hauptfeld war der hiſtoriſche Roman, wie er damals auch von Andern behandelt wurde, mit Dialogen durchwäſſert und der hiſtoriſche Stoff von keiner poetiſchen Idee einheitlich beſeelt.

Als Menſch durch edle Eigenſchaften der Humanität, des Eifers für bürgerliche Wohlfahrt, des Wohlwollens und der Wahrheitsliebe ausgezeichnet, war Meißner auch ein heiterer, geiſtreicher Geſellſchafter, zärtlich gegen ſeine Familie und treu in der Freundſchaft. Einzelne Männer jenes Kreiſes ſprachen noch nach Jahrzehenden mit Rührung von den heitern Abendſtunden, in denen Meißner ſo gut und gern erzählt habe. Altfuldaer gehörten dem Kreiſe nicht an. Thee und Literatur wurden vom Prälatengeſchmack belächelt; Keller und Küche galten und ein derber, ſchlüpfriger Spaß würzte die Unterhaltung. Der Prieſterſchaft war ohnehin Meißner und die melirte Schule ein Aergerniß und die Partei ſoll Manches nicht unterlaſſen haben, was den hinſiechenden, reizbaren Mann verletzen mußte. Vielleicht aber, daß er auch Manches mit empfindlichem Mistrauen ſchwerer nahm, als es gemeint war. So galt er dafür, daß er aus Patriotismus Napoleon und die Franzoſen haßte; doch verſteckte ſich wol nur der allzeit aufgeweckte Studentenmuthwille, ohne klerikale Aufreizung, hinter

der Kohle und Kreide, womit jeden Tag frisch an Wänden, Thüren und Tafeln des Lyceums Vivat Napoleon geschrieben stand.

So verlebte Meißner seine zwei oranischen Jahre stillthätig und auf jenen kleinen Kreis zurückgezogen, der sich abends um ihn zu versammeln pflegte. Die eleganten Räume, die er im jetzigen Gymnasialbau bewohnte, waren früher zu einem preußischen Lazareth verwendet gewesen. Noch andere Personen waren nicht alt darin geworden und so starb auch ihm die Lieblingstochter in Fulda. Der Sohn hatte die Stadt früh verlassen und sich später als Arzt wieder nach Prag gewendet, wo ihm Alfred geboren wurde, der jetzt des Großvaters poetisches Gefieder in glänzendern Schwingen zu entfalten angefangen hat.

Ich selbst hörte noch im Herbste 1806 einige Wochen lang Meißnern über griechische Literatur. Er begleitete seine Vorträge mit metrischen Proben aus den Lyrikern in warmer, für uns ganz neuer Declamation, worin er aber schon durch Hustenanfälle und Auflösungen in der Brust fortwährend unterbrochen wurde, bis er die Stunden ganz aussetzen mußte. Und als an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1807 seine Leiche die Gasse herab an unserm Hause vorüber kam, schloß ich mich im melirten Ueberrocke dem kleinen Gefolge trauernder Freunde und Verehrer an. Petri sprach die Leichenrede. Als wir das zugeworfene Grab verließen, dankte mir Professor Christian Weiß für meine Theilnahme. Ich begriff nicht, warum er dies that, bis ich inne ward,

daß ich freilich der einzige Schüler war, der seinen Director auf dem letzten Wege begleitet hatte. Ich ahnte damals nicht, welche Vergeltung mir für die spätesten Jahre vorbehalten blieb. Denn als ich nach zwanzigjähriger Abwesenheit just in demselben Alter, in welchem Meißner nach Fulda berufen worden, im Dienstzwange dahin zurückkehrte, fügte es sich, daß auch dem engen Kranze gebildeter Familien, der mich mit Wohlwollen aufnahm, keine fuldaische eingeknüpft war. Und es war meine Vaterstadt!

Meißner hatte 54 Jahre gelebt und 56 Bände geschrieben. Seine Freunde bezeichneten das Grab mit einer Marmortafel, auf welcher der einfache Name des Ruhenden mit den Sinnbildern der Poesie, der Weisheit und Ewigkeit umgeben war. Erhabene Symbole, denen sich eine rührende Ironie beimischte, wenn man wußte, daß durch heimliche Vermittlung eines der Freunde, des Baumeisters Coudray, zu diesem Grabmal, hinter Meißner's eifernden Widersachern her, eine Altarplatte aus der abgebrochenen Kirche des aufgehobenen Kapuzinerklosters war verwendet worden.

Doch, ich bin um Meißner's willen über einen verhängnißvollen Herbst und Winter hinaus geeilt.

Mein Uebertritt ins Lyceum fällt mit einer unglücklichen Wandlung Fuldas zusammen. Das französische Tricolor bezeichnet diese Lebensstufe, wie das Oraniengelb meinem Eintritte ins Gymnasium vorgeleuchtet hatte.

Schon im August war der Prinz von Oranien nach Berlin gegangen, wo er sonst nur den Winter mit seiner,

der langweiligen Residenz in Fulda abholden Gemahlin, zuzubringen pflegte. Früher hatte er es schon, im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten, verschmäht, zu Napoleon's Rheinbund zu treten und sich dienstbar zu machen. Dieser gerechte Stolz hatte ihm die Hoheit über die oranischen Lande gekostet. Nun setzte er auch das Fürstenthum Fulda aufs Spiel, als er, nach der Kriegserklärung Preußens, den Oberbefehl über eine Abtheilung des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt gegen Napoleon übernahm. In der unglücklichen Schlacht bei Jena ging der Einsatz verloren. General Mortier rückte auf seinem Zuge nach Hessen am 27. October in Fulda ein und nahm es für die Franzosen in Besitz.

Alte und neue Noth.

So kam nun über Fulda die ahnungsvolle Besorgniß, nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von vierundachtzig regierenden Aebten und Bischöfen unterbrochen sei, möchten dem stillen Lande rasche Wandlungen und vielleicht eine endliche Auflösung vorbestimmt sein. Die altgeistliche Herrschaft hatte in friedlichen und stürmischen Jahrhunderten ihre Dauer erschöpft; die oranische, zwar in Folge der Revolutionskriege, jedoch durch Friedensvertrag zu Stande gekommen, hatte dieser Zwischenstellung gemäß, als grundberechtigt sich erhaltend, als revolutionsverwandt sich umbildend erwiesen. Jetzt war ein Regiment der Eroberung, eine Herrschaft des Kriegsglücks eingetreten, die möglicherweise nur aufzehrende, mithin zerstörende Kräfte üben möchte.

So lebhafte und zudringliche Wechsel brachten auch den denkscheuen, in den Tag zu leben gewohnten Menschen auf Vergleichungspunkte und setzten neue Vor-

ſtellungen ſeinen vorgefaßten Meinungen zu. Die kurze oraniſche Regierung gab auf ihren zweckmäßigen Reformen einen ſchmalen aber freien Standpunkt, um das kaum abgethane Alte und das bedrohlich herankommende Neue zu überſchauen. Daher kam denn etwas von der Einſicht, die Moſer ſchon zwanzig Jahre früher durch eine beſondere Schrift über die Mängel der geiſtlichen Regierungen in den leſenden Kreiſen der Geſellſchaft verbreitet hatte, nach und nach, wenn auch unklar, unter das Volk; wogegen das Sprüchwort vom guten Wohnen unterm Krummſtab bei den Unzufriedenen deſto mehr Glück machte, je weiter die Zeit des Krummſtabs zurücktrat.

Allerdings hatte die geiſtliche Herrſchaft in Deutſchland ſich dadurch hervorgethan, daß ſie mit dem Glanz und Anſehen des weltlichen Regenten noch die Macht und Bedeutung der geiſtigen Bildung verband. Allein gegen dieſen anfänglichen Vorzug — wie viel eigenthümliche Gebrechen hatte nicht die Zeit in die andere Wagſchale fallen laſſen? Gerade die Haltung zwiſchen Kirche und Staat ſetzte den urſprünglichen Widerſpruch in allen Beziehungen der Machtbethätigung mehr und mehr heraus. Der regierende Prieſter ſollte ein frommer Prälat und ein kluger Staatsmann ſein und mit ſeiner Abhängigkeit von Rom deutſche Geſinnung verbinden. Wie ſelten ſind geiſtliche und weltliche Würde ſo ineinander gewebt, daß ſie an einer und derſelben Perſon nur etwa ſchillern? Wie oft dagegen hemmen geiſtliche und weltliche Macht und Gerichtsbarkeit eine die an-

dere? Und da nun in diesem Widerstreite dringende Verbesserungen, wohlthätige Absichten so bedenklich und schwer werden: so empfiehlt sich zum Kanzler am besten der Schlendrian, die thätigen Geister zu ermüden und beschränkte, fügsame Köpfe vorzuschieben. Wie scheu sieht es um die Civilisation und Wohlfahrt des Landes aus, wenn das Zepter in der Linken zur Arbeit und Industrie antreibt, zugleich aber das Kreuz in der Rechten vom Verdienste des Almosengebens und gegen die Sorgen um das Irdische predigt? Da steht dem Arbeitshaus das Kloster gegenüber; Bettelmönche leuchten der Erwerbthätigkeit vor und ein Theil der fahrenden Unternehmungen geht auf Wallfahrten nach Gnadenmärkten aus, wo man die Consumtion des Irdischen durch Ablaßwechsel auf das Jenseits ausgleicht.

Abgesehen aber auch von solchem Wechselabstoß zwischen Fürstenhut und Infel, bringt der geistliche Beruf an sich dem Regieren und dem Volkswohl kein sonderliches Heil. In den geistlichen Staaten leitete der Grundsatz, keine geniale Begabung und kühne Bestrebung aufkommen zu lassen, die Wahl der Beamten. Dummköpfe konnte man freilich nicht brauchen; aber man zog biegsame Charaktere hervor. Und hätte denn auch ein geistreicher Fürst sich einmal über solche Maximen hinaussetzen mögen: so hätte er sich durch sein Capitel beschränkt gefunden, das immer darauf ausging, sich im Mitregieren zu erweitern und dem zu wählenden Fürsten einen Fußblock von Wahlvertrag an die Fortschrittsbeine zu legen. Da wurden ihm alte Diener

aufgedrungen, selbstgewählte misbilligt. Ueberdies wurden ja die Präsidentenstühle der Behörden ohnehin aus dem Capitel besetzt. Männer, denen es nicht selten an Welt- und Staatskenntnissen, oft sogar an Verstand und Erfahrung fehlte, mußten das Alte unverbesserlich, das Neue gefährlich finden. Es bildete sich kein System für die Verwaltung, keine Folge in der Thätigkeit und das festgehaltene Herkommen war von keinem patriotischen Sinn beseelt. Der Präsident gab den Geschäften den Pfaffenstrich und fand sich in der Regel von dem stiftsfähigen Adel unterstützt, der die obern Stellen einnahm, von den untergeordneten Beamten nicht gestört, die auf der einheimischen Schule glaubensfertig vorgebildet, allen Zweifel und Tadel vor der Schwelle der Kanzlei ablegten und mit gefälligem Lob die sichersten Sporteln einstrichen. Die untersten Organe des Dienstes, die mit dem Volk unmittelbar in Berührung kommen, wurden ohne Bildung und Gesinnung, wie sie waren, aus der versorgbaren Dienerschaft der Prälaten genommen und behandelten die Unterthanen, wie sie selbst als Lakaien behandelt wurden.

Und wie denn so der Staat nicht als Organismus von einem schlagenden Herzen belebt, sondern als Mechanismus vom Schwergewichte des Schlendrians gezogen wurde, bildete sich auch kein bleibendes Interesse des Volkes; im Gegentheil belebte sich der geistliche Staat in der Regel nur durch den Zwiespalt zwischen dem Fürsten und dem Capitel zum Nachtheile des Volkes.

Doch, siehe da! Wie es nicht selten im Leben vor-

kommt, daß Unnützes dicht an der Stelle liegt, wo das Nothwendige fehlt: ſo bringe ich hier fremde Gedanken über die politiſchen Verhältniſſe geiſtlicher Staaten beim Rückblick auf eine Zeit vor, da ſie für immer erloſchen waren, mir ſelbſt aber, dem Sechzehnjährigen, aller und jeder politiſcher Begriff abging. Die Soldaten des Mortier'ſchen Corps durchſtrömten die Gaſſen der Stadt und ich beeiferte mich, ſie mit meinem gymnaſialen Franzöſiſch zurecht zu weiſen. Weiter dachte ich nicht, bis mir ein ehemaliger Schulkamerad, Sohn eines verſtändigen Schuhmachers, begegnete und mir mit bedeutender Miene zuflüſterte, daß in dieſer verhängnißvollen Stunde die Landesbehörden auf dem Rathhauſe verſammelt ſeien, um den Uebergang des Fürſtenthums an die franzöſiſche Herrſchaft zu berathen und Anordnungen zu treffen. Ich hatte keine Vorſtellung, und fand in meiner Umgebung keinen Begriff von den Folgen dieſer Umwandlung der fuldaiſchen und der deutſchen Verhältniſſe und will nun auch kein nachgeholtes Verſtändniß in jene Periode zurückbringen, ſondern nur in flüchtigen Zügen die Eindrücke bezeichnen, die mir aus jenen franzöſiſchen Jahren geblieben ſind.

Das Mortier'ſche Corps, das zur Beſitznahme von Heſſen nach Kaſſel weiter zog, hatte das Bett gebrochen, worin von nun an die franzöſiſchen Heereszüge, ſteigend und fallend, aber nicht mehr verſiechend, hin- und herſtrömten. Franzöſiſche Behörden waren zur Verwaltung, das hieß zur Ausbeutung des Landes, gleich anfangs angeſchwemmt worden. Wir ſahen ſogenannte Employés

wie winterliche Krähen ankommen und abgehen. Hungrig und wie in der Mauſer übel ausſehend erſchienen ſie und gewannen bald ein glänzendes Gefieder, freche Krallen und übermüthige Schnäbel; der hübſcheſte darunter, Mr. Miège, brachte es ſogar zum wirklichen oder Scheingemahl einer ſtattlichen Courtiſane ſeines Chefs, des Domänendirectors Gentil. Ich nenne ſie ſo, weil mir in dieſem Worte der franzöſiſchen Sprache das Verſtändniß der Sache zu liegen ſcheint; indem jene deutſche Dame nach langer Liebes-Cour Tiſane oder Kühltrank, für den gentilen Geſchäftsmann geworden war.

Die Domänen der Provinz kamen nach und nach als Dotationen an franzöſiſche Marſchälle oder Napoleoniden. Und da auch die übrigen Einkünfte in franzöſiſche Hände fielen, ſodaß ſelbſt die Waldungen durch außerordentliche Holzfällungen gelichtet wurden: ſo geriethen oft genug die Gehalte und Penſionen ins Stocken und die Familien in Noth, die nicht blos in der Stadt lebten, ſondern auch die Stadt ernährten.

Da ſchlug ſich eine kleine ſchlaue Jüdin ins Mittel. Ich ſehe ſie noch rennen und laufen. Sie, aus deren Waarenlager die franzöſiſchen Mauſervögel ſich befiederten, machte überhaupt die großen Geſchäfte bei Franzoſen und Fuldenſern, zwiſchen den Nehmenden und den Entbehrenden. Sie war die große Lieferantin, die Wechslerin zwiſchen den beiden Sprachen, Dolmetſch bei Denen, die ſie überreden und jenen, für die ſie gut ſagen mochte. Sie war die Frau von Einfluß überall,

wo's nicht fließen wollte. Sie erhielt in jener Noth die Societät, zu der sie selbst nicht zählte, durch Das, was sie zahlte. Sie war für Viele eine Vorsehung durch Vorschüsse, eine Providenz gegen Provision. Jene üppigen Prälaten, die sich vor wenig Jahren von ihren verschuldeten Propsteisitzen in die oranischen Apanagen gerettet hatten, verfielen mit diesen jetzt einer Beschneidung der kleinen Hoheprieſterin, die nicht an das Kreuz glaubte, aber die Capitelskreuze als leidliche Unterpfänder gelten ließ. Es war eine Zeit der Passion, in welcher jene wenig frommen Herren doch im Stillen wieder manchmal das Kirchenlied anstimmten: O crux, ave spes unica! — eine Zeit der Widersprüche, da ihre Noth erst recht anging, wenn ihnen das Kreuz abgenommen war.

Solche Noth und Bedrängniß der Zeit, diese fremde Gewaltherrschaft, war auch in sittlicher Hinsicht keine Schule der Bildung und der Selbständigkeit für den fuldaer Sinn und Charakter. Und wie sehr that eine solche Bildung diesen beiden noth, die unter dem uranfänglichen Krummstab gebückt, im Beiderwand geistlich-weltlichen Staatsgewebes dürftig gekleidet zu gehen sich gewöhnt hatten. Durch heimliche Angebereien und wechselseitige Verkleinerung suchte man sich bei den Franzosen in Gunst und Förderung zu setzen. Eine ganze Repositur von Denunciationen erwuchs den Franzosen und gab ihnen die erwünschtesten Einblicke in die innersten Verhältnisse des Landes und der Familien. Das schlechte Französisch, worein die schlechte Gesinnung sich

hüllte, milderte vielleicht die verdiente Verachtung durch einen Zug des Lächerlichen.

Im Uebrigen darf man den Franzosen die Anerkennung schenken, daß sie in Deutschland überhaupt mit einer gewissen Artigkeit und Discretion zu benutzen wußten, was deutsche Männer aus Mangel an Ehrgefühl und Nationalsinn, deutsche Frauen aus Mangel an weiblichem Stolz und sittlichem Bewußtsein den Fremden preisgaben.

Es war die Zeit der schmachvollsten Erniedrigung, worin die Nation die Schuld ihrer Selbstvergessenheit und ihrer Entzweiung so schwer zu büßen hatte. Die Geschichte mag erzählen, in welchen höhern Kreisen der Gesellschaft durch Uebermuth und Ueberhebung das Unglück vorbereitet und durch welche unselige Politik der Eifersucht und der Uneinigkeit die Kraft und Ehre Deutschlands gebrochen und verwirkt worden sind. Wir gedenken hier nur einer erhebenden Erscheinung, die in jener politisch und sittlich verfallenden Periode als eine gute Vorbedeutung angesehen werden konnte.

Man hat nämlich bemerkt, daß die Kantische Philosophie, indem sie abermal der französischen Revolution begegnete, mit einem eigenthümlichen Einfluß im staatlichen Leben Deutschlands wahrhaft praktisch wurde. Die Geschäfte der Säcularisation der geistlichen Staaten, der Länderaustausche, der Gebietsabrundungen und Organisationen, diese brennenden Angelegenheiten jener Zeit, gaben die wichtigsten öffentlichen Interessen in die Hände

des Beamtenſtandes, jener bürgerlich brauchbaren Männer, die durch die ſtrenge Methode jener Philoſophie geſchult, im Ideenkreiſe des Kantiſchen Rechtsſtaates, der Kantiſchen Moral mit ihrem „kategoriſchen Imperativ" oder unbedingten Sittengeſetze lebten. Da wo geiſtlicher und weltlicher Beamtenſtand ſich zu dieſer gediegnen Lehre bekannte, an der hohen Erkenntniß, Antheil nehmend, daß das menſchliche Handeln ganz verſchieden und unabhängig von den Geſetzen der Erſcheinungswelt ſei und mit dem „Ding an ſich", mit dem Weſen und Urgrund alles Daſeins in unmittelbarer Berührung ſtehe, da trat eine edle, ernſte Anſchauung der Dinge dem Egoismus der habſüchtigen franzöſiſchen Employés und der gewiſſenloſen franzöſiſchen Praxis entgegen und leiſtete der deutſchen Sache weſentliche Dienſte.

Doch die tröſtlichen wie die ſchmählichen Verhältniſſe der damaligen Zeit kamen uns Lyceiſten erſt ſpäter zur Einſicht. Unſer Sinn blieb an den äußerlichen Vorgängen ziemlich gedankenlos haften. Mit den Zuzügen der Franzoſen wechſelten die Hunderte, ja Tauſende gefangener Preußen. Für dieſe Transporte war die Domkirche zur Einpferchung genommen worden und blieb lange Zeit in entweihtem Zuſtande. Die Einwohner beeiferten ſich, dieſe Elenden zu ſpeiſen und wir Studenten ſchleppten in Töpfen und Schüſſeln die Kartoffelſuppe durch die bewachte Kirchenthüre unter die Zudrängenden, die mit Näpfchen und Löffeln einander über die Köpfe

reichend schöpften; sodaß wir selbst über und über betröpfelt und begossen, lächerlich und belacht, wieder herauskamen. Von gar manchem alten Soldaten um Gottes Willen angefleht, ihm etwas Rauch- oder Schnupftaback zu verschaffen, erfuhren wir, wie viel mehr, als der Nahrungstrieb, den Menschen oft ein angekünsteltes Bedürfniß tyrannisirt.

Damals vertrugen unsere jungen Herzen die widerwärtigsten Contraste. Wenn die Gefangenen unter französischen Bayonneten weiter gebracht wurden, fanden wir den leeren Dom schmählich entwürdigt. Wo an hohen Festen die Tausende andächtig gekniet hatten, lag die zerwühlte Streu einer unsaubern Heerde. Gestank erfüllte die Räume, die sonst vom Weihrauche des Altars durchzogen waren. Die Siege fremder Eroberer schändeten die Stätte, wo vor tausend Jahren in einer Wildniß der Puls einer gläubigen Gemeinde erwacht war. Und von diesem Anblicke wendeten wir uns wol der Pfarrkirche zu, die jetzt als die Landeskirche vicarirte, wenn zu einem Siegesfeste mit militärischem Hochamt vielleicht das Tedeum Paesiello's zur Friedensfeier des Consulats, oder jenes zur Kaiserkrönung Napoleon's componirte, von Sängern und Instrumenten ausgeführt wurde. Der hübsche Student, dem ich als Kind die Bücher nachgetragen, der die Ankunft Oraniens mit Versen begrüßt hatte, war inzwischen ein angesehener geistlicher Rath geworden und hielt die Lobrede auf Napoleon. Wie hätten wir die Zeit vorausgesehen, wo es ihm beschieden wurde, auch eine Schmähredе auf

denſelben abzukanzeln? Das muß freilich künſtlich gewebt ſein, was man auf beiden Seiten tragen kann. Und der klerikale Liebling erwies ſich noch oft als ein echt bibliſcher Fuldenſer in dem Spruche: Schickt euch in die Welt.

Daneben betrieben wir praktiſch die Sprache der Fremdlinge. Manchmal überkam mich doch ein eigenſinniger Widerwille, oder war's eine Art von Antipathie, daß ich manchen zu Quartier kommenden Soldaten ſchlechterdings nicht franzöſiſch begrüßen konnte. Wurde es dann zu einer Verſtändigung mit den Meinigen unvermeidlich: ſo koſtete es mir, weil es nachträglich wie eine Tücke ausſah, die peinlichſte Selbſtüberwindung. Und wie erfreut war doch Jeder, und wie kam es ſelbſt auch der Bewirthung zu gut, wenn der Soldat das Maul nicht blos zum Eſſen, ſondern auch zum Sprechen brauchen konnte! Nur eines einzigen brutalen Menſchen erinnere ich mich. Er war aus einer, auf Leiterwägen forteilenden Truppenabtheilung mit zwei Kameraden zu einem flüchtigen Imbiß gekommen, ſprach einen provinziellen Jargon und fiel höhnend aus, als ich ihn nicht verſtand. Statt ihm etwa zu erwidern, er möge denn ſo gut ſein, zum deutſchen Frühſtück deutſch zu ſprechen, warf ich ihm etwas ſchnöde hin, ich ſei eben an den pariſer Accent gewöhnt. Comment? rief er heftig, je suis de Paris moi! Ich lachte. Er ſprang auf und verlangte, ich ſolle ihm auf der Stelle zugeſtehen, daß er aus Paris ſei. Ah bah! verſetzte ich, und verließ die Stube. Er mir mit gezogenem Säbel nach,

doch überholt von meiner entsetzten Mutter, die sich über mich warf und ihn flehend abzuwehren suchte. Der tolle Wütherich! Auf der Stelle sollte ich sagen, daß er ein Pariser sei. Ich war eigentlich nicht bange, aber doch gespannt genug, um nicht geradezu über den Unsinn zu lachen, worauf doch wol ein Hieb gefallen sein würde. Ein Pariser? gab ich zur Antwort, nun ja, mein Herr, Ihr habt mich überzeugt, daß Ihr ein echter Pariser seid. Eh bien! versetzte er, den Säbel einsteckend, und kehrte in die Stube zurück. Il m'a demandé pardon, versicherte er seine Kameraden.

Heiterer lief ein anderes französisches Wort ab. Die dem Hause Nr. 111 ersten Viertels zugetheilte Einquartierung wechselte zwischen uns und dem Besitzer der obern Hälfte des Hauses. An diesem war eben die Reihe, als ein Soldat mir vor der Thür sein Billet fragend hinreichte. Oui, Monsieur, c'est ici, erklärte ich ihm. Entrez s'il Vous plait, mais il faut descendre en haut.

Der Soldat brach in ein lautes Lachen aus. So lustig war noch Keiner ins Quartier gekommen, aber nach der Versicherung des Wirthes auch noch Keiner so wohlfeil gehalten worden.

Zuflucht.

Blieb demnach der angehende Lyceist von den Widerwärtigkeiten der französischen Uebermacht nicht unberührt: so ward ihm doch gerade jetzt auch etwas von der Zuflucht angeboten, die der deutsche Geist vor dem schmählichen Drucke der Fremdherrschaft nahm. Der Vorhof der Philosophie ward uns nämlich aufgethan.

Die deutsche Philosophie, die — der französischen Revolution einige Schritte voraus — sich in den neunziger Jahren mit ihren Ideen den Waffen derselben anzuschließen bereit gewesen war, machte bekanntlich vor dem siegreichen Kaiserthume Napoleon's eine Schwenkung nach dem Höhenzuge der Speculation. Neben ihr öffnete die Romantik die zugefallenen und übermooften Pforten des germanischen Mittelalters. Dorthin zogen sich die Geister der denkenden, hierhin die Herzen der träumenden Zeitgenossen zurück. Aber es fehlte nicht an Männern, die beide vereinten und die der Flucht Halt geboten.

Wir dürfen uns in letzterem Betracht nur des kühnen Herzogs der Geister — Fichte's erinnern, der in Berlin unter französischen Behörden und Spionen seine muthigen, markigen „Reden an die deutsche Nation" hielt, alle Vaterlandsgesinnten an die Pflicht der Vaterlandsliebe mahnend — ein Flügelmann seines Jahrzehends, der mit dem Uebermaß seiner sittlichen Forderungen die Bewegungen der entschlossenen Herzen hervorrief, ein Prophet, der mit seinen Angriffen gegen die Idee und Wirklichkeit des Staats als eines Mechanismus der Gewalt, als einer Polizeiordnung des Gehorsams, auf den Rechtsstaat der Volkstheilnahme am öffentlichen Leben hindeutete.

Auch der schwärmerische Rückzug der Romantiker hatte doch wol ebenfalls nur — wenn nicht die Absicht, doch die Folge, zu einem thatsächlichen Anlauf Maß zu nehmen. Denn wozu an die stolzeste Zeit Deutschlands mit Sang und Klang erinnern, als um das Nationalgefühl und den Muth der Erhebung gegen fremden Druck und Bedrängniß zu erwecken?

Dem sei aber wie ihm wolle, so ward mir beim Uebergange zum Lyceum das Zufluchtsgebiet der Philosophie eröffnet. Logik, Metaphysik, praktische Philosophie, nach hergebrachter Eintheilung, war den drei Classen der Anstalt zugemessen. Während des ersten Jahrgangs hielt noch der durch viele Schriften bekannte Christian Weiß die philosophischen Vorträge von seinem stets festgehaltenen kritischen Standpunkte. Aus Taucha bei Leipzig gebürtig und durch seine „Fragmente

über Sein, Werden und Handeln", sowie durch seine „Winke über eine durchaus praktische Philosophie" bereits bekannt, war er im Jahre 1805 aus seinen Leipziger Vorlesungen nach Fulda berufen worden — jetzt da ich ihn hörte, 33 Jahre alt, blassen breiten Gesichts von stets ernstem Ausdruck und klangloser Stimme. Er hatte sich noch nicht lang ein hübsches, niedliches Frauchen aus Sachsen geholt, als er, mit den örtlichen und französischen Verhältnissen in Fulda unzufrieden, den Ruf nach Naumburg zur Direction der Bürgerknabenschule im Jahre 1808 annahm. Seitdem hat er, auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte beharrend, seine bürgerliche Stellung wiederholt gewechselt, bis er seit 1816 als Regierungs- und Schulrath zu Merseburg in die Acten verloren ging.

Wir hörten Logik bei ihm nach seinem eigenen Lehrbuche und dem damaligen Schulbegriffe von Logik. Es ging mir mit den Gesetzen des Denkens, wie es mir früher in der Anthropologie mit den Muskeln gegangen war: ich konnte am frischesten laufen und Berge besteigen, wenn ich an das unaufhörliche Spiel der sich streckenden und zusammenziehenden Fasern gar nicht dachte. Was mich aber sehr anzog, waren Schriften über philosophische Religionslehre, die ich von dem gefälligen Weiß geliehen bekam. Von diesen ist mir nur Heydenreich noch in Erinnerung, jener ausgezeichnet begabte Denker, den die Zugabe eines tiefen Gefühls zu einem eben so ungewöhnlich ausschweifenden Lebemann gemacht hatte. Eine recht Faust'sche Natur, wie ich mir

ihn denke. Wie er, berühmteren Forſchern voraus, eine Identität des Idealen und Realen auf ſeine Weiſe verſuchte, war er dieſen einander widerſtrebenden Richtungen der Seele — der Forſchung und des Genuſſes, ſehr früh und damals ſchon unterlegen.

So viele mir neue Ideen und Geſichtspunkte religiöſen Bezugs, wenn auch mehr vereinzelt als im Zuſammenhang aufgefaßt, richteten doch unvermerkt einen Aufruhr in meinen Gedanken an, der mich innerlich beſchäftigte und die Maſſe des kirchlich Ueberlieferten zu durchgähren und zu zerſetzen anfing. Dies um ſo leichter, als die empfangenen Ideen, gleich befruchtenden Lichtſtrahlen, in das religiöſe Gebiet fielen, nicht aber als Pfeile der Gegner auf die Kirche zielten, in der ich ſo eng erzogen und noch verwachſen war.

In dieſer Seelenſtimmung erhielt ich einen geiſtlichen Ruf für meine Zukunft — eine Einladung zu einer noch bequemeren Zuflucht, als die Philoſophie war. Eine Aufforderung Mönch zu werden, für meine Denkart ſchon verſpätet, kam allerdings früh genug für mein Alter von ſiebzehn Jahren. Vielleicht wollte man aber einen jungen Menſchen, von dem man ſich etwas verſprach, abſichtlich unreif abbrechen und einthun, um ihm auf dem Lager eine andere Reife zu geben, als er am proteſtantiſchen Spalier der freien, ſonnigen Schule nehmen konnte.

Nach aufgehobenem Kapuzinerkloſter hatte nämlich die oraniſche Regierung den Franziskanern auf dem Frauenberge fortzubeſtehen und ſich durch Fechſer oder Senker fortzupflanzen geſtattet. Der Klerus bedurfte pfarrlicher

Aushülfe auf dem Land und die fuldaer Bauern damals noch Mönche. Seitdem thaten sich die Klostervorsteher von Zeit zu Zeit nach Studenten um, die, auf dürftigem Boden erwachsen, im Kloster leichter Wurzeln zu treiben, und durch gute Anlagen und Kenntnisse fruchtbare Stämme zu werden versprachen. Denn neben Denjenigen, die durch Bauch und Backen der Klosterküche Ehre machten, wünschte man auch solche zu besitzen, die der Klosterkirche Nutzen brächten. Ein Kloster braucht ja nicht blos ausfliegende Sammelbienen, sondern auch Zellen bauende, das heißt Beichtstuhl und Kanzel erbauliche Immen.

So erhielt ich denn gegen den Sommer des ersten Lyceumsjahrgangs auf einen Sonntag die Einladung, den Pater Eustach im Kloster zu besuchen. Wir erinnern uns dieses Paters aus der Kapelle der englischen Fräulein. Ein Gewitter hielt mich ab, und sobald es vorüber war, eilte ich, verlangend, was der Nonnenpater von mir wollte und ohne Ahnung, daß er heute den Zeidler machen werde, nach dem Bergkloster. Die Abendsonne überglänzte durch abgeregnetes Gewölk den herrlichen Zug der Rhön und die Saatfelder der Vorhügel, über welchen noch die Ruine eines Regenbogens abschimmerte. Wie ich die Zelle betrat, fiel mein Blick durch das kleine Fenster, das ein Stück der glühenden Landschaft wie mit einem dunkeln Rahmen abschnitt. Aus dem Garten herauf duftete es in das enge Gemach. Die Natur schien sich mit dem verlockenden Mönche verschworen zu haben. Zufrieden lächend empfing mich der

Pater mit der wunderlichen Frage: „Nun, wo hinaus mit der Feder?“ Er meinte, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Da ich daran noch nicht gedacht hatte, brachte er die Kutte in Vorſchlag und ſtrich mir das Kloſterleben heraus. — „Wir ſind nicht ſo ſchwarz,“ ſcherzte er, „wie Sie uns vielleicht in den Ritterromanen gefunden haben. Nein doch! Auch ſind wir mit der Zeit fortgegangen, und es wird ſogar neben der Theologie auch ein philoſophiſcher Unterricht in unſerm Kloſter gegeben. Es kann Niemand den Kant beſſer verſtehen als unſer gelehrter Polycarp Schmitt. Und wie würde ſich Ihre gute Mutter freuen!“

Schon aus verlegener Gutmüthigkeit hätte ich den Antrag nicht geradezu abweiſen können; aber es lockte mich auch etwas näher an die Verſuchung heran zu gehen. Ich bat um Friſt zur Ueberlegung einer ſo ernſten Sache. Damit war der Mönch wohl zufrieden und lud mich ein, ihn recht oft zu beſuchen.

Wie ich jetzt nachdenklich den Berg hinab wandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlichrauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten und die alten Lindenbäume des Weges unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: wie zog und ſog die Natur an meinem Herzen, wie ward mir bei dem Gedanken an meine Zukunft ſo weh und weich um die Seele! Ich war frei geweſen wie die ſteigenden Lerchen, ich war es noch und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers zu ſetzen dachte. Es warnte

mich, wie es mich lockte. Die Kutte war mir zuwider; daß man sich aber um mich bewarb, schmeichelte mir.

Ich besuchte nun von Zeit zu Zeit meinen Pater Eustach. Er bewirthete mich mit Klosterbier und unterhielt mich von Klosterangelegenheiten, die, an sich kleinlich, durch die eigenthümliche Mönchspolitik, mit der sie behandelt wurden, recht ergötzlich waren. Meiner Alexandriner auf den duftigen Schweinskopf wurde nicht gedacht, auch auf meinen Entschluß nicht gedrungen. Wer weiß, wie lang ich daher den Pater hingehalten hätte, wäre er mir nicht eines Tages mit dem Gruß entgegen gekommen: „Gut, daß Sie mich heut besuchen! Der Pater-Provinzial ist da und wünscht Sie zu sehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt, und werden ihm Ihren Entschluß erklären können. Warten Sie ein wenig, ich will Sie melden!“

Er verließ seine Zelle und ging nach dem Refectorium.

Was aber nun? Ich war in einer knabenhaften Seelenangst. Und wie sehr es mir bei meiner wunderlichen Ehrlichkeit an Finden und Fassung fehlte, geht daraus hervor, daß mir keine andere Auskunft als die Flucht einfiel. Also rannte ich aus der Zelle fort, die Treppe hinab, schellte an der Pforte, flüsterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein blasses Wörtchen von Baldwiederkommen, und setzte wie ein Reh, hinter dem die Büchse des Jägers geknallt hat, über Stock und Stein den Berg hinab. Erst als ich unten frei athmend mich in Freiheit fühlte, malte ich mir die Gesichter Eustach's

und des Provinzials, wenn ſie in die Zelle träten, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der, ſchon in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Es war meine zweite Flucht aus derſelben verſchloſſenen Pforte. Zuerſt hatte ich die Ueberzeugung von der Küche, und diesmal den Appetit am Kloſter ſelbſt verloren. Ich muß es ſo nennen; denn von einer Prüfung ſolcher Angelegenheit für das Leben konnte in meinem Alter keine Rede ſein. Was wußte ich vom Leben, vom Wechſelbedürfniß eines Menſchen und ſeiner Zeit? Wie hätte ich in meiner Lage abwägen können, was das Leben bringt und das Kloſter nimmt? Und wenn ich erſt Armuth, Keuſchheit, d. h. Eheloſigkeit und Gehorſam geſchworen, die edelſten Keimaugen des Herzens, die Sproſſen der Thätigkeit, der Liebe, der Ehre zerdrückt hätte: ſollte ich vielleicht eine Ausſöhnung mit dem dreiknotigen Lendenſtricke darin finden, daß derſelbe wenigſtens doch über dem anſpruchvollen Bauche nachgab? Wie konnten wir Das und Alles überlegen? Die Mutter maß das Leben mit der Nähnadel und ich flatterte am Faden, der im Oehre hing. Sie ließ mich in dieſer Sache gewähren; ich weiß nicht, ob aus richtiger Empfindung, oder weil ſie ſich aus den Mönchen nichts machte. Die Sorge um meine mittelloſe Zukunft, jene Angſt, die den Klöſtern ſo manchen heuchelnden Zögling wirbt, ging an ihrer gottvertrauenden Seele und an meinem eigenen nicht geſinnten Herzen vorüber.

Persönlichkeiten.

Auf den abgegangenen Christian Weiß nahm Burkard Schell den philosophischen Lehrstuhl ein — ein gewesener Benedictiner, klein und zierlich von Gestalt, lebhaft in seinem Vortrag, ernsten Wesens mit jovialem Vorbehalt, scharfsinnig hinter scharfen Zügen, von umfassendem Wissen und bescheidenem Selbstbewußtsein.

Die Söhne des heiligen Benedict, die bei Stiftung des Klosters mit so viel Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, saßen zuletzt in der sorgenfreiesten Muße. Der Spaten der ersten Arbeiter, der Griffel der frühern Abschreiber und Lehrer hatte den spätern Brüdern gutes Einkommen erworben. Keller und Speicher füllten sich jetzt leicht, die gemeine Sorge war verschwunden, und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen ursprünglichen Ruhm zu bewahren hatte, konnte mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendsten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, lo-

ten hinter dem Dom, der mit dieſem Jahrhundert erbaut war. Dorthin zogen ſich die friſchen Talente bürgerlicher Söhne, wo ſie mit den Abkömmlingen altadeliger Familien gemeinſam des Tiſches und Unterrichts genoſſen, bis ſich beide in die Prälaturen und in die Profeſſorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüſſen der Welt nicht aus dem Wege gingen, ſcheuten ſich die Gelehrten des Ordens nicht vor den ſchwindelnden Gedanken der Zeit. Kant und die neue Bewegung der ſpeculativen Wiſſenſchaft war ſehr früh in den Convent der Benedictiner eingedrungen. Als mit der Säculariſation auch der Orden aufgehoben und der Convent die Weltgeiſtlichen aufnahm, legten die gelehrten Profeſſoren ihr faltenreiches Kapuzgewand ab und richteten ſich als Junggeſellen in der Stadt ein.

Wie Schell mit lebhaftem Intereſſe der Bewegung des philoſophiſchen Gedankens folgte, war er auch nicht, wie Weiß, auf dem kritiſchen Standpunkte ſtehen geblieben. Damals war Bardili ſein Mann, der eben als Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart geſtorben war. Als ſcharfſinniger Denker hatte Bardili in verſchiedener Richtung neue Wege geſucht und verſucht; indem er aber dem philoſophiſchen Bedürfniß ſeiner Mitlebenden zu wenig nachgab, blieb er auch von der nachfolgenden Generation weniger beachtet, als er vielleicht verdient hätte.

Der neue Profeſſor gab auch eine andere Eintheilung der philoſophiſchen Vorträge für die drei Claſſen. Für die erſte wurde nur eine philoſophiſche Elementarlehre beſtimmt, um in ſolcher Vorſchule nur erſt aufmerkſam

zu machen auf den Zusammenhang zwischen der menschlichen Erkenntniß und dem Wesen der Dinge, sowie auf die Elemente desjenigen Urverhältnisses, welches beiden gemeinschaftlich zu Grunde liegt. Beschlossen wurde dann mit einem kurzen Abriß der Psychologie und mit den Hauptpunkten der Logik und Ethik.

Während der kleine Professor uns nun in der zweiten Classe mit den Gesetzen des Denkens und dem Wesen der Dinge beschäftigte, legte er uns, ohne es zu ahnen, ein Lebensräthsel vor. Seine, wenn auch sehr vorsichtige Freimüthigkeit ließ uns keinen Zweifel darüber, daß er die katholisch-kirchliche Ueberzeugung ebensowol als die Cuculle des heiligen Benedict abgelegt habe. Dennoch sahen wir ihn im Kloster der Benedictinerinnen die gewöhnlichen kirchlichen Handlungen verrichten. Dieser Widerspruch befremdete uns. Wir waren eben noch jung genug, um zu glauben, über was man sich hinausgedacht habe, müsse man sich auch frisch hinaus setzen. Uns ging noch das Verständniß ab, wie sich die innigsten Ueberzeugungen der Einzelnen mit den dringenden Bedürfnissen der Gesellschaft zu vermitteln pflegen und wie die Ideen dem Leben erst noch eine Zeitlang dienen müssen, ehe sie es erlösen können. Geht es doch jedem erhabenen Gedanken, auf dem eine Verheißung ruht, wie dem jugendlichen Sohne des Patriarchen Isaak, daß er um die geliebte Rahel seine Dienstzeit durchmachen muß, und wenn er doch erst mit der triefäugigen Lea getäuscht wird, die weiteren Mühen nicht scheuen darf. Ja, wenn er seine Geliebte endlich

errungen, ist er noch nicht am Ziele, sondern muß sich erst auch noch, um seines irdischen Bestehens willen — eine scheckige Heerde verdienen. Leichter, als wir dies begriffen, faßten wir die Vermuthung, daß der kleine Philosoph sich durch die Messe und Vesper mit irgend einer klösterlichen Freundin, einer Jungfrau Scholastika oder Aloysia, in Verbindung halte, und daß es dabei um andere Empfindungen gelte, als was die Klosterschwestern nach einem altüberlieferten Recepte aus gewürztem Honigteiche unter dem Namen der „Nonnenseufzer" backten.

Mir selbst blieb der freundliche Mann durch meine spätern Lebenswandlungen zugethan, und würde mich noch entschiedener als durch seine Büchersammlung gefördert haben, wenn er sich nicht durch seine Bescheidenheit und Befangenheit hätte abhalten lassen, mich in meinem Irren und Zweifeln persönlich anzufassen. Im Uebrigen lebte er als der sittlich und gesellschaftlich achtbarste und untadelhafteste jener lehrenden Benedictiner, die aus dem faltenreichen Klostergewande ins knappe Weltkleid gesprungen waren.

So trat gleich neben ihm der für die Religionslehre und Kirchengeschichte bestellte Maurus Rupfer zwar in ausgewähltem weltmännischen Anzuge, aber mit nur allzuderben Manieren und unzugänglichem Hochmuth auf. Ein hübscher, stattlicher Mann, im kraftvollsten Alter und Aussehen, der mit etwas mehr Feinheit an einen weltfahrenden Jesuiten erinnert hätte. Wir bewunderten noch später die Zumuthung, die er sich

machte, mit einer jungen und hübschen Wirthschafterin sich ohne Zweifel in cölibatärer Selbstüberwindung zu üben.

Ganz in sich zerfallen war aber der sonst begabte und gründliche Professor der Mathematik Placidus D. Ungeordnet in seinem Leben, wie in seinem Anzuge, ließ er es merken, daß er zechte, spielte und der Liebe an keinem Hochaltar diente. Nach diesen drei nicht mathematischen Dimensionen bezeichneten wir auch in keckem Muthwillen die drei ziemlich abgetragenen Klappenröcke, mit denen er abwechselnd seine Vorträge hielt — selbst gelangweilt, verdüstert und der Ziffer und Zeichen verdrossen, die uns in der ebenen Trigonometrie und vor dem Prisma und Cylinder einschläferten.

Rühriger und anregender war der vierte Benedictiner, Aegid Heller, der älteste von ihnen. Er hatte mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Studien den Convent verlassen, ein kleiner breiter Mann mit einer großen wissenschaftlichen Nase, zurückgezogen lebend und der fortschreitenden Naturforschung an der Ferse folgend. Er hatte die Anschaffung kostbarer Werke für Naturwissenschaft in der Landesbibliothek und guter Instrumente für den physikalischen Unterricht bewirkt. Auf manche eigene Verbesserung der Beobachtungsmittel, besonders in Bezug auf den Erdmagnetismus, war er stolz. Einst kamen, während seines durch Späße und Anekdoten gewürzten Vortrags und Abwartens einer Beobachtung, einige Reisende, um den physikalischen Apparat zu besehen, in den Saal. Heller zeigte ihnen

Alles mit ſeiner einfachen Artigkeit. Aber ſie wollten ſchon Alles — das Eine in Göttingen, das Andere in Jena oder ſonſtwo geſehen haben, ſelbſt Dasjenige, was Heller ſich eigens ausgedacht hatte. Da übermannte ihn endlich der heimliche Aerger: er ergriff ein ſtarkes Stück Kreide, brach es entzwei, und die Bruchſeiten vorweiſend, fragte er haſtig: „Haben Sie auch Das ſchon geſehen?“

Rector Gierig, den wir oben ſchon bezeichnet haben, war am Lyceum Profeſſor für alte Literatur, alte Geſchichte und römiſche Alterthümer. In beſondern Stunden ließ er Uebungen im lateiniſchen Stil machen.

Um nun das Facit meiner Lyceumsjahre zu ziehen, haben ſich mir zwei Schulzeugniſſe aus der zweiten und dritten Claſſe erhalten. Philoſophie und Mathematik treten darin am weiteſten auseinander: die Kenntniſſe in der Philoſophie werden als vorzüglich, in der Mathematik als mittelmäßig bezeichnet. Kirchengeſchichte, klaſſiſche Literatur, Welt- und Literargeſchichte und phyſiſche Geographie kommen mit „gut“ — Experimentalphyſik und ſchriftliche Ausarbeitungen mit „ſehr gut“ ab. Der Fleiß in 1808 erſcheint nur „hinlänglich“, in 1809 „nicht ganz genügend“; wogegen die Sitten dort gut, hier ſogar bewährt genannt werden.

Wie lächeln mich aus dieſen vergilbten Papieren jene leichtherzigen Jahre an! Ja, Fleiß! Hätte es mir nur nicht an Büchern und Zeit gefehlt! Die geringe belohnten Unterrichtsſtunden, mit denen ich die dringendſten Bedürfniſſe beſtritt, reichten nicht zur Anſchaffung von

Büchern zu, während ſie mir doch Zeit und Friſche zum Studiren nahmen. Doch freilich — leichtes Blut, heiterer Sinn, Unverſtand des Lebens ließen mich gerade nicht zu beſonderer Anſtrengung kommen. Ich war allerdings etwas unſtät; doch denkt mir auch nichts, was mich beſonders angeeifert hätte. Lag es an der Zeit oder an den Menſchen? Vielleicht an beiden. Der Krieg und die Fremdherrſchaft brachten Unruhe, Zerſtreuung, Sorgen mit ſich. Das Lehren hatte keinen Zug, das Lernen kein Ziel. Die Profeſſoren, mit Einquartierung regelmäßiger als mit der Gehaltsauszahlung bedacht, erſchienen muthlos, verdroſſen. Wie leicht wurden Lehrſtunden ausgeſetzt, wie leicht es genommen, wenn wir eine ſchwänzten! Weiß und Meißner, die noch viel Anregendes hatten, waren fort; ein geiſtloſer geiſtlicher Rath war Studiendirector und die geiſtlichen Profeſſoren zeigten ohnehin wenig Hingebung und für begabte Schüler wenig perſönliches Intereſſe; wie denn der Cölibat abgeſchloſſen und theilnahmlos zu machen ſcheint. So wurden uns denn auch keine Ziele und Muſter der Nacheiferung vorgeſteckt, und das Vorbild des heiligen Aloyſius hatte aufgehört zeitgemäß zu ſein, ſeitdem wir uns nach allen möglichen Wegen umthaten.

In ſolcher Zeit und Gemüthsverfaſſung mußte mich das Ideelle um ſo lebhafter anziehen, als es gerade mir beſonders in meinen äußern Verhältniſſen an Poſitivem fehlte, was ſonſt die Menſchen einnimmt und beſchäftigt. Vielleicht hing es auch hiermit zuſammen, daß ich bei höchſter Achtung vor exactem Wiſſen, doch

keinen beſondern Eifer für daſſelbe gewinnen konnte. Auch in ſpäteſter Zeit zogen mich die räthſelhaften Ein- und Ausgangspunkte des Lebens, die Herkunft und der Hingang des Menſchen, mehr an als die Geſetze, nach denen das Sichtbare und Sinnliche ſich entwickelt und verwandelt.

Aufklärung.

Nun werden die Verständigen wol auch ohne meine Versicherung hinter der höchsten Note, die mir aus den philosophischen Lectionen zu Theil wurde, nichts Außerordentliches suchen. Denn eigentlich bezeichnete sie doch blos ein leichteres Auffassen und Verständniß abstracter Gedanken und sich entfaltender Ideen, durchaus aber kein tieferes Eindringen in den Organismus eines Systems oder in umfassende Gedankenverknüpfungen. Vielmehr gaukelte mir selbst in jenes enge Gebiet, störend genug, eine bildernde Phantasie, die ich gar bald lieb gewann; indem dicht hinter den Lyceumsmauern so manches Widerwärtige auf mich wartete, über das mir die Zauberin leichter hinaushalf. Was ich durch philosophische Lectionen und Lectüre gewann, waren unerwartete Gesichtspunkte der Welt, neue Seiten des Lebens, Frühlingsstrahlen durch brechendes Gewölk, die meine Geistesentwickelung beförderten. Ich fing eben

an, des Kirchlichen, das ich von Kindesbeinen auf mit so erschöpfendem Eifer getrieben hatte, zu ermüden. Zweifel waren, ich weiß nicht woher, in mich gekommen. Man wird geneigt, auch bei religiösen Zweifeln, wie bei manchen Organismen, an denen man einen Ursprung aus Samen nicht nachzuweisen vermag, eine generatio aequivoca anzunehmen. Jedenfalls war ich mit Einbuße für mein stark entwickeltes Glaubensbedürfniß bedroht. Und da mir gerade die Philosophie Entschädigung, frischen Abhub aus dem Uebersinnlichen versprach: so griff ich mit Verlangen nach dem Metaphysischen, gleichgültig gegen die Mathematik, die zwar viel zuverlässigere Bestimmungen, aber nur für irdische Verhältnisse bot, an denen ich gerade — ebenfalls von Kindesbeinen an — nie viel zu messen, zu addiren und zu dividiren hatte. Damals schrieb ich für eine geheime Gesellschaft von Studenten den schon erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und erhielt von Professor Schell, als er davon vernahm, eine freundliche Warnung, ja vorsichtig mit meinen Gedanken zu sein.

Zunächst fand ich gegen die biblischen und kirchlichen Wunder viel einzuwenden. Ich hatte ein dunkles Vorgefühl davon, daß für rohe Menschen und Völker *Macht* faßlicher als *Weisheit* ist, mithin ein Gott, der seine Schöpfungsordnung jeden Augenblick unterbrechen kann, mehr Staunen erregt, als derjenige, der sie zu allen Absichten ursprünglich angelegt hat. Späterhin, als ich das Wunderbare im Leben in anderm Sinne, nämlich als Dasjenige begriff, was nicht aus der Weltordnung

herausfällt, sondern was in seiner höhern Ordnung nur nicht verstanden wird, hätte ich in all' der Unermeßlichkeit von Wundern, worin mein Geist und Herz sich zu verirren Gefahr lief, mich selbst über das Geschick eines einfachen Menschen verwundern dürfen, der durch eingebornen Trieb sich aus Schutt und Wust, wenn auch mit blassem Keim, zu einer ganz andern Wahrheit oder Ueberzeugung hervorarbeitet, als für welche er bestimmt und versteckt war. Daß ich gerade mit Zweifeln viel zu ringen und zu kämpfen gehabt, könnte ich nicht sagen. Mein Kirchenglaube, so streng geschult und mit Prämien ausgezeichnet, erwies sich endlich doch nicht tapferer, als kurz vorher die wohl dressirten und decorirten preußischen Generale, die so übereilt die guten Festungen übergeben hatten. Und gleich den Franzosen zogen die Zweifel mit klingendem Spiel in mein Herz. Nur Eins, das Sacrament der Brotverwandlung fiel mit dem ganzen Gewichte, das es für die Kirche hat, in mein Gemüth und entsetzte mich mit Bedenken, Zweifeln und Aengsten. Dies besonders in einer schweren Stunde. Es war an einem Festtage, an welchem wir schulordnungsgemäß zum Abendmahle vorbereitet in der Kirche standen. Ich bedachte abermal, wie doch keins der wilden und der cultivirten Völker, die ihre Gottheit oft in den seltsamsten Gegenständen und Verzerrungen angebetet hatten, darauf verfallen war, eine Vereinigung mit dem Göttlichen in Gestalt einer Speise zu suchen. Ich fand den rührendsten Sinn in den Einsetzungsworten des scheidenden Meisters, und sollte mich

nun zu einer kirchlichen Satzung bekennen, die mir als Gotteslästerung erschien. Aber wie — „habe ich Recht in dieser Erkentniß, oder bin ich den Einflüsterungen eines bösen Geistes gegen eine unfehlbare Kirche hingegeben? Gilt meine augenblickliche Empfindung oder was seit tausend Jahren gegolten hat?" Dies Für und Wider war es, was mich unter der Messe qualvoll schaukelte. Die Orgel flutete an mein banges, bedrängtes Herz; durch die hohen Kirchenfenster lachte blau und sonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an den hohen Wänden hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offener Brust ihr Herz genommen hatte und es flammend zum Himmel emporreichte: aber ich würde mich vergebens bemühen, mit der Klarheit dieser Erinnerung auch die Gedanken zu entwickeln, die mich damals verwirrten und mir endlich mit Zweifelsangst die heißen Schläfe badeten. Diese Momente fallen noch in meine Gymnasialzeit. Wer aber, solcher Aengste eines damaligen fuldaer Gymnasiasten lächelnd, sich erinnern mag, mit welchem gelehrten Rüstzeuge die Reformatoren einst über dieselbe Frage gestritten und sich entzweit haben, dem wird es begreiflich, wie jeder Einzelne, der an der Kirche irre wird, um seiner Voreingenommenheit willen die Reformation einer bedeutenden Zeit in seiner eigenen Brust noch einmal durchmachen muß. Glücklich, wenn ihm sein Dreißigjähriger Krieg erspart wird! Und so ging es mir. Als in jener ängstlichen Stunde der Meßpriester endlich die Hostie aus dem Ciborium mit dem dreimaligen Wort emporhob: Agnus

dei qui tollit peccata mundi! folgte ich dem Strome der gläubigen Mitſchüler mit dem innern Vorbehalt, im Vertrauen zu der unſerer Zweifel lächelnden Gottheit ruhig mit mir ins Klare zu kommen, ehe ich etwas den Menſchen Auffallendes thäte. Seitdem blieb ich, wie eine Frucht an ihrem Stiele reift, noch längere Zeit, innerlich zeitigend, an den gewohnten Ceremonien hangen. Was mir aber über die Wiederkehr angſtvoller Zweifel hinaushalf, war nicht blos leichtflatternde Jugend, die nach neuen Richtungen des Lebens ſucht, nicht blos die Zeit, die ohne religiöſe Streitigkeiten von den Kriegen Napoleon's erfüllt war, nicht blos die erſten Regungen des Herzens, die um den Kinnflaum der Jünglingſchaft ſpielen: ſondern ein zufälliger Zuſammenſtoß mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts faßte und befeſtigte ein Freundespaar von außen, indem er unſern Zweifeln ihre tiefſte Vorausſetzung entzog.

Seit einiger Zeit war ich nämlich einem Mitſchüler befreundet, der, aus ähnlicher Lebensfurche erwachſen und von gleichgeſtimmtem Naturel getrieben, ſich mir leidenſchaftlich angeſchloſſen hatte. Es war jener Wohlgemuth, der ſich nicht auf Pfiſter's zwei Aloyſianiſche Wege beſchränkt hatte. Er konnte mich durch ſein äußeres Umherſchwärmen ergänzen, ich ihm etwas von innerlicher Schwärmerei dagegen anbieten. In den religiöſen Zweifeln begegneten wir uns ohnedies auf einem Wege. Ich erinnere mich nicht mehr, woher ihm einſt das bekannte Buch von Sintenis: „Elpizon" in die Hände gekommen war, das die Anſichten dieſes deutſchen

Aufklärungsmichels über die Fortdauer nach dem Tode behandelt. Wohl aber denkt mir noch, wie der Freund eines Sonntags früh, als ich ihn abzuholen in die Stube trat, die er mit seiner eben zur Kirche gegangenen Mutter bewohnte, mir feierlich entgegen kam. Er trug das Buch wie eine Monstranz, öffnete es nach einem eingelegten Zeichen und las mir die Stelle vor, wo Christus neben Sokrates, Confucius und andern Weisen und Reformatoren als ihresgleichen genannt war. Wir blickten uns an, stürzten einander in die Arme, tanzten und jubelten zwischen den geweißten Wänden umher, — Alles nur, weil wir den bezweifelten Gottessohn durch solchen Ausspruch nun definitiv zum Menschensohn herabgesetzt, mediatisirt und säcularisirt erkannten. Das gedruckte Zeugniß eines sonst durchaus nicht ungläubigen Mannes, dessen etwas schwülstiger Stil uns ergriff, bestätigte uns in unserer verzagten Meinung und hob uns mit einem einzigen Ruck über die Grundlage aller Bedenken und Zweifel hinaus.

So begegnete ich, etwas spät in der Zeit, einem der Träger der viel berufenen deutschen Aufklärungsperiode. Dieser Sintenis, der jüngste von drei schriftstellerischen Brüdern, Schul- und Kirchenmännern aus Zerbst, in 1750 geboren, gehörte so recht dem Höhepunkt der Aufklärungszeit an, und trug durch moralisch-religiöse Schriften, wie jener Elpizon ist und durch seine Romane, wie „Hallo's glücklicher Abend", das Seinige dazu bei, über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse Aufklärung unter den gebildeten Ständen

zu verbreiten. Aufklärung war eine Art von Hauswurz auf den Dächern der Wohlhabenden, zwischen den Bodenluken des gesunden Menschenverstandes angelegt. Diese berüchtigte Aufklärung, die den Menschen für das Begreifliche und Nutzbare unabhängig zu machen sich berufen hielt, war eben keine aus Geistestiefe lodernde Flamme, sondern ein zuckender Schimmer, der auf die Staats- und Gesellschaftseinrichtungen fiel, das Mangelhafte beleuchtend, ohne es in einer Glut umzuschmelzen. Man leuchtete nach der Wahrheit, soweit sie brauchbar war, und erforschte die Welt, soweit sie sich berechnen ließ. Im Uebrigen befriedigte man sich durch sein dixi et salvavi animam und fügte sich in das Bestehende, wodurch man eben selbst bestand. Es war ein geistig-moralisches Nagen der Denkenden neben dem materiellen Kauen der Genießenden, beide die niedern und ärmern Stände ausschließend, die wol gar das Getadelte zerstören, das Genießbare vorwegnehmen möchten.

Der Siebenjährige Krieg hatte erst die Thätigkeiten gespannt und ein beschränktes nationales Bewußtsein geweckt. Darauf war der lange Frieden ziemlich müßig geblieben und das zunehmende Selbstgefühl suchte sich mit revolutionären Gedanken und kraftgenialen Productionen Luft zu machen. Damals, als uns Elpizon in diese Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts zurückversetzte, hatte der deutsche Geist schon eine andere Richtung genommen, in welcher er den beschränkten Hochmuth der Aufklärungssucht, die gegen alles Uebersinnliche, Reingeistige nur das Handgreifliche, Weltläufige,

Werktägliche ausspielte, mit dem frischen und kühnsten Aufschwung der philosophischen Speculation überbot.

Nun liegt es freilich in der Natur der Sache, daß ein trüber Himmel und eine finstere Bildung sich erst nur aufklären muß, ehe das höhere Licht hervorbrechen und seinen Einfluß bethätigen kann. Dies mag denn auch die Bestimmung jener Aufklärungsbestrebungen gewesen sein, soweit dieselben nicht in abklärenden Unglauben ausarteten. In dieser Hinsicht habe ich immer zu Denen gehalten, die es für heilsamer ansehen, daß die Jugend, wenn ihr doch einmal eine recht vernünftige Entwickelung nicht zu Theil wird, lieber in einigem Aberglauben, als in frühzeitigem Unglauben wurzle. In jenem gewinnt Glauben — das Organ der Seele für das Göttliche im Dasein — jedenfalls doch Kraft, und kann zur rechten Zeit, gleich den Pflanzen, die Samenlappen haben, diese Cotyledonen des Unvernünftigen abwerfen; im Unglauben aber verkümmert jenes Organ, dessen der sinnlich-ewige Mensch selbst für echte Wissenschaft nicht entrathen kann und artet doch, mit verkehrter Entwickelung, in den wunderlichsten Aberglauben aus. Von mir selbst darf ich wenigstens bekennen, daß ich ohne Schaden für die lebendigste Zuversicht zum Ewigen in der Welt an abergläubigen und übergläubigen Dingen sehr früh reif bis zum Abfall vom Kirchlichen geworden bin.

Hier, wo sich ein künftiges Lebensereigniß aus der Ferne zeigt, sei mir ein allgemeiner Vorausblick auf diese Zukunft vergönnt.

Drei Richtungen meines Lebens nehmen ihre Urſprünge in den drei Jahrgängen des Lyceums. Im erſten die kirchliche, in ihrer Ablenkung vom Katholicismus auf den Weg eigener Forſchung, den ich durch jenen Lichtblick aus Elpizon fand und der bis zu meiner Excommunication führte.

Auf den zweiten Jahrgang weiſt meine, wenngleich verſpätete Schriftſtellerei zurück. Aus jener Claſſe nämlich iſt mir von ſchriftlichen Aufſätzen, die wir zu liefern hatten, die Beſchreibung eines Sommerabends erinnerlich geblieben, die vom Profeſſor als eine durchaus gelungene poetiſch-proſaiſche Arbeit in der Claſſe vorgeleſen wurde, und einen ſolchen Eindruck auf die Mitſchüler machte, daß ſie in den neidiſchen Verdacht eines Plagiats fiel. Ich ſehe dieſe Darſtellung als einen Keim zu meinem Roman: „Die hohe Braut" an, der mir zuerſt die Gunſt der Kritik und eines gebildeten Publicums gewann. Jener Verdacht des Plagiats verklärte ſich hier zu der Annahme verſchiedener, in jenen ſüdlichen Gegenden bewanderter Männer, daß der Verfaſſer Nizza, Turin und das Gebirge aus eigener Anſchauung geſchildert haben müſſe, was durchaus der Fall nicht iſt.

In den dritten Jahrgang endlich fällt eine flüchtige Studentenbekanntſchaft, die ſich zu einer Verbindung für Hausſtand und Familienleben ausſpann. Es war verhängnißvoll genug, daß nach dem Bibelworte: „die Letzten werden die Erſten ſein", dieſe Entwickelung den beiden früher angeknüpften zuvorkommen, ſie vielleicht aufhalten ſollte.

Doch, ehe ich zu dieſen Bekenntniſſen komme, muß ich das Lyceum verlaſſen. Dies geſchah durch eine lateiniſche Abſchiedsrede, in welcher ich „in dem Vernunftleben und der davon unzertrennlichen Religioſität das zuvörderſt Nothwendige einer allſeitigen Bildung zu zeigen und den vom Lyceum austretenden Mitſchülern beſonders die Religion als die einzige ſichere Führerin auf dem ſchlüpfrigen Pfade des akademiſchen Lebens zu empfehlen“ hatte.

Scheidewege.

So ſtand ich nun mit meinem letzten Schulzeugniſſe vom 9. September 1809 vor der Wahl eines Lebenswegs. Als ich dieſen Paß für meine Zukunft am neunten Tage des neunten Monats im Jahre 1809 aus den geiſtlichen Händen des Studiendirectors Gößmann empfing, lächelte mich der zierliche Mann mit den Worten an: Ich höre mit Vergnügen, Sie wollen ſich unſerm geiſtlichen Stande widmen?

Damals war mir eine naive Unbefangenheit angethan, die heut noch nicht ganz abgetragen iſt, ſo übel man damit in unſerer voreingenommenen, eiteln und heuchleriſchen Societät ankömmt. Daher nahm ich auch jene Worte weder für ein Ausforſchen, noch für einen Wink, ſondern für eine Ausſage, die mich befremdete und mit einem verlegenen „Vielleicht" beantwortet wurde.

Allerdings hatte ich mit meinem Freunde Wohl-

gemuth die Theologie, aber ſchon etwas früher, ins Auge gefaßt gehabt. Nach aufgehobener Univerſität gab es jetzt nur noch den einen akademiſchen Weg in Fulda, und das Seminar der Weltgeiſtlichen war viel zugänglicher geworden. Die katholiſche Theologie hat ihre guten Zeiten gehabt, aber auch als grämliche Alte hat ſie noch erſtaunlich viel Anziehendes für junge Burſchen behalten, die ſich nicht zu helfen wiſſen. Daher hatten wir Beide ſie auch über den Sintenis'ſchen Elpizon hinaus im Auge behalten. Wie wir die Differenz zwiſchen Dem, was wir innigſt glaubten, und Dem, was wir in der Soutane zu bekennen hätten, ausgleichen wollten: darüber räthſelten wir und grämten uns. Allein, wie mancher wackere Geiſtliche mochte nicht in demſelben Zwieſpalte leben und lehren! So tröſteten wir uns am Ende. Und was träumten wir nicht von idealer Wirkſamkeit in die engen Zellen jener langen Corridore, ohne die enge Disciplin zu kennen, an der ſich unſere Phantaſie die Flügel zerſtoßen hätte, ohne das finſtere gelbe Geſicht des rieſigen Regens zu fürchten, der ſie geſtutzt haben würde. Welche Idyllen hofften wir einſt auf jenen bergigen Pfarrſitzen abzuweiden, dort, wo ſo gutes Schaffutter wächſt! Da wir das Hauptgewicht unſerer Thätigkeit wie unſeres Ehrgeizes dem Predigtamte zudachten: ſo hatten wir ſchon unſere Lunge und Kehle rechtſchaffen zu bearbeiten angefangen. An freien Nachmittagen gingen wir nach einer einſamen Seite der Gegend weit hinaus, nahmen zwei Bücher mit und laſen aus großer und immer größerer Entfernung, ſo-

weit wir mit Ausdruck verständlich blieben, abwechselnd einander vor. Um einzelne Vorübergehende kümmerten wir uns nicht. Nur eines Bäuerchens erinnere ich mich, das neben meinem Freunde stehen blieb und andächtig zuhörte, wie ich vom fernen Hügel herüber aus einer übersetzten Lobrede des jüngern Plinius auf den Kaiser Trajan immer pathetischer wurde. „Was aber das für ein Potentat gewest is!" hatte der gute Mann gemeint, und ich hielt ein, als ich den Freund lachen hörte. Es war eben eine gedrückte Zeit und wir waren noch lang nicht kurhessisch; sodaß es dem Bäuerlein und dem Freund an näher als Trajan liegenden Beispielen fehlte.

Ein andermal wurden wir auf dem Heimweg übler verstanden. Wir hatten nämlich, auf reineres Deutsch ausgehend, als es die fuldaer Kanzel von sich gab, durch viele Mühe den richtigen Unterschied der Doppellaute ei, ai, eu, äu gefunden und übten uns laut sprechend, während wir einen Feldrain wandelten. Ein weidender Schäfer, der uns für gute Landeskinder erkannte, stach mit seiner Schüppe in den feuchten Stoppelacker und machte hinter uns her seine Einwürfe gegen unsere protestantischen ai und eu mit dem Zuruf: O ihr Dummerjahne! Wir ließen es nicht an Erwiderung fehlen, so gut sie uns der steinige Acker an die Hand gab und waren auch glücklich genug, durch ein paar treffende Würfe uns des grauzottigen Schäferhundes zu erwehren; sodaß wir gegen dessen au, au mit unserm ai, eu doch die Oberhand behielten

Indeß, mit all' diesen Feldzügen sollten wir die

Kanzel nicht erobern. War auch Elpizon, „der Hoffende", kein Verräther an unſerm Irrglauben geworden: ſo verrieth das eigene Herz, unbeſonnen wie es in jenen Jahren iſt, allzufrüh eine Herzensneigung, die ſich mit dem Berufe zum Cölibat nicht verträgt. Die Theologie verſchloß uns ihre Pforte zum Seminar.

Nun wäre mir die Jurisprudenz ganz recht geweſen, hätten mir nur ſelbſt für die vielleicht billigſte Schule in Wetzlar nicht die Mittel und der auf Mitteln ruhende Muth gefehlt. Dort, wo ſonſt der junge Mann von Familie für höhern Beruf die Reichspraxis ſtudirt und ein zahlreiches Perſonal ſich an unſterblichen Proceſſen mit juriſtiſchem Moos überzogen hatte, war ſeit 1806 das Reichskammergericht aufgelöſt und nachdem die Stadt ſchon früher an den Reichserzkanzler Dalberg übergegangen, eine Rechtsſchule errichtet worden. Mehre unſerer wohlhabenden Mitſchüler hatten ſchon ein Jahr früher das Lyceum verlaſſen, um ſich dort für den Staatsdienſt in juriſtiſcher Laufbahn auszubilden.

Um nur irgend etwas zu unternehmen, ſchlug ich mich zu jenen Gefährten, die das neue Landkrankenhaus beſuchten, um anatomiſche Arbeiten und Vorbereitungen zu einer mediciniſchen Schule zu machen. Wie hatten ſich dieſe Räume verändert! Wie verſchieden waren dieſe Inſtrumente, Gefäße und Verrichtungen von Dem, was ich hier einſt zum Dienſte der Meſſe zu thun und zu behandeln gehabt! Jetzt bekam ich ein Meſſer in die Hand, um an macerirten Leichen das

Knochengerüſte herausſtellen zu helfen. Fiel eine Section vor, ſo wurde die Gelegenheit zu belehrenden Nachweiſungen über den menſchlichen Gliederbau gegeben. Ein unter der oraniſchen Regierung berufener junger Arzt und geſchickter Operateur, Adelmann, ein hübſcher, freundlicher Mann, zum Meißner'ſchen Freundekreiſe gehörig, ſtand der Anſtalt mit vor. Zum erſtenmal erblickte ich hier ein menſchliches Gehirn bloßgelegt und in ſeiner Conſtruction nachgewieſen.

Von jenen Einblicken mag mein frühes Intereſſe für Phyſiologie des Menſchen herrühren. Die Erinnerung erleichterte mir ſpäter, was ich über das Organ der Seelenthätigkeit las und zu faſſen ſuchte. Diejenigen freilich, welche die Phyſiologie nicht ſelbſt anbauen, ſondern nur nach den gewonnenen Früchten greifen, neigen am meiſten dazu, ihre leichte Beute über die Grenze der Erfahrung und Beobachtung zu verſchleppen und die koſtbaren Reſultate der Naturforſchung zu verſpeculiren. So, wenn ich mir die dreifache Ausbildung der bei niedern Geſchöpfen nur einfachen Hirnmaſſe des Menſchen vorſtellte, mußte ich immer darüber räthſeln, warum die Hauptſinnesnerven eben ſo, wie es ermittelt iſt, aus den drei Regionen des Hirns hervorgehen. Warum kömmt gerade der niedere Nerv des Geruchs aus der Hauptmaſſe des Vorderhirns, das für den Sitz des Denkens, der Intelligenz gilt? Welche Sympathie beſteht zwiſchen der geiſtig auflöſenden, zerſetzend-unterſcheidenden Thätigkeit des Denkens und der chemiſchen Operation des Geruchs? Wäre die Naſe eine Vor-

küche für den Scharfſinn? Und wenn der edle Sehnerv ins Mittelhirn, den Sitz des Empfindens, der Gefühle eingewebt iſt, in jene Maſſe, die bei niedern, blos durch Empfindung wahrnehmenden Geſchöpfen das ganze Hirn ausmacht: ſo möchte man vermuthen, daß dem Menſchen gegen übermächtige Verinnerlichung, gegen Rückfall der Seele in das Geheimniß ihres Urſprungs die glanzvolle, herausfordernde Welt der Sonne dargeboten würde. Und wäre dagegen etwa das Nachhirn, der Sitz des Wollens, Wirkens und der Leidenſchaften, darum durch den Hörnerven an das Ohr gebunden, damit das ungeſtüme Streben der Seele nach außen durch den Schall, das Geheimniß der Körperwelt, aufgehalten und gemäßigt, der Sturm der Leidenſchaften durch tönende Harmonien gebändigt werde?

So brachte ich denn vom Dienſt in der Anatomie, wie früher vom Meßdienſte, auch meine Bilderchen mit. Bald aber auch noch Anderes. Denn nicht lange, ſo ſollte, was ich mit Sinn und Seele zu faſſen ſuchte, von Dem überboten werden, was ſich als Zugabe von ſelbſt mir in die Kleider ſetzte. Der faulige Geruch, der mir von den macerirten Leichnamen nach Haus in die kleine, niedere Stube folgte, erregte den Meinigen phyſiſchen Abſcheu, ja moraliſchen Ekel. Ich drohte, ihnen eine Peſt einzuſchleppen, nachdem ich ihnen doch früher mit dem Weihrauchgeruch ein Wölkchen des Segens im Knabencamiſol gebracht hatte. Ich ſuchte das Uebel durch eine Quarantaine im Freien, durch Lüften des Rocks im Hofe abzuwenden. Es half wenig.

Dennoch hielt ich mich noch bei der Sache, bis längeres Verweilen in der Anatomie mit so manchem Ekelhaften, was dabei vorkam, meine Nerven angriff und ein körperlicher Widerwille auch im Nachdenken und Ueberlegen durchschlug. Denn es ward mir doch immer klarer, daß ich es in dieser Schule nicht über den gewöhnlichen Chirurgen, den Feldscherer, hinausbringen würde; wobei besonders der Oheim, der sich in Erinnerung an die Kapuziner noch immer sehr ungern rasiren ließ, dem an das Metier des Chirurgen geknüpften Barbier sehr abhold war. „Heinrich Joseph", sagte er in seinem Eifer, „hast du darum als Gymnasiast den Klosterkelch verschmäht, um jetzt hinter dem Lyceum her das Barbierbecken zu führen? Meinst du etwa, ich ließ dich dein Meisterstück am Bart unserer rechtschaffenen Geis machen? Mir selbst darfst du nie unter die Nase greifen, so viel sag' ich dir!"

Also gab ich die Anatomie auf und stand nun da, von allen drei Facultäten und von allen neun Musen verlassen, von diesen, weil sie vielleicht über das dreimalige neun meines letzten Schulzeugnisses ein wenig disgustirt waren. Und wie ich mich nun so rathlos nach irgend einer Aussicht oder einem Durchgang in die Zukunft hin und her wendete, schon damals etwas kurzsichtig und mich der Gläser bedienend: siehe, da streckte mir mein dunkles Verhängniß den Bart eines Gänsekiels entgegen. Es wurde mir der Platz am Schreibpult eines Advocaten angeboten.

Ich darf hier wol, rückwärts und vorwärts blickend,

die Bemerkung einschalten, daß es für den in weltunkundiger Familie erwachsenden und darum selbst weltblöden Burschen, den doch der Weltgeist nicht ganz wollte zu Grunde gehen lassen, ein für allemal verhängt erschien, von außen angetippt und angestoßen zu werden. So hatten mich die Nonnen zum Meßdiener verlangt, der Schullehrer zum Studieren aufgemuntert, der Mönch zum Kloster gelockt und so forderte mich jetzt der Advocat Koch zum Schreiber auf. Es wird noch in wichtigern Fällen vorkommen und ich will es daher ein für allemal gesagt haben; wo es auch geschehen sein mag: ich mache mir gerade keine Ehre daraus.

Ich nahm das Anerbieten an, und würde es wer weiß mit welchen Erwartungen gethan haben, wenn ich damals schon ein Sterbenswörtchen von Shakespeare gewußt hätte, der mir doch für mein männliches Alter zum Gegenstand einer Romanproduction vorbestimmt war. Ging mir damals aber auch das bedeutsame Vorbild eines Mannes ab, der als junger, von Hause weggelaufener Bursche an einem Advocatentische die Federn zum Schwan von Avon angesetzt hatte: so war ich doch über des Oheims Vorurtheil von einer Prädestination der Advocaten für die Hölle hinaus aufgeklärt.

Hinter der unerwarteten Aufforderung fand ich wenigstens eine nächste Unterkunft. Das bringen nun einmal dürftige und untergeordnete Familienverhältnisse mit sich, daß man, wie für den häuslichen Tag, so für die ganze Lebensbestimmung von Hand zu Munde lebt, weil es

für beide an dem einen Mittel fehlt, dort die Bedarfe des Hauſes zur rechten Zeit zu beſchaffen und für lange Zeit einzutheilen, hier Vorbereitungen und Vorſchüſſe zur Begründung der angemeſſenſten Exiſtenz zu machen. Ich berechnete auch nicht, daß ich vielleicht mit den Advocatenfedern einen Flug in irgend eine der Kanzleien machen könnte. Ich kannte den großen Vogel „Staat" noch nicht, den ſo reich und bunt befiederten. Auf dem Kopfe trägt er ein Federhäubchen wie eine Krone; den Hals hinab fließt und ſpielt, wie geſtickte Hoftracht, ein ſchillerndes Gefieder; das Miniſterium des Auswärtigen fächelt mit langen Flügelfedern; ein weicher, dichter Flaum hält den Bauch der innern Adminiſtration warm; bunte Federmanſchetten zieren den obern Theil der Krallen, da wo ſinnreich genug das Finanz- und das Kriegsminiſterium ihren Sitz haben und die grauen, ſtraffen Steißfedern der Kanzleien ſetzen ſich in zuckende Bewegung, ſo oft Ausfertigungen erfolgen.

So lernte nun der neunzehnjährige Menſch als neu und wichtig kennen, was in andern Familien der Knabe am Schreibpulte des Vaters längſt weggeſehen hat, wie Acten angelegt und aufbewahrt werden, wie ſie durch Alluvion, gleich Flußinſeln wachſen, wie die Geſchäftsſchriften bald auf gebrochenen Bogen, bald in die Breite des Blattes ausgefertigt, gefaltet und von Hand zu Hand befördert werden. Ich lernte die Gliederung und die Zuſtändigkeit oder Competenz der neben und über einander geordneten Behörden ſowie die verſchiedenen Rechtsquellen kennen, die ſo trüb fließen und

ſich vermiſchen. Aus der Unterhaltung des Anwalts mit ſeinen Clienten entdeckte ich neue Felder des Unrechts und der Verletzungen im bürgerlichen Leben; wo bei mir denn auch klar wurde, daß man ſich Manches, was meiner milden Denkart gar leicht ausgleichbar ſchien, doch nicht braucht gefallen zu laſſen. Wenn dann der Anwalt dictirte, war ich oft verwundert, durch welche verſchlungenen Pfade und feuchte Schlupfwinkel der Rechtshülfe mich die nachſchreibende Feder führte. Im weitern freute ich mich, eine neue vierbuchſtäbliche — quadrilitteriſche — Fahneninſchrift des Rechtskampfes kennen zu lernen. Ich kannte das altrömiſche, ſtolze S. P. Q. R. — Senat und Volk der Römer — das jüdiſch höhnende J. N. R. J. — Jeſus der Nazarener, König der Juden. Jene Standarten, dieſe Kreuzesinſchrift hatten zweimal die Welt erobert und umgeſtaltet. Auf kleinere Siege ging das auf geſtempeltem Papier obſchwebende Vierzeichen aus: R. S. L. O. — recessus scriptus loco oralis — ſchriftlicher ſtatt mündlichen Vergleichs.

In den Zwiſchenſtunden der Schreibſtube machte ich die Bekanntſchaft der wenigen Bücher meines Anwaltes. Unter dem trockenſten Rüſtzeuge des Rechts ſtand nur ein Buch, dem ſich eine literariſche Abkunft anmerken ließ, v. Hippel's Buch über die Ehe. War es eine Vorbedeutung, ſo nahm ich es wenigſtens nicht dafür, ohne Ahnung, wie nahe mir der Gegenſtand war. Das Buch zog mich nicht an und blieb mir, an das Lehrgemäße gewöhnten Leſer, in ſeinem geiſtreichen Witz und

seinen lehrwidrigen Sonderbarkeiten unverstanden und unschmackhaft. Doch war mir das Register zu solcher gesellschaftlichen Tonreihe nahe genug. Mein Principal, von bäuerlicher Abkunft, etwas derb und schwerfällig, dabei aber von munterer und gutmüthiger Art und in seinem Berufe mehr auf Ernährung, als auf Verklärung ausgehend, fand mich öfter arbeitsfertig und lesend auf der Schreibstube, und sagte mir einmal mit ehrlichem Nachdruck: „Wenn Sie nichts zu thun haben, warum gehen Sie nicht hinunter zu meiner Frau und unterhalten sie? Sie müssen sich umgänglicher machen. Sie sehen ohnehin etwas finster aus.“

Ein Anderer hätte diesen Wink nicht abgewartet; denn Frau K., deren Familienname auf italienische Abstammung hinwies, war eine noch junge prächtige Frau von römischer Gestalt und ultramontaner Schönheit, leicht und lustig in Ton und Manieren, mit Necken herausfordernd und mit bequemen Bewegungen unter Männern verkehrend. Mein Vorgänger auf der Schreibstube, von guter Familie, kam noch täglich ins Haus und machte den Angenehmen um die Dame, die nicht gern allein war. Er hieß Maier und spielte den Major domus. Ich aber ließ mich höchstens zu Tisch einladen; indem ich dunkel fühlen mochte, daß ich auf solchem Boden mit der Societät nicht gut anfangen konnte. Es fehlte mir für schäkernde Conversation, für Lustigkeit und Neckerei die nöthige Unbefangenheit, das sichere Bewußtsein und selbst die Bekanntschaft mit den Stadt- und Familienverhältnissen, auf die mit überlieferten

Stichwörtern angeſpielt und angeſpaßt wurde. Wie glücklich wäre ich bei einer weltkundigen Frau gefahren, die, was mir damals nöthig war, erkannt und mir mit wohlwollender Offenheit fortgeholfen hätte! Wie ſelten wird gerade Dem, der es am meiſten bedarf, ſolches Glück zu Theil! Ich hatte es nicht für die Schule gefunden und fand es jetzt nicht für die Geſellſchaft. Statt deſſen ſuchte ich mich mit Ohr und Auge zu orientiren und da ich mich dabei doch innerlich viel aufgelegter und empfänglicher für jene Munterkeiten errathen ließ, als meine Miene und Haltung danach ausſah: ſo mag ich wol eine Zeitlang bei Manchen für Einen gegolten haben, der's hinter den Ohren hat.

Lebensschule.

Hier an der Schwelle des gesellschaftlichen Lebens fand sich unser junger Mensch von seiner frommen und häuslichen Abrichtung und Gewöhnung vollständig im Stiche gelassen, ohne daß Erziehung und Bildung dafür eingetreten wären. Daß der Bursche ungehindert aus sich selbst und seinem Naturel heraus wachsen konnte, wäre an sich nicht zu beklagen gewesen, wenn diese Gunst in der Regel nicht gerade unter Verhältnissen vorkäme, wo es dem freien Wuchs an der nöthigen Nahrung fehlt. Denn sobald sich bei einer Familie die Mittel zur Förderung ihrer Jugend einfinden, stellt sich gewöhnlich auch eine Erziehung ein, die den natürlichen Gaben nicht immer blos zu Hülfe kommt, sondern denselben auch eine absichtliche Richtung und nicht selten, unter dem Einfluß von Standesvorurtheilen, eine falsche, widersprechende Bestimmung gibt.

Indem aber der Mensch für die Gesellschaft bestimmt ist, aus der er zuerst zu empfangen und für die er dann

zu leben hat: so leistet eine echte Erziehung das Beste darin, daß sie den jungen Menschen an der rechten Stelle und mit der seiner Eigenthümlichkeit angemessenen Ausrüstung auf dem Spiel- und Kampfplatze des socialen Lebens einführt. Der frei Aufwachsende bleibt uneingeführt doch auch nicht zurück; denn die Natur treibt unwiderstehlich zur Gemeinschaft: aber in der Regel schiebt ihn der Zufall rechts oder links irgendwo ein, und gerade der Drang jener Jahre, in welchen der Jüngling zuerst die altparadiesische Empfindung hat, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei — in welche Gefahren bringt ihn oft genug das ungestüme Herz, das eben nicht weiß, nicht ahnet, wie die natürlichsten Empfindungen der Seele sich im gesellschaftlichen Leben zerfasert, verschlungen, zersetzt und vermischt haben, welchen Egoismus die Gesellschaft cultivirt, welche Lügen und Täuschungen der künstliche Verkehr in feinen, geschmackvollen Formen ciselirt, und mit brennenden Farben emaillirt!

Wir haben den jungen Fuldenser langsam genug herankommen sehen, um ihn zu messen, wie weit er besonders auch für die Societät — wenngleich nur für die fuldaische von damals — vorgerichtet war. Es fehlte ihm noch fast jede Handhabe. Er fühlte das auch selbst, und gerade daher kam's, daß er bei der naivsten Unbefangenheit der Seele sich doch im äußern Benehmen so befangen hielt. Die verschlossene Miene stand im schroffsten Widerspruche mit seinem heitern Sinn und die fröhliche Laune des Herzens maß immer viel zu lang

die Stelle, wo er gern — nur ja nicht ungeſchickt! — in die geſellſchaftliche Luſtigkeit hinüber geſprungen wäre. Wie ernſt und ſchweigſam gab ſich unter Leuten von Stande der Gauch, der unter ſeines Gleichen ſich das erſte und letzte Wort nicht nehmen ließ! Nur Ohr und Auge hielt er, wie geſagt, offen und geſpannt, wohl fühlend, daß er, wie in allem Lehrhaften, ſo auch im Lebensgemäßen auf Erhaſchen Deſſen angewieſen war, was ihm die Hausgötter nicht in die Taſche beſchert hatten. Es war ihm, wie es ſcheint, vorbeſtimmt, nicht blos im Erlernen, ſondern auch im Erleben ſich ſelbſt und allein fortzuhelfen. Freilich ſollte er die Schule des Lebens ſo viel theurer zu bezahlen haben, als ihm das Lernen in den Schulen wenig gekoſtet hatte! Denn worin er des Rechten verfehlte, fiel gerade in jene Jahre der körperlich-geiſtigen Entwickelung und in jene Richtung des Lebens, worin ein träumeriſch-erregbarer Jüngling ohne Leitung in die unlösbarſte Verwirrung gerathen kann. Es iſt der Weg des erwachenden ſuchenden Herzens, auf welchem auch der beflügeltſte Idealismus nicht über alle Gefahren hinwegträgt — am wenigſten über die Gefahr, mit unbefangener Hingebung hier von eigenem Irrthum, dort nicht ſelten auch in fremdes Verſchulden verſtrickt zu werden.

Um nun Dasjenige, was in dieſer Richtung ſich zur Mittheilung eignet, im Zuſammenhang darzulegen, kehre ich noch einmal zu jener Lebensperiode zurück, die mit meinem Austritt aus dem Lyceum die eigentliche Schule bereits abſchloß, innerhalb welcher aber meine Berüh-

rungen mit der Gesellschaft sich bis zu einem schweren Verhängniß entwickelten und verwirrten.

Die Herzensgeschichten der Jugend fangen nicht selten mit Kindereien an. Wir erinnern uns der jungen Fräulein, unter deren Augen, in der Kapelle der englischen Nonnen, der meßdienende Knabe behend und angenehm zu erscheinen heimlich bemüht war. Dies kleine Herzensgeheimniß verschwand im Glanze des hohen Altarsgeheimnisses, wie der Neumond in der Nähe der Sonne unsichtbar wird. Und wenn die fromm gefalteten Hände, die gesenkten Augen, das ganze Thun und Lassen des Knaben in seinen Bewegungen um den Altar zu der Verklärung paßten, worin ihm jene jugendlichen Gestalten erschienen: so vergaß er über sein Bemühen um so leichter, wie weit von ihren langen Gewändern, ihren Hand- und Halskrausen, ihren seidenen Brust- und Haarschleifen sein schlichtes Camisol, seine Kniehosen und derben Riemenschuhe abstanden.

Aus dem Knaben-Du der Schwester Juliane war er nun zum Studenten-Er übergegangen; allein jene weihrauchduftende Träumerei war ihm geblieben, und sogar auf einige Kameraden mit übergegangen. Unsere vertrauliche Aufmerksamkeit war auf ein kleines Gangfenster gerichtet, aus dem zuweilen ein oder der andere Mädchenkopf herausblickte. Denn die Pensionärinnen bewohnten diesen Flügel und schliefen hinter den vergitterten Fenstern des Baues, der auf unsere Gasse stieß. Welche Angelegenheit war es nicht für uns, darauf zu achten, wie oft ein oder das andere Fenster uns zur

Freude geöffnet, oder zur Betrübniß geſchloſſen ſtand! Welch ein Glück, wenn ſich uns im Vorübergehen oder im müßigen Auf- und Abwandeln eins der geheimnißvollen Weſen an einem der Fenſter zeigte! Geheimnißvoll, denn wir kannten nicht einmal ihre Namen und unterſchieden ſie nach äußern Merkmalen, als die longa, die nigra — die Lange, die Schwarze. Denn wir waren katholiſch genug, das Geheimnißvolle — lateiniſch zu behandeln. Auch hinderte uns nichts, unſere Wahl unter ihnen zu machen. Jeder hatte ſich aus eigener Machtvollkommenheit eine der jungen Schönen zugetheilt, und es hieß wol unter uns: Euge, tuam ante vidi! Oder: Meamne vidisti, Philippe? Unſere Empfindungen hatten etwas von jener innigen Befriedigung Romeo's, als er unter Julia's Söller im Mantel der Nacht hinauf flüſterte:

„Laß mich hier ſtehn, derweil du dich beſinnſt!"

Solche Erſtlingsgefühle leben und leuchten noch von dem Aether der Phantaſie, der allmälig doch zu einer ganzen Schöpfung gerinnt. — Von Romeo und Julie wußten wir eben noch nichts; ſonſt hätten wir wol auch von nächtlichem Aus- und Einſteigen, und vom Liebesſtreit um Nachtigall und Lerche geträumt. Wir überboten einander ohnedies ſchon mit verwegenen Unternehmungen — in Gedanken. Und da ich, vom Meßdienſte her, mit dem Innern des Hauſes am beſten vertraut, vielleicht auch am meiſten prahlte: ſo wurde ich einmal ſo lange geſchraubt und aufgeſtachelt, bis ich

mich zu einem Wagniß verſtand, das ſich in ſeiner Albernheit ungemein kühn ausnahm.

Eines Sonntags war an den Straßenecken ein franzöſiſches Sieges-Bulletin angeſchlagen worden. Es gelang mir, einen Abdruck deſſelben zu erhalten, den ich als wichtige Neuigkeit der Vorſteherin der Penſion, Mademoiſelle Noel, in den Convent brachte. Sie nahm meinen Beſuch und meine Aufmerkſamkeit freundlich auf und unterhielt ſich mit mir über die Zeitverhältniſſe. Ich, nach dem Seitenzimmer lauſchend, in welchem Diejenigen, denen eigentlich mein Unternehmen galt, lärmten und lachten, war nicht wenig zerſtreut und darauf geſpannt, daß jeden Augenblick eine oder die andere herüber käme. Aber ohne dieſe Befriedigung entlaſſen, eilte ich an das Gangfenſterchen, um durch einen Gruß nach dem hintern Kaſernenthor hinüber die harrenden Freunde von meinem Abenteuer zu überzeugen. Ich ließ zwei bleierne Huſaren auf dem Fenſterſims zurück, und eilte weiter, wo ich am Ende des Ganges das große Schlafzimmer offen fand. Ich betrat es ängſtlich wie ein Dieb. Das Gemach war düſter, myſteriös durchduftet, ziemlich kahl an den Wänden, und ein geſchnitzter heiliger Joſeph mit dem Jeſukind und einer Lilie ſtand in einer Niſche. Meinen Beſuch darzuthun oder ein Räthſel zu hinterlaſſen, brachte ich den vertrauten Namenspatron unter die nächſte Bettdecke, das jungfräuliche Lager mit ſeiner Lilie zu ſegnen, beſetzte den Tiſch mit bleierner Einquartierung und entkam über

eine Hintertreppe und den Hof glücklicher, als meine Unart verdient hätte.

Auf der Straße auf- und abwandelnd ſtrich ich die baare Bewunderung meiner mitliebenden Freunde ein. Wir räthſelten noch, welche von unſern Angebeteten wol den heiligen Joſeph in ihrem Bette finden werde, als uns unvermerkt, zwiſchen den Fenſtergittern herab, die in die fromme Feſtung vorgeſchobenen Truppen an die Köpfe flogen. Wie beglückt fühlten wir uns durch dieſen militäriſchen Rapport! Es war uns klar, nur Amor könne ſeine Adjutanten ſo kühn geſprengt haben. Auch war keiner derſelben mit geraden Gliedern davongekommen.

Doch wie die Zeit ſehr bewegt und unſer Sinn ſehr beweglich war, ging auch dieſe Schwärmerei, an ihrem eigenen Idealismus abzehrend, vorüber. Die Longa und die Nigra waren nach Hauſe zurückgekehrt, und wir zur Phyſik und Philoſophie übergegangen. Die Letztere unterhielt uns unter andern auch von der Identität des Realen und Idealen, und ſo ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, wo wir auch das Leben anfaſſen möchten, es immer ganz zu bekommen.

Wir hatten eben den dritten Jahrgang des Lyceums betreten, als wir mit unſerer ſtudentiſchen Aufmerkſamkeit für den jüngſten Anflug der Mädchenſchar auf einen

Schulgenoſſen gelenkt wurden, der das Wohlgefallen der flüggen Schönen vor allen Kameraden auf ſich zog. Sohn eines Arztes an einem Badeort, that er ſich bei lebhaftem Verſtande durch ein höchſt günſtiges Aeußere hervor. Uns alle an Geſtalt überragend, von heitern, einnehmenden Zügen, blühender Geſichtsfarbe und gefälligen Manieren, war er noch dadurch bevortheilt, daß er durch Verwandtſchaft mit den erſten Patricierfamilien in die gute Geſellſchaft kam, der wir Andern ganz entfernt ſtanden. So fehlte es ihm nicht, wie uns, an der Kenntniß und Uebung der Umgangsformen. Mit einer lebhaften Neigung für die jungen Schönen überhaupt verband er eine anmuthige Verwegenheit, Bekanntſchaften des Salons an den abenddämmerigen Hausthüren fortzuſetzen. Es mußte wo möglich ein Halbdutzend ſein, das er mit ſchalkhafter Klugheit ſtets complet zu halten ſuchte, und wobei es ihm nichts verſchlug, wenn einmal ſtatt des harrenden Fräuleins die hübſche Zofe an der Thür ſtand, die Verhinderung zu entſchuldigen. Er vertraute dann dieſer all das Zärtliche an, das er für ihre junge Herrin mitgebracht hatte, hoffend, daß der kleine Schalk etwas davon veruntreuen werde. So war es ihm ohne entſchiedene Herzensneigung ein Herzensbedürfniß, allabendlich, mit oder ohne Regenſchirm, Amor's Stationen zu gehen, kleine Intriguen zu knüpfen, ein Liebesplänchen zu ſpinnen, oder Eiferſüchteleien zu entwirren. Er hielt es für ein gutes Kleingeſchäft, ein Capitälchen von Schmeicheleien, ein laufendes Sümmchen eingetauſchter Schwärmerei ſchnell

hinter einander umzusetzen, oder ein hier mit Entzücken empfangenes Sträußchen bei der nächsten Thür als ausgesuchte Artigkeit gleich wieder anzubringen, wenn es nicht etwa angemessener war, es unterwegs zu verlieren. Mit dem Honigseim kleiner Freiheiten, die sich der lose Nachtfalter an den blühenden Nachtschatten genommen hatte, kam er nach Hause, lächelnd, wie verschieden wol die verschiedenen Mädchenherzen dieselbe umhergetragene Versicherung ausbrüten möchten.

Ich selbst, dem Verkehre mit Familien von Stande durchaus entfernt, erfuhr erst von diesen Umtrieben unsers studentischen Don Juan, als ich durch Zufall hineinplumpte. — An einem Sonntagnachmittage des Spätherbstes, als ich meinen Freund W. abzuholen in die Stube trat, fand ich — diesmal keinen Elpizon, sondern als Philon den schönen Karl, zu meiner Ueberraschung zwischen zwei jungen Frauenzimmern von guten Familien. Die Mutter des Freundes machte Kaffee für den Besuch, und war eben aus, um die ihr fehlenden Tassen auf der Nachbarschaft zusammenzubringen. Beide vergnügte Fräulein waren mir von Ansehen und Herkunft nicht fremd — die Blonde, jüngste Tochter eines Actuars, in dessen Garten ich mit dem Oheim Velten manchen Schubkarrn frischen Grases geholt hatte, war recht hübsch von Gestalt und Gesicht, heiter und lebhaft; die andere klein und unansehnlich von Wuchs, schwarz von Haaren mit Kirschenaugen, weniger lebhaft als hingebend, war sehr angesehener und wohlhabender Eltern Kind. In der damaligen Erziehung auch solcher

Familien der ehemaligen Prälatenzeit gab es nichts, was Töchter abgehalten hätte, ſich von einem jungen Freunde in die Wohnung einer auf Tagelohn geſetzten Frau zum Kaffee beſtellen zu laſſen.

Wie ich ſehr bald wahrnehmen konnte, war nicht etwa Eine der beiden Freundinnen als Geliebte und die Andere als bloße Begleiterin da: ſondern Beide ließen um ſich werben und ſich die Spannung gefallen, mit der ſie auf der Schaukel des Freundes ſaßen, wenn er Artigkeiten, Neckereien und die Wechſel der Annäherung ſo gewandt vertheilte, daß Keine ſich für verkürzt, Jede ſich im Vortheil halten mochte. Eine Schmeichelei für die Eine wurde durch einen ſpöttiſchen Seitenblick bei der Andern neutraliſirt.

Wer aber von dieſer Schaukel mit bewegt wurde, war mein Freund W. Ich merkte ihm bald an und er geſtand es mir auch ein, daß er eine lebhafte Empfindung für die Blonde hege. Daher blieb er auch kein ganz ruhiger Beobachter, als er neben mir am Fenſter ſtand, das auf einen einſamen Grasgarten der Stadtmauer am Bierthurm den winterlichen Ausblick hatte.

Mit der Dämmerung brachen die Mädchen auf und Karl, nachdem er ihnen in die Mäntel geholfen, begleitete ſie durch die einſamen Gaſſen.

Dieſe Beſuche wiederholten ſich, wenn auch nicht gerade jeden Sonntag, und ich muß bekennen, daß ich, wenn auch unbetheiligt und vielleicht nicht eben erwünſcht, doch bei keiner Zuſammenkunft fehlte. Indem ich mich aber von keiner Seite ſtörend einmiſchte, dagegen man-

ches Muntre zur Unterhaltung beitrug, fand man sich bald in mein Erscheinen, und dachte sogar im Stillen daran, um meinetwillen eine dritte Freundin mitzubringen. Karl hatte beide Schönen — jede wahrscheinlich besonders — um eine Haarflechte gebeten. Sie übergaben sie aber eines Sonntags zusammen — daumendick aus der Fülle des langen Haares genommen. Karl ließ es an blondem und braunem Entzücken über die theuern Andenken nicht fehlen. Kaum aber waren beide glücklichen Kinder, diesmal ohne sich aufzuhalten, fort, als er die eine wie die andere Flechte mit ihren himmelblauen und feuerrothen Schleifchen um zwei Nägel wickelte, die vor dem Gartenfenster im Gebälk der abgewitterten Wandbekleidung staken. Er wollte prüfen, wie er lachend meinte, welches Haar sich in Wind und Wetter am besten halte; danach würde er seine Treue bemessen. Er hätte das beste Vertrauen zu der braunen Locke; denn das stille Katharinchen sei auf einem dauerhaften Boden von Familie und Vermögen erwachsen.

Indem hiermit der leichtsinnige Liebhaber doch seine eigentlichen Augenmerke verrieth, bestärkte ihn mein Freund W. darin, heimlichen Hoffens, sich dann der verschmähten Sabine von Seiten ihres gekränkten Herzens anzunehmen. Wie gern wäre er, den das Verhängniß zu einem Registrator vorbestimmt hatte — Depositar einer Mädchenverzweiflung geworden und hätte den reizenden Fascikel auf den rothen Lippen rubricirt. Und siehe da — ein neckischer Zufall oder eine schalkhafte Nemesis, die sich an misbrauchte Mädchenlocken heftete, versprach ihn zu begünstigen.

An einem stürmischen Adventssonntage waren die Mädchen wieder da. Während die Hausmutter ab- und zuging, standen wir vier eng zusammen am Fenster, ich den Scheiben zugekehrt. Der heftige Wind mochte etwas umgesprungen sein: ich sehe plötzlich, wie die beiden Haarflechten fort und fort an das Fenster schlagen, als ob erfreut beim Anblick ihrer schöngekämmten Herrinnen, oder ihr eigenes Misgeschick verklagend. Blond und Braun hüpften um die Wette, wie ihre ehemaligen Besitzerinnen um die Wette liebten. Offen gestanden war ich boshaft genug zu wünschen, der Lockentanz möchte von den heiter plaudernden Fräulein bemerkt werden. Von einer Seite nahm ich es mit Karl's Betragen schwerer, von der andern verlangte es mich zu sehen, wie leicht er es mit seiner Verlegenheit nehmen werde. In diesem Augenblicke flog die dunkle Locke mit gelöster Schleife am Fenster vorüber ins Nachbarsgärtchen hinab.

Meine nach dem Fenster gespannten lächelnden Blicke lenkten endlich doch die Augen der Andern dahin und Sabine erkannte ihre Flechte. Sie stürzte nach dem Fenster und Karl, mit komischer Geberde die Schultern an die Ohren ziehend und die Hände reibend, eilte mit verstohlenem Lachen hinter den Ofen, als ob er sich verstecken wollte. Sabine war etwas heftig; doch schien sie zuerst mehr verlegen als entrüstet, bis sie nur ihre Flechte vor dem Fenster fand. Der Gedanke, daß das Haar der Freundin behalten und blos das ihrige so verächtlich ausgesetzt worden sei, entflammte ihren eifersüch-

tigen Zorn. Blaß und keines Wortes mächtig, nahm sie Mantel und Hut und eilte fort.

Mit dieser Katastrophe endigten die Sonntagsbesuche. Karl widmete seine Aufmerksamkeit mehr der Kleinen und Freund W. huldigte in seiner etwas befangenen und drolligen Weise Sabinen, die zuweilen mit kleinen Aufträgen zu seiner Mutter kam. Sie fand an dieser verlegenen Neigung des Freundes ihren Spaß oder eine mädchenhafte Unterhaltung, und verabredete mit ihm, daß sie einmal mit einer Freundin kommen wollte, an die ich mich wenden möchte. Sie wurde mir genannt und gerühmt mit der Andeutung, daß sie Sonntags in die Fastenpredigt gehen und an dem Pfeiler gegenüber der Kanzel ihren Platz nehmen werde.

Reminiscere.

Die Fastenpredigten in dem nun wieder ausgeweißten und eingeweihten Dome wurden damals von zwei Franziskanern aus dem uns bekannten Kloster des Frauenberges — Sonntags von Pater Roman und Montags von einem Mönche gehalten, dessen Name mir vergessen ist, weil er seiner röthlichen Haare wegen und aus einer gewissen Geringschätzung stets nur mit dem Spitznamen „die rothe Bürste" genannt wurde. Pater Roman steht mir in der Erinnerung immer noch als der beste katholische Prediger vor, den ich auch später in Fulda gehört habe. Stattlich von Gestalt, in Gang, Haltung und Miene von unverkennbarem Selbstgefühl getragen, auf der Kanzel mit gewaltiger Stimme und einfachen Geberden in gebildeter Mundart sprechend, die Predigt klar, ins praktische Leben greifend, frei von Kircheneifer und in jenem Zuge der Gedanken gehalten, der die Tiefen des Volkes bewegt, und doch dem Gebildeten

aufzuathmen gibt. Von den edeln Bildern seiner Diction ist mir eins im Gedächtniß geblieben. Er verglich die guten Werke, die der Mensch in dieser Erdentiefe sammelt, mit den Perlen, die der Taucher auf dem Grunde des Meeres auflieſt, und die erſt in jener höhern Region, zu welcher er aufſteigt, in ihrem echten Werthe gelten.

Als ob ein ſo erbaulicher Sonntagsprediger parodirt werden ſollte, betrat „die rothe Bürſte" Montags dieſelbe Kanzel. Auch ihm fehlte die wackere Stimme und der Redefluß nicht; ſeine Perſon aber und ſeine Predigt waren mit manchem Lächerlichen behaftet. Zwar auch er bewegte ſich mehr im Lebens- als im Glaubensgebiete, faßte aber beſonders die ſündhafte Seite hart an und erlaubte ſich, in Ausdrücken und Bezeichnung derb und anzüglich zu werden; wie er ſich denn auch in Mundart und Manieren platt und gemein gehen ließ. Dies füllte ihm mit Neugierigen dieſelben Bänke, die geſtern von Erbauungſuchenden gefüllt waren. Hatte man geſtern manchen edeln Gedanken, wie eine Perle, ins erquickte Herz gefaßt: ſo nahm man heute dieſen und jenen Ausdruck mit aus der Predigt, um ihn mit neckiſcher Laune, wie Knaben eine todte Maus, einander zuzuwerfen. Auf ſolche Weiſe hörte man eine Woche oder noch länger, und zuweilen recht treffend angebracht, den Predigt-Refrain: „So gehet hin und ſchämet euch!" Ein ander mal, als der Montagsprediger im Eifer gegen die Unſittlichkeit der Geſchlechter die Wangen der Frauen wahrhaft — roth bürſtete, fügte es ſich durch einen ſchalk-

haften Zufall, daß zwei Schwestern von guter Familie aber etwas schillernden Bekanntschaften just durch den mittleren Gang zwischen den gefüllten Bänken, ein Unterkommen suchend, langsam gegen die Kanzel vorschritten, als eben der Prediger, die rohe Hand und ein Stück des nacktbraunen Armes aus der Kutte vorgestreckt, einen unanständigen Ausdruck mit der Redewendung herabschlenkerte: „Da kommen sie her, die von ihrem Leibe leben."

Beiläufig zu bemerken, gab es damals im Fuldaischen überhaupt noch wunderliche Originale von Geistlichen, wie sie eben aus der Zeit reinkatholischen Klimas ungestutzt und ungeputzt erwachsen waren. So kam sehr oft ein Pfarrer aus der Nachbarschaft in die Stadt, der von einem ihm sehr gängen Worte allgemein — „der Höllteufel" genannt wurde. Und er brachte freilich den Teufel in seinen Reden oft drollig genug an. Einst erzählte er, wie er in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen worden sei, und alsbald auch das heilige Sacrament mit dahin genommen habe. — „Ich merkte aber gleich", sagte er, „daß der Saufbold nicht in den letzten Zügen lag, sondern zu viel Züge Branntweins gethan hatte. Da ließ ich ihn denn auch ohne weiteres liegen, nahm unsern Herrgott und ging zum Teufel."

Einmal bekam er eine entsprechende Antwort von einem armen Manne, der sich mit roher Schnitzarbeit abgab, und den Bauern Cruzifixe schnitzte. Als er den Pfarrer um ein Almosen ansprach, versetzte dieser:

„Was? Meister Niklas, Ihr bettelt und habt doch

Euer ordentlich Geschäft. Macht Ihr denn keine Herrgötter mehr?"

„Gewiß mach' ich noch Herrgötter, Herr Pfarrer, aber kein Teufel kauft sie!" war die Antwort.

Doch kehren wir zur Fastenpredigt zurück!

Ich bin ungewiß darüber, war es der Sonntag Oculi, an dem ich zu besehen und besehen zu werden nach dem Dom ging, oder der vorhergegangene Sonntag Reminiscere, der mir fürs ganze Leben eine Reminiscenz anrichten sollte. An Ahnungen zu glauben bin ich nicht abgeneigt, und habe Vorausblicke des Traumes wirklich erlebt: damals aber schwieg jedes Vorgefühl einer verhängnißvollen Zukunft in der Brust des jungen Studenten, als ich mit den hüpfenden Schritten des neunzehnten Jahres nach dem mir bezeichneten Pfeiler der Kirche ging.

Hier, neben den überfüllten Bänken, stand zwischen Frauen und Mädchen in Bürgertracht nur ein Frauenzimmer, dem Anzuge nach von Stande — ziemlich hoch und schlank gewachsen, blühenden Aussehens, von kräftigen, angenehmen Gesichtsformen, Tituskopf nach damaliger Mode, die Augen groß, doch mehr unruhig, als ausdrucksvoll. — So hab' ich Franziska in der Erinnerung; denn damals nahm ich von den Menschen nur allgemeine Eindrücke auf, die ich mir nicht in ihre Bestandtheile zerlegte. Ein lächelnder Seitenblick bestätigte meine Vermuthung, daß sie es sei, und daß auch ich ihr beschrieben sein mußte.

Die Eigenheit der Männer ist bekannt, daß sie mit

zunehmenden Jahren ihr Wohlgefallen auf immer frischere weibliche Jugend richten und in ihrer Wahl oft weit hinter ihr Alter zurückgreifen; wogegen Jünglinge sich geschmeichelt fühlen, in Gunst und Zuneigung bei Mädchen und Frauen zu kommen, die älter als sie sind. Daher störte es mich durchaus nicht, daß Franziska mir wol sechs Jahre voraus sein mochte; obschon ich nicht sagen könnte, der erste Eindruck einer doch so vortheilhaft aussehenden Persönlichkeit habe mich besonders lebhaft eingenommen. Zerstreut und gedankenvoll unter der Predigt, blieb ich fortwährend — so zu sagen — im Gemeingefühl meiner Lebensumstände; was mich denn auch abhielt, in der Kirche und nach dem Amen des Predigers, im Gedränge des ausströmenden Volkes, mich Franziska zu nähern. Ich folgte ihr von fern im Zwielicht des frostigen Abends über den Domplatz in die Gasse am Thörle, bis sie noch einmal umblickend, das kleine Haus betrat, das mit niedern Stockwerken quer in die Tiefe eines Gartens gebaut stand.

Dies Haus am Scheidepunkt mehrer Gassen lag wie ausgestorben, so oft der gespannte Lyceist seitdem vorüberging, und einen ängstlichen Blick durch die halboffene Thür in eine dunkle Hausflur warf. Auch in der nächsten Fastenpredigt sah er sich vergebens nach Franziska um, und so hätte er sich vielleicht bald gewöhnt, ihrer als einer flüchtigen Erscheinung zu gedenken, wäre ihm nicht eines Nachmittags durch Sabine ein Wink nach dem Garten vor dem Petersthore zugekommen. Es läßt sich denken, daß er sich bestens zusammen nahm,

als er einer ſolchen erſten Einladung folgte. Er näherte ſich von der Ziegelhütte her, wo er auf dem Umweg nach der Gartenthür ſich erſt umſehen konnte. Und als er wirklich beide Freundinnen, Veilchen ſuchend, am Abhang des Grasplatzes erblickte und ſelbſt mit Freundlichkeit bemerkt wurde, gefiel er ſich darin, ſtatt mit Artigkeit um den Garten eilend durch die entfernte Thür einzutreten, ſich lieber mit zwei Sätzen über den hohen Plankenzaun zu ſchwingen. — Er half nun Veilchen aufleſen, juſt da, wo er es ſchon manches Jahr als Knabe gethan hatte; denn es war ja der Garten, aus dem der Oheim Velten das Gras bezog. — Die Unterhaltung dabei war nicht koſtſpielig, und als die freundlichen Mädchen vor dem Garten Abſchied nahmen, fühlte ſich der junge Freund ganz zufrieden mit ſeinen Auslagen.

Wie wir ihn nach ſeiner Herkunft und ſeiner bisherigen Entwicklung kennen, werden wir leicht die nächſten Eindrücke errathen, die er, vielleicht ohne Bedacht, von der neuen Bekanntſchaft hatte. Er empfand zuerſt, daß er Derjenigen gefiel, die ihm ſelbſt durch ihre Erſcheinung gefallen konnte. Daß ſie von höherm Stande war, fiel leider! bei unſerm Studenten und im damaligen Fulda nicht leicht genug ins Gewicht. Der dunkle Seidenſtoff eines langen Kleides, das ſo leichte Falten um eine ſchlanke Geſtalt warf und bei jeder Bewegung ſo flüſternd rauſchte, verfehlte ſeines Eindrucks nicht: wie weit aber wäre der Neuling davon entfernt geweſen, die zarten Bewegungen, die edeln Aeußerungen eines gebildeten weiblichen Herzens zu vermiſſen! Der Fremd-

ling in der Gesellschaft, der mit seinem bescheidenen Aussehen zum ersten mal in zwei lächelnde Mädchenaugen fiel, war so froh und anspruchslos, daß ausgesprochene weibliche Gutmüthigkeit, die ihn auf Muth und Selbstvertrauen stellte — diese überhaupt im Leben zu hochgeschätzte Eigenschaft, ihm über Alles ging und in seinen Augen allen Mangel der Bildung aufwog, selbst — wenn ihm eben so entschiedene Unwissenheit und sogar unter Freundinnen auffällige Beschränktheit des Verstandes begegnet wäre. Und am Ende — wollen wir etwa von unserm Studenten so viel Weltkenntniß und so wenig Selbstliebe verlangen, um sich an dem Bedenken zu stoßen, wie doch in aller Welt ein weibliches Wesen von höherem Stand und Alter nur dazu käme, an einem so unbedeutenden Burschen Gefallen zu finden? Nein, er dachte nicht so weit, und wenn er sich in seiner besten Laune über etwas wunderte, so war es etwa darüber, daß er, mit soviel Angst dem Kloster entgangen, nun durch Franziska doch dahin gebracht war, eine Art von Franziskaner zu werden. Doch, dies Ordensbekenntniß durfte ja nicht laut werden, und er mochte wol im Stillen empfinden, daß ihm, einem Novizen des Lebens überhaupt, doch wol auch in der Liebe ein Noviziat gegönnt sein werde.

Von Franziska's Verhältnissen erfuhr ich damals nur das Allgemeinste, was die ganze Stadt wußte. Ihr Vater war unter der fürstbischöflichen Regierung ein sehr ausgezeichneter Anwalt gewesen, an eine sehr schöne Bürgerstochter verheirathet, deren Bildung und Verstand

jedoch nicht ergiebig genug waren für einen Mann von so lebhafter Begabung, heißem Temperament und genialer Ungebundenheit. Gegen letztere hatte die geistliche Behörde Einiges zu erinnern gefunden, was unsern Anwalt bewog, mit einer lebhaften und anmuthigen Freundin Fulda zu verlassen und seinen Aufenthalt im Hessischen zu nehmen, wo man ihm bedeutende Processe zu führen anvertraute. Von fünf Söhnen, die sich hauptsächlich zum Vater hielten, nahmen einige militärische Dienste, der älteste in den Niederlanden, einige studirten die Rechte. Unter dem Prinzen von Oranien ward der Vater zurückberufen, und als Staatsprocurator und Fiscal mit dem Titel eines Regierungsrathes bestellt. Von Franziska's Geschwistern kannte ich dem Ansehen nach nur den einen Bruder, der sich denn auch, als Secretär beim Geheimraths-Colleg angestellt, durch seine gesellschaftliche Bildung, Gewandtheit im Geschäft und im Leben, sowie durch seine liebenswürdige und geschmackvolle Erscheinung unter den jungen Männern von damals sehr hervorthat. Von den drei Töchtern, die um die geistesschwache und körperlich gelähmte Mutter geblieben waren, hatte sich die älteste, durch lebhaften Hausverstand ausgezeichnet, an den Förster im fürstlichen Thiergarten, einige Stunden von Fulda, verheirathet; die jüngste, als sehr anmuthig und liebenswürdig im Andenken ihrer Freundinnen, war früh gestorben, und Franziska allein zur Pflege der Mutter zurückgeblieben.

Diese Pflege bei zunehmender Kränklichkeit hielt die

Tochter von öfteren und längeren Ausgängen ab. Dadurch war unſer Lyceiſt auf das Glück beſchränkt, deſto öfter auf Gerathewohl am kleinen Hauſe vorüberzugehen. Zuweilen traf er's denn auch, und konnte auf flüchtige Augenblicke in die Hausflur treten, manchmal nur um einen Spaziergang vor das ſtillſte Stadtthor zu verabreden; denn die ſchönſte Frühlingszeit war eingetreten. Da nun aber bei dem Zuſtande der Mutter Tag und Stunde eines ſolchen Ausgangs ſich nie ganz zuverläſſig vorausbeſtimmen ließ: ſo nahm Franziska, wenn es einmal anging, den Weg an unſerm Hauſe vorüber, und ich ſtahl mich ihr über eine Weile durch das Petersthor nach. Indem ſie aber niemals unterlaſſen konnte, nach unſern Fenſtern zu blicken und mit verlegener Kopfbewegung zu lächeln: ſo kam die ſtill beobachtende Mutter des fortſchleichenden Studenten, indem es ihr nicht an heimlicher Schlauheit fehlte, ſehr bald hinter die Schliche. Sie raffte ſich auf, folgte dem unklugen Paare und beſtätigte ſich durch ihr gutes Auge in ihrer Vermuthung.

Ich weiß nicht, was ſie davon dachte, denn ſie war ſehr ſchweigſam und innerlich lebend: aber ſie nahm es gelaſſen auf. Vielleicht, daß ſie mit ihrer ängſtlichen Seele das Ungehörige um des Ungefährlichen willen weniger beunruhigend empfand. Oder, da ihr nun das Kloſter aus dem Geſicht gerückt war, erblickte ſie vielleicht auch aus ihrer engen Exiſtenz hinter dem durch ſtille Felder wandelnden Paar einen verſchlungenen Pfad in die Zukunft ihres Sohnes, wie ja unter der noch unvergeſſenen geiſtlichen Regierung manch' ein Sohn

dürftiger Eltern seinen Weg durch ein angesehenes Haus gemacht hatte. Die veränderte Lage der Dinge, die Einflußlosigkeit der betreffenden Familie fielen natürlich über ihren Horizont hinaus.

Eines Tags machte sich die blonde Sabine den Spaß, Franziska mit an das Haus zu nehmen, um sich den Gartenschlüssel zu erbitten, den Oheim Velten als Pachter des Grases im Gebrauch hatte. Seitdem ging Franziska nie vorüber, ohne zu grüßen. Ja sie trat auf freundliche Erwiderung ans Fenster und ließ sich in die Stube einladen. Wie sie sich unter dem Balkendurchzug ein wenig bücken mußte, nahm es sich in den Augen der Insassen gar bedeutsam aus und ward ihr als anmuthige Herablassung angerechnet.

Das freundliche, gutmüthige Wort, besonders wenn es in der Unterhaltung für Alles ein eifrig beistimmendes Ja hat, gewinnt immer die Herzen solcher Leute, die darin nur ihre eigene Geltung empfinden, und denen erst im Thun und Lassen Anderer ein Maß der Verstandeskräfte gegeben wird. Die Angehörigen des jungen Studenten waren ganz eingenommen von der „Fränz"; nur seine Mutter lächelte manchmal zu einer Aeußerung derselben, sprach aber desto eifriger von dem Vorzug eines guten Herzens.

Bald sah sich Franziska durch die zunehmende Kränklichkeit ihrer Mutter mehr ins Haus gebannt, und es war ihr daher ganz recht, daß die obern Zimmer des kleinen Hauses miethfrei wurden, weil sie ihren jungen Freund, statt der Spaziergänge, zuweilen in einem der

Zimmer empfangen, und dabei die Mutter in Obhut behalten konnte. Eine Freundin ihres Alters war dann öfter anwesend, eine lustige, etwas unheimliche Person, Tochter eines ziemlich anrüchigen Vaters, der neben seiner Kanzleifeder ein wenig in die Porträtmalerei mit Pastell- und Wasserfarben pfuschte. Sie selbst sang bekannte Lieder nach dem Gehör, um nicht zu sagen — aus der Faust. Pfiffig und etwas verschlagen, konnte sie es nicht lassen, Franziska in ihren kleinen Unbeholfenheiten gelegentlich bloszustellen; wodurch sie aber, statt ihren eigenen etwas malitiösen Verstand geltend zu machen, nur die schutzbedürftige Gutmüthigkeit ihrer Freundin hervorhob. Sie hieß Eleonore.

Zu dieser Theilnahme ergab sich bald noch eine andere Belebung des Verhältnisses, dem es doch — genau besehen — bisher an innerem Schwung gefehlt hatte. Sabine kam nämlich sehr selten, und nie wenn der junge Freund anwesend war, aus der Nachbarschaft herüber. Sie schien bedenklich geworden über Das, was sie doch selbst angerichtet hatte, als es unter den Nachbarinnen bemerkt und besprochen zu werden anfing. In der That, während unser Paar seinen Umgang noch als ein reizendes Geheimniß pflegte, war es bereits der Gegenstand des nachbarlichen Kopfschüttelns geworden. Bei den verlängerten Tagen und milden Abenden des Frühlings waren gewöhnlich die Fenster und Thüren jener sich verzweigenden schmalen Gassen besetzt, wenn der junge Freund von einer oder der andern Seite her erschien, und statt unbeachtet ins Haus zu treten, wie

er lange geglaubt, ſich von geſpannten, lächelnden, einander zuwinkenden Augen begegnet und begleitet finden mußte.

Sollte man es nun von einem ſonſt ſo ängſtlichen und weltblöden Geſellen erwartet haben, daß er ſich dadurch nicht abſchrecken ließ, ſondern nur mit deſto barſcherem Schritt und Blick ſeinen Weg machte, und den Trotz als Trumpf ausſpielte? Wirklich glaubte er mit ſtudentiſcher Ungeberde ſich ehrenhafter zu behaupten und verrieth, daß er doch in Begriffen noch jünger als an Jahren war. Wie wäre es ihm da zu Statten gekommen, wenn wenigſtens Franziska von richtigerem Gefühl und Urtheil geleitet worden wäre! Statt deſſen hatten Beide nur die dunkle Befriedigung, für ihr Verhältniß, dem immer noch der innerlich belebende Herzſchlag der Liebe ausblieb, nun wenigſtens eine äußerlich zuſammenhaltende, etwas rauhe Schale gewonnen zu haben. Da konnte es, wenn auch nicht in ihren Augen, für ein Glück gelten, daß bald auch äußere Ereigniſſe ſich einfanden, und die einander Bethörenden vom nahen Abwege ſocialer Verwilderung ablenkten.

Den Brüdern Franziska's mochte das öffentliche Geheimniß der Schweſter doch früh genug zu Ohren gekommen ſein. Ohne Zweifel erfolgten zuerſt auch Warnungen an ſie, die von ihr unbeachtet und dem jungen Freunde vorenthalten blieben. Dennoch wurde der Umgang dadurch unterbrochen, daß Franziska's Mutter, und nach längerem Leiden auch des Vaters Freundin ſtarben. Nun entſchloß ſich der Vater, ſein kleines Haus zu bezie-

hen, das, mit Stallung und Scheuer im Hintergrunde des Gärtchens versehen, den verlassenen Mann durch die Beschäftigung mit einigem Feldbau neben seinen Actenarbeiten zu zerstreuen versprach. Eben hatte Franziska die Haushaltung des Vaters übernommen, als sie den jungen Freund, mit dem sie inzwischen freilich wieder zusammengekommen war, mit der Nachricht überraschte, sie sei auf den Sommer nach dem Thiergarten verwiesen, und dort in der einsamen Försterwohnung unter die Aufsicht ihrer verheiratheten Schwester gestellt.

So hatte die bedächtige Familie ein durchaus haltloses Verhältniß auf die einfachste Weise gelöst, und beruhigte sich bei der verständigsten Vorkehrung, die in ihrer Lage zu nehmen war. Was wollte sie mehr? Das Undenkbare zu berechnen waren ihr keine Ziffern gegeben.

Unserm unbedachten Lyceisten kam es zu gut, daß die Fabel, mit der sich die Nachbarschaft am Thörle beschäftigt hatte, abgebrochen war, ehe sie das Lyceum und die Conferenz der Lehrer erreichte, worin demnächst sein letztes Schulzeugniß ausgefertigt werden sollte. Dies hätte sonst schwerlich auf „bewährte" Sitten — freilich bei nur „hinlänglichem Fleiß!" — gelautet. Vorerst war die kleine Geschichte vergessen. Die kriegerische Zeit, das schwebende Loos des Landes und die bedrohlichen Weltbewegungen des Jahres 1809 hatten die Gemüther auch unserer fuldaischen Kleinstädter mit Sorgen und Absichten anderer Art eingenommen.

Aussichten.

Es ist merkwürdig, wie lebhaft die Jugend, bestimmt, sich nach allen Seiten in das heitere, öffentliche Leben zu entwickeln, doch gerade in der Zeit, da dieser Trieb am mächtigsten wirkt, sich zu geheimen Verbindungen und Bestrebungen geneigt und verlockt findet. Sie scheint demselben Gesetz unterworfen, nach welchem die Pflanze in dem Maß, als sie sich nach dem Licht entfaltet, ihr Wurzelwerk in die Tiefe des Bodens treibt.

Um dieselbe Zeit, als unser junger Freund seinem unbedachten Herzensgeheimniß nachging, hatten etliche seiner begabtern Gefährten sich zu geheimen Zusammenkünften verbunden. Auch sie waren auf ihrem Glaubensweg auf religiöse Zweifel gestoßen, hatten verwegene Gedanken aufgehoben und suchten sich nun darüber ins Klare und auf eine beruhigende Verständigung zu setzen. Eine feierliche Zusage gab dem Einverständniß eine gewisse Bedeutung und ein Todtenkopf, den Einer der

Verbrüderten aus der Anatomie auf den Tisch brachte, lieh den abendlichen Versammlungen einen Schimmer und Schauer des Transscendenten oder ins Jenseits Greifenden.

Nun hegten diese Verbündeten zu ihrem Gefährten, seines ausgekommenen Herzensgeheimnisses ungeachtet, das Vertrauen, ihn zu ihrem Geheimniß einzuladen. Er nahm diese Aufforderung mit Lebhaftigkeit an und erwies sich alsbald auch dadurch theilnehmend und thätig, daß er für diese Verschwiegenen den schon früher erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und, wenn ich nicht irre, gegen die dogmatische Hölle überhaupt schrieb und in ihrem Archiv niederlegte.

Heut lächeln wir wol über so winzige Heimlichkeiten. Damals aber leuchtete noch der alte Fürstbischof am Abendhimmel Fuldas; sodaß unsere kleinen religiösen Zweifel sehr große ketzerische Schatten vor uns her geworfen hätten.

Indem wir aber mit solchen ernsten und verschlossenen Mienen dennoch, unsern Jahren gemäß, ziemlich in den Tag hinein lebten, blieb auch unser Freund ohne die flüchtigste Ahnung darüber, daß aus einem gar düster aussehenden Bunde strebender Genossen gerade die schwungvollsten Jahre der Jugend und der spätere Ausflug seiner schriftstellerischen Federn hervorgehen, hinter jenem leichtfertig abgekarteten, mit flüchtigen Marken geführten Spiele des Herzens aber der rauhe Weg seiner Charakterentwickelung anheben sollte.

Stimmte es indeß wenig zu dem Sinn und den

runden Wangen unſeres Alters, uns lang und anhaltend in Betrachtungen zu verlieren, die einen öden Schädel zum Wahrzeichen hatten: ſo war es auch noch ein gar luſtiges Haus, worin wir uns verſammelten. Die Witwe eines Arztes, Stiefmutter unſeres anatomiſchen Freundes und zweier herangewachſenen Schweſtern, eine geſcheite und aus der Prälatenzeit weltkundige Frau, ſah gern die jungen Freunde und Freundinnen ihrer Stiefkinder um ſich und zog ſie heran. Ihre jüngere Schweſter feſſelte einen Kanzliſten, den wir noch zu unſerer Genoſſenſchaft zählten, und die Witwe ſelbſt war noch jugendlich genug für artige Aufmerkſamkeiten, ja für ſtille Huldigung geſtimmt. Dabei beſaß ſie aber Verſtand und geſellſchaftliche Bildung von der Art, daß ſie die Luſtigkeit gemiſchter Jugend, die ſie anregte und unterhielt, nie die Schranken der Schicklichkeit und des Anſtandes überſchreiten ließ. Allzuenge freilich waren dieſe Schranken im damaligen Fulda und in jener kriegeriſchen Zeit nicht geſteckt. Man fühlte ſich ja unter der Fremdherrſchaft im öffentlichen Leben ſo vielfach gezwängt, daß man in vertrauten Kreiſen der Familie ſchlechterdings auch einmal ein paar Burzelbäume ſchlagen mußte. Hatte nun unſere heitere Wirthin in ernſter Unterhaltung die Geſichtspunkte für die Neuigkeiten des Tages und die Kritik für die Ereigniſſe der Geſellſchaft gegeben: ſo ließ ſie es dann auch nicht an guten Anſchlägen zu Spiel und Spaß fehlen und beſonders war dem Pfänderſpiel ein weiter Spielraum gegönnt. Selbſt Kirchengebräuche wurden zu dieſem

Spiel säculariſirt, vielleicht als Ergebniß unſerer von der Schädelſtätte mitgebrachten Aufklärung. Wenn z. B. Einer ſein Pfand durch eine Beichte löſen mußte, eilte er ins anſtoßende Gemach, bekannte ſich durch die ſchmal geöffnete Thür als Sünder und rief einen Pater mit Namen zu ſeinem Beichtiger. Dieſer war begreiflicherweiſe ſtets vom andern Geſchlechte des Sünders. Auch das ſchöne Geſchlecht übt ja gern die Macht zu binden und zu löſen. Aber nicht genug, daß der Sünder oder die Sünderin von gütigen Lippen abſolvirt zurückkam: nein, hinter ihnen bekannte ſich der Beichtiger ſelbſt mit kläglicher Stimme als ſündenfällig, der auch wieder eines Paters bedurfte. So ging's durch die ganze Kleriſei der luſtigen Geſellſchaft und die Kraft der Sündenvergebung pflanzte ſich, wie manche andere Sympathien, nur abwechſelnd auf Perſonen des andern Geſchlechts fort.

Indem nun auf dieſe Weiſe unſerm myſteriöſen Todtenkopf ein Schnippchen ums andere geſchlagen wurde, verfielen wir, wie wir doch einmal verbunden waren, auf andere gemeinſame Unternehmungen und Verſuche. Zu dieſen gehörten Declamationsübungen und Darſtellung einzelner dramatiſcher Scenen. Wir hatten ſeit kurzem Bekanntſchaft mit den Schiller'ſchen Dichtungen gemacht. „Die Jungfrau von Orleans" regte uns auf und wir debütirten mit der Sterbeſcene Talbot's. Viel Umſtände brauchten wir nicht; einige Roſenſtöcke genügten uns zu Talbot's Worten:

„Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder!"

Die feierlichen Worte der Resignation und der atomistischen Weltansicht aus dem Munde des englischen Feldherrn sprachen uns lebhaft an, und führten — möchte ich sagen — unsere unfruchtbaren religiösen Zweifel zu positiven Kunstversuchen hinüber. Denn wirklich waren es die unbeachteten Anfänge eines großartigen Gesellschaftstheaters, das nachmals Bedeutendes leistete und für Fulda im Wechsel guter und schlimmer Ereignisse einen Mittelpunkt der Geselligkeit, einen „Verein der Musenfreunde" zur Erholung und Erhebung bildete.

Denn bald gingen wir von diesen Declamationsübungen zur Darstellung größerer Scenen in Verkleidung und hinter Tapetenwänden über, wozu uns die Frau Professorin eine hintere längliche Stube einräumte. Ich erinnere mich, daß ich — wie ich denn das Pfaffenthum noch lange nicht los werden sollte — zuerst den Erzbischof von Rheims darzustellen hatte. Ein schwarzes Kleid der Hausfrau war mir unter die Arme gebunden, damit es als Talar auf die Füße falle; ein passender Kragen häkelte sich mir über die Schulter und ein Kreuz von böhmischen Steinen hing auf der Brust. Unser Komiker war als Souffleur zwischen die coulissenartig herabhangenden Tapetenstreife gesetzt und konnte es nicht lassen, mir — wie ich mit gefalteten Händen ihm zunächst stand — zuzuflüstern: „Erzbischof, putz' einmal das Licht!" Es erregte, als ich es mit aller bischöflichen Würde wirklich that, ein störendes Gelächter; denn Jung und Alt unserer sonntägigen Zusammenkünfte bildete unser Parterre.

Wir versuchten es nun mit ganzen Stücken und fanden Beifall. Durch mitgebrachte Freunde vermehrten sich unsere Zuschauer, wie sich unsere Wagnisse erweiterten, und ehe wir uns dessen versahen, war für beide das Zimmer zu enge. Denn auch unser leistendes Personal hatte sich vermehrt. Dieser und jener junge Freund und mancher ältere Mann drängte sich zu und überraschte mit Geschicklichkeit für verschiedene Rollen. Ich habe schon früher an die Erscheinung erinnert, daß im Frühling bestimmte Insekten nicht eher auskriechen, als das junge Laub erscheint, von welchem sie sich ernähren. Auf ähnliche merkwürdige Weise treffen im gesellschaftlichen Leben der Menschen gar oft gewisse geistige Bedürfnisse und Entwickelungen mit den Talenten zusammen, die für dieselben berufen sind. Ja selbst im öffentlichen Leben zeigt sich diese Erscheinung. Wie fand die französische Revolution für ihre Eroberungszüge eine ganze Schar gleichzeitiger militärischer Talente! Und in unserm herrlichen Frühliug von 1848, krochen da nicht mit den Ausschlägen unserer speculativen Staatsweisheit die unseligen Professoren aus, deren Futter sie war und die leider auch alle fröhlichen Triebe unserer nationalen Hoffnung mit zernagten und beschmissen?

Unser Dilettantismus konnte an die Anfänge des deutschen Theaters erinnern, das ebenwol klein und unscheinbar anhob, als Karoline Neuber unter der Dictatur der Gottsched'schen langen Lockenperrücke ihre Bühne eröffnete, und Thalia, mit Minerva's Helm und Spieß gerüstet, den legitimen Hanswurst enttrohnte, ein An-

fang, der nach wenig Jahrzehenden eine hohe Wichtigkeit gewann und die besten Köpfe der Nation beschäftigte.

Wir mußten uns also nach einem geräumigern Local umthun.

Doch, meine Erinnerungen eilen nach dieser Seite zu weit voraus. Die freundschaftlichen Versuche und Bestrebungen, von denen hier die Rede ist, fallen ohnehin nach unserm Austritt aus dem Lyceum zwischen jene Scheidewege meiner Zukunft, von denen ich noch einmal in den letzten Schuljahrgang zurückgekehrt bin, um meine Begegnung mit Franziska zu erzählen.

Von ihr aus dem Thiergarten erhielt ich in den ersten Wochen nur Grüße und mündliche Nachrichten durch eine Bauersfrau bestellt, die von der Familie des Försters zu Botengängen für Einkäufe und dergleichen in die Stadt gebraucht wurde. Durch sie, der es an einer gewissen Pfiffigkeit der Armuth nicht fehlte, wären auch Briefe recht gut hin- und hergegangen. Allein Schriftliches war zwischen uns noch nicht gewechselt worden. Es hatte von beiden Seiten an Aufforderung dazu gefehlt. Irre ich in meiner Erinnerung nicht: so lag damals weit mehr Ueberschwängliches in meiner Vorstellung von Liebesbriefen, als in der Empfindung, solche an Franziska zu schreiben. Vorsicht und Klugheit hätte mich damals nicht leicht von etwas der Art abgehalten; allein wenn ich mit meiner eigenen Feder bescheiden sein konnte, so war ich gegen jene, die Franziska hätte führen müssen, discret.

Gegen Ende Juni, da ſich die Feiertage Johannis und Peter's und Paul's mit einem Sonntage zu einer feſtlichen Woche zuſammendrängten, erhielt ich durch jene Bäuerin die Einladung, Franziska im Thiergarten zu beſuchen. Ihre Schweſter und der Schwager gingen auf ein paar Tage nach der Stadt, lautete die Beſtellung, ich möchte doch ja kommen; wir hätten uns ſo lange nicht geſehen und ſie mir Manches mitzutheilen. Die Beſtellerin machte mir's noch dringender und es wäre ja auch gar ſo ſchön im Thiergarten.

Ich ſagte zu.

Und allerdings lag der Wildpark wie eine Fabel in meiner Erinnerung. Aus der Knabenzeit gedachte mir das Raſſeln der Hofwagen, in denen Sommers, wenn der Fürſtbiſchof eine heiße Woche im Schlößchen jenes Parks zubrachte, die adlige Geſellſchaft Morgens an unſerm Hauſe vorüber durch das Petersthor hinausfuhr und gegen Mitternacht wieder zurückkehrte. Dann ſtand mir vor, wie ich auf mehren Kirchweihen zu Hofbieber, von den Baſen nach dem Schloß Bieberſtein geführt, von dieſem erhabenen Söller aus das von einer Mauer weit umfaßte Waldgebiet überſchaut hatte. Das letztemal war denn auch das Dorf voll von einer Wilddiebsgeſchichte geweſen. Verwegene Wilderer überſtiegen jede Mondſcheinnacht die Mauer und machten gute Beute unter dem gehegten Wild. Der junge, muthige, von Pflicht und Ehre getriebene Förſter hatte eines Nachts auflauernd die Stelle entdeckt, wo ſie überſtiegen, war

ihnen nach dem Außenwäldchen, wo sie eben ein erlegtes Thier aufbrachen, gefolgt und hatte im Zusammenstoß mit dem Verwegensten derselben glücklicherweise den ersten Schuß gewonnen, sodaß er der mörderischen Ladung des Wilddiebes entgangen war.

So wandelte ich denn in der Frühe des heitern Festtages über den Petersberg hinweg. Wie prachtvoll erhob sich vor mir der Höhenzug des Gebirges, leicht von Morgenduft umsponnen! Vogelschlag in allen Büschen und Lüften. Und schon duftete mir jenseit des Dorfes Margretenhaun der Wald entgegen und ich schritt zwischen Laubgehölz und wogender Saat leichten Schrittes, leichten Sinnes dahin, als in dieser feierlichen Stille, vom Westwinde getragen, die ersten dumpfen Schläge der Hosannaglocke des Doms mich erreichten. Ich erschrak ordentlich vor diesem Nachruf in die waldige Einsamkeit, blieb stehen und schwankte umzukehren. Hinter mir die festlich bewegte Stadt, vor mir die Fabeln des traulichen Wildparks; dort der feierliche Klang, mir entgegen der würzige Waldgeruch: wie zog mich das hin, wie zog es mich heim! Es läutete fort in gelassenen Schlägen, und eine Wehmuth überkam mich. Ich dachte jener Stunde, da ich die Glocke hatte ziehen helfen und eine Ahnung der Gefahr mich zurückgehalten hatte, am gefaßten Strang empor zu fliegen.

Aber meiner Angst trat die gegebene Zusage entgegen und bestritten einander.

Und endlich, da verſtummte die Glocke und da ſtieg dicht vor mir aus der Saat eine jubelnde Lerche auf, und — da wendete ich mich vorwärts und ging raſch, raſch in den Wald hinein.

Im Thiergarten.

Der Wald, in seiner Feiertagsstille mehr durch sein Ziel als durch die einsamen Pfade bänglich für den jungen Wanderer, streckte sich bis an jenes Wildgehege, dessen Mauer, damals noch ziemlich erhalten, andere Waldreviere mit Bergkuppen und Wiesengründen in weitem Bezirk umfaßte. Schöne Buchenwälder und besonders auch für den Botaniker lockende Vegetation! Von dort hatte die Waldflora unserm Professor Heller für seine botanischen Vorträge die interessantesten Pflanzen geliefert. Reichlich findet dort der Apotheker die Arnica und den Baldrian. Manche Pflanzen, die eigentlich den Alpen eingebürgert sind, haben sich auf jenen fuldaer Bergen ohne Heimweh angesiedelt. Seltnere Orchideen, Saxifrageen, Sinnpflanzen gefallen sich in dieser Einsamkeit. Wie heißt doch das Pflänzchen, dessen Blüte mit dem Aussehen einer Mücke am Stengel sitzt? Auch Frauenschuh, Cypripedium calceolus, überrascht den

Liebhaber, der von einer Fee träumt, die hier flüchtig ihr grünlich gelbes Pantöffelchen an einem spannenhohen Stengel zwischen breiten Blättern abgestreift und verloren habe.

Ein Thor mit einer Pförtnerwohnung bezeichnet die Einfahrt von der Residenz her. Ein gepflasterter, heut ganz verfallener Weg, führte nach einem alten Waldschlößchen mit gegenüber gelegenem Neubau für Stallung und Wagenschuppen. Hier hatten seine hochfürstlichen Gnaden während Sommeraufenthalts zuweilen gekegelt, und der aufstellende Lakai die Würfe mit dem Ruf verkündigt: „Fünf" oder „sieben gnädige!" Denn die hochwürdigen Herren machten sich solche Motion gern nach Tische, wo ihnen der Johannisberger und der Salecker, die damals noch in den fuldaer Hofkeller flossen, vor den Augen flimmerten. — Von da lief der Weg nach einem Seitenthore, durch welches dieser fürstliche Sommeraufenthalt mit dem Schlosse Bieberstein in Verbindung stand, das jenseit einer verschlungenen Bergwiese von seinem jähen Felsenkegel hoch herab sieht.

Vom ersten Eingange windet sich ein Fußpfad durch das Buschwerk nach der Försterwohnung. Das Haus, zwischen einem länglichen Stallbau und einem Hausgarten zurück tretend, sah mit breiter Vorderseite dem Ankommenden entgegen. Dieser hatte aber kaum den Hofraum vor demselben betreten, als ihm Franziska bis an den Brunnen entgegen eilte und ihn mit leidenschaftlichem Wiedersehen empfing. Sie war stärker geworden und sah sonnengebräunt aus. Ihre Bewegungen hatten

etwas Verwildertes, ihr Benehmen athmete Waldungebundenheit. Man lebt nicht ungeſtraft unter Palmen, ſagt man — wieviel weniger in einem einſamen Wildparke!

Fränz gab ſich aufgeregter in ihren Reden; ihr Thun und Laſſen war nicht ohne Haſt und Unruhe, die doch mehr einem erwarteten, als einem überraſchenden Gaſte zu gelten ſchienen. Durch dies Alles von außen wie von innen befremdet und von neugierigem Geſinde mit lächelnden Blicken begafft, fand ſich der junge Ankömmling einigermaßen verſchüchtert oder unbehaglich. Die Situation war ihm zu neu und ungewohnt; er fühlte ſich darin wie in einem Gewande, das ihm nicht angemeſſen ſaß und überall zu weit war. Er hätte ſich doch immer noch ein wenig als den guten Studenten Pfiſter's erkennen dürfen, der zwar über die zwei Wege des heiligen Aloyſius hinaus nach neuen Seitenpfaden ſchielte, doch bis jetzt mit den derben Sohlen ſeiner Herkunft, die er noch trug, nur auf dem Pflaſter jener beiden Gänge feſt und ſicher, wenn auch etwas ſchwerfällig auftrat.

Doch ein gedeckter Tiſch, eine ländliche Bewirthung machen junge Fußwanderer bald einheimiſch. Wein und Waldesduft ſchließen leicht Brüderſchaft mit einem muntern Blut, und helfen ihm die Philiſterſchaft ängſtlicher Reflexionen vertreiben. In dem heitern Gaſtzimmer des obern Stockwerkes, wo der Kaffee aufgetragen wurde, auf das Sopha hingeſtreckt und von der ab- und zugehenden Wirthin gepflegt, fing der junge Gaſt an ſich

zu fühlen. Von den Dienstboten, die sich zerstreuten, vernahm er nur noch den einsamen Gesang einer Magd. Bald verstummte auch diese helle Stimme; der Mittag ward heißer; die Sonnenstrahlen selbst suchten durch die hohen Laubkronen die Schatten breiter Buchenäste. Eine unendliche Stille ruhte auf der Heimlichkeit der Wälder, deren Wipfel sich im Mittagsschlummer wiegten, aus deren heimlicher Tiefe nur dann und wann ein wilder Vogel schrie, oder ein zutrauliches Reh zur Wiesenquelle hervorkam.

In welch bedenklicher Lage sich der junge, unerfahrene Gast befand, läßt sich nicht verbergen. Welches Mutterherz hätte ihrem zwanzigjährigen Sohn in solcher Zweisiedelei zulächeln mögen? Betrachten wir flüchtig den Menschen, der in der einen Wagschale der Situation lag, um einen Ueberschlag Dessen zu machen, was in die andere fallen mußte, um ihn aufzuwägen.

Wie wir den heitern aber nicht unschüchternen Burschen bis daher begleitet, und mehr träumerisch als vordringlich gefunden haben, scheint sein Naturel, wenn auch nach den Trieben gezogen, die in diesem Alter heftig hervortreten, doch nicht so ungestüm gewesen zu sein, daß es allzuleicht über die von ängstlicher Zucht und frommer Gewöhnung genährten sittlichen Gefühle hinausgestürzt wäre. Ueberdies hatte in allerengster aber geordneter Häuslichkeit schon der Knabe sich im Entsagen geübt. Die tägliche Abwägung der Familie in Demjenigen, was man vermöge und nicht vermöge, was Ihresgleichen zustehe und nicht zustehe, hatte in dem

Jüngling für sein Thun und Lassen eine Vordringlichkeit der Reflexion über jedes unmittelbare Verlangen hervorgerufen — ein Ueberlegen, das denn auch dem moralischen Prüfen Dessen nicht fremd blieb, was man dürfe und nicht dürfe, was wol auch einmal hingehen, und was nie ohne Folgen bleiben möchte, und wie den bürgerlichen Bedürfnissen hatte er sich gewöhnt, auch den sittlichen Antrieben etwas abzuzwacken. Zuletzt, aber gewiß nicht zu geringst, hatte sich in Velten's Wohnung eine unter so engen und armen Verhältnissen wundersam durchgeführte äußerliche und sittliche Reinlichkeit des Hinlebens, die besonders von der Mutter ausging, in der ersten Jugend unseres Studenten zu einer fast jüngferlichen Verschämtheit ausgebildet, die ja bekanntlich bei dem einen wie beim andern Geschlecht, gar oft noch hütend und abwehrend zurückbleibt, wenn bereits alle schützenden Mächte der Seele von der dämonischen Macht des Naturels mit fortgerissen sind.

Bei alle Dem aber stand der Bursche in seinem zwanzigsten Jahre — unbefangen und vertrauend von Seele, lebhaft empfindend, herzlich getrieben, heitern Sinnes und gesunder Pulse, zagend und wagend je nachdem.

Mehr läßt sich nicht aussprechen. Auch würde der Leser dem unsichern Secirmesser nicht weiter in die psychologische Anatomie jener längst verblichenen und nur in der Erinnerung hermetisch bewahrten Empfindungen folgen mögen. Der junge Gast aber, als er gegen Abend innerlichst verstimmt, unruhig und mit seinem

Tag unzufrieden das Försterhaus verließ, folgte ihm doch keine Ahnung, daß ihm aus jenem Waldrevier ins „Herbarium vivum" seines Lebens — ein „Frauenschuh" beschieden wäre, wo er lieber eine „Mimosa pudica", das „Noli me tangere" hätte finden sollen.

Wie eine schweigsam hütende Mutter ihr unachtsames Kind, nahm die frisch duftende Waldung den zerstreuten jungen Wanderer in ihre wohlthuenden, leise beruhigenden Arme auf. Die spielenden Sonnenstreife, die letzten schreienden Vögel, die fernher tönenden Ave Maria-Glocken versteckter Dörfer konnten ihn dem unruhigen Nachbrüten und dem ängstlichen Vorwurf, den er sich zu machen hatte, lange nicht entreißen. Das Geschehene, das Gewagte wäre am Ende wol hinter seinem raschen Schritt ermüdet; aber die Besorgniß, ob die Zukunft keinen Anspruch daran knüpfen könne, flog ihm länger wie eine brummende Bremse nach. Er hatte sich auf ein geheimnißvolles Gebiet der Natur und der Sitte verirrt: wie hätte das Räthsel — welchen Mächten des Lebens er verfallen sein könnte, ein so junges, unkundiges, rathloses Herz nicht auf das peinlichste ängstigen sollen?

Wie aber dies, doch auch wieder lebensfrische, jugendpralle Herz nach und nach wieder leichten Muth und Hoffnung faßte, löste sich die verzagende Wirrniß, wie der Wald sich lichtete. Aufathmend ließ der junge Wanderer seine gewiß nur grundlose Bekümmerniß wie seinen abendlichen Schatten weit hinter sich. Und nicht lang, so stand es — wenn auch eben nicht in voller

Ueberlegung, doch in seiner Empfindung fest, daß sein Verhältniß zu Franziska gelöst sei, daß es hinter dem Walde, wie der Wald hinter ihm liege.

Es gibt allerdings Herzensverbindungen, die nicht ohne nachschmerzende Wunde für lang oder fürs Leben gebrochen werden, aber auch solche, deren Lösung den Mann in das Wohlgefühl der nun bewußteren Freiheit setzt. So gab ich mich jetzt mit weniger zerstreutem Gemüthe den Vorträgen besonders über Experimentalphysik, aus der Kirchengeschichte der Periode vor Arian, den schriftlichen Ausarbeitungen und den Lectionen aus der praktischen Philosophie hin. In diesen hatte Professor Schell, den ich vor allen Andern hoch hielt, an mir einen besonders aufmerksamen Zuhörer, ohne daß er die Lebensverwirrung ahnte, die *seinen* Vorträgen meine interessirteste Theilnahme einfädelte. Er behandelte nämlich den Menschen in seinen Verhältnissen zur Welt, als seinem Wirkungskreise, und kam eben, nachdem er die Beziehungen desselben zur Natur entwickelt hatte, zur Betrachtung Dessen, was der Mensch zu thun und zu lassen habe in Ansehung seines Nebenmenschen; da denn die Artikel von der Liebe und Ehe, von der Erziehung und Bildung des Menschen und vom Staate abgehandelt wurden.

Wenn nun auch jüngst Erlebtes mich lebhafter als die übrigen Schüler zur Aufmerksamkeit für solche scharf entwickelte Wahrheiten hintrieb: so kam mir dabei doch keineswegs in den Sinn, daß mein Lebenspfad so bald in ihr Bereich einbiegen, ihre Vorschriften mir zur Abwägung neuer Lebenspflichten dienen sollten. Da erschien aber, noch ehe ich die Früchte meiner Aufmerksamkeit auf den Markt der öffentlichen Schulprüfungen bringen konnte, Franziska in der Stadt. Sie nahm ihre Einkehr bei jener Freundin, die ich früher in ihrer Wohnung kennen gelernt hatte, deren keckes und etwas durchtriebenes Wesen mir aber stets abstoßend geblieben war. Dorthin ließ mich Franziska rufen und theilte mir unter Erinnerung an meinen Besuch ihre Besorgniß mit. — —

Dies war nun freilich eine Nachricht, vor der ein junger Mensch vom Lebensmaß eines Lyceisten neben dem Erlernten auch seine Fassung prüfen konnte.

Nicht weniger fatal erschien es, daß Franziska sich bereits auch ihrer Freundin entdeckt hatte. Denn jene Besorgniß konnte noch viel eher voreilig sein, als daß von dieser Eleonore die zugesagte Vorsicht und freundschaftliche Verschwiegenheit zu erwarten war. In der That mochte nur von ihr, der ein verschlagener Verstand und lüsterner Sinn aus den Augen sah, das nun bald sich verbreitende Gerücht von dieser auffälligen Neuigkeit — und wer weiß in welcher Entstellung oder Misdeutung — ausgekommen sein. Aber so sehr war man damals von den großen Bewegungen des Jahres — vom Erzherzog Karl und dem Sandwirth Hofer,

von der Schlacht bei Wagram und am Berg Isel, von Durchmärschen und Einquartierung eingenommen, daß jene Klätscherei nicht eher ins Lyceum drang, bis hinter den öffentlichen Prüfungen und meiner früher erwähnten Abschiedsrede her mir das Schulzeugniß — „bewährter Sitten", vom Studiendirector unterm 9. Sept. ausgefertigt und besiegelt in den Händen lag.

Welche verschiedenen Lebenswege in die Zukunft ich damals prüfte und versuchte, ist erzählt worden. Alles versagte, bis auf die Schreibstubenfeder des Advocaten Koch, die mir winkte. Ich hatte sie ohne weitere Betrachtung angenommen; wie ich denn erst spät im Leben, nach wiederholten Fällen, der wundersamen Fügung inne wurde, daß mir gewöhnlich fehlschlug, was ich selbst unternahm, dagegen Dasjenige, was mir vorbestimmt schien, unerwartet entgegenkam. Es mochte dies eine Art von Vormundschaft des Verhängnisses über einen Menschen sein, der in so versteckten Lebensverhältnissen und von Haus aus etwas unachtsam, auch mit gutem Verstande sehr spät zum Verständniß der Welt und zur Kenntniß der Wendeltreppen der Gesellschaft gelangen sollte.

Dieser Vormund stellte sich jetzt mit einer kühnen, wahrhaft Prometheischen Lebenswendung ein, die lange Jahre als ein schweres Misgeschick erschien, bis das ausgelebte Verhältniß viel mehr als stark wirkendes Mittel zur Bildung und Vertiefung des Sinnes und der Seele erkannt werden mußte.

Ich habe von dem heitern Hause der lebenskundigen Frau Professorin erzählt. Hier, wo ich mich unter

gemischter muntrer Jugend zu fröhlichen Abendstunden regelmäßig einfand, suchte mich jenes Verhängniß auf. Ich wurde eines stillen Nachmittags dahin beschieden, von der Hausfrau mit einer auffallend bedeutsamen Miene empfangen und in eine Hinterstube der Wohnung gewiesen, wo ein etwa zehn Jahre älterer Mann auf mich wartete. Meiner Erinnerung nach kam er mir mit angenommener Unbefangenheit, wiewol gemessener, als es sein lebhaftes, joviales Aussehen sonst mit sich bringen mochte, entgegen. Blond von Aussehen, nicht groß, aber von zierlicher, behender Gestalt und angenehmen Zügen machte er einen guten Eindruck, der Eröffnung voraus, die weniger angenehm war. Doch Grün auf Grau seines Anzugs, auf den Forst- und Jägerberuf deutend, hatte mich schon den Förster aus dem Thiergarten errathen lassen, der danach aussah, ein in seinen Hof eingedrungenes Wild zu erlegen. Und so drückte er denn auch als Jäger rasch mit der Ladung des Vorschlags zu einer Heirath ab, und rückte als Forstmann, im Auftrag der Familie, diese Verbindung vor die Schneiße eines Durchblicks in meine Zukunft. Eine einfache Häuslichkeit sollte eingerichtet werden, und ich dann nach Mainz gehen, dort den Code Napoleon und das französische Gerichtswesen studiren, um demnächst, wenn beide nach bevorstehendem Uebergang des fuldaer Landes an einen Rheinbundsfürsten eingeführt würden, mich um ein ehrenvolles Amt zu bewerben.

So wenig, als mich das nun nicht mehr zu bezweifelnde Misgeschick eigentlich überrascht hatte, sagte mei-

nem Herzen, wie es damals gestimmt war, der Vorschlag und die gestellte Aussicht zu. Nur die Schlußbemerkung des Försters — ich würde mich doch mit Franziska nicht anders als mit meiner Person abfinden wollen — fiel mir schwer auf und machte mich betroffen. Ich hatte gar an nichts Anderes gedacht, als daß eben von einem Anspruch an meine Person die Rede sein könnte; nun aber erinnerte mich das Unzarte jenes Zweifels daran, daß ich doch eigentlich auch nichts besaß als meine Person, und ich empfand es als versteckte Drohung. In dieser Stimmung und Befangenheit verschob ich meine Erklärung und behielt mir vor, zu weiterer Besprechung der Sache nächster Tage nach dem Thiergarten zu kommen.

Beiläufig bemerkt, wurde hier zum ersten mal Mainz in Beziehung auf meine Zukunft genannt — jene reizende Stadt, die durch Freundschaft und Liebe, durch frohe Tage und Studien für den Mann und den Schriftsteller einst so einflußreich werden sollte.

Die Frau Professorin, zu der ich zurückkehrte, bezeigte sich durchaus nicht neubegierig nach dem Anliegen des Försters. Wie hätte ihr auch das Gerücht des Tages noch unbekannt und mithin jenes Anliegen räthselhaft sein können! Desto lebhafter ließ sie sich mit bezüglichem Blick und Ton über die angenehme Persönlichkeit des gewandten Jägers aus, den sie für Frauenzimmer sehr einnehmend und gefährlich nannte. — Unbefangen, wie ich mich stets ohne Rückhaltsgedanken gab und die Menschen nahm, ließ ich dies Lob hingestellt sein. Ich

verstand die feine Andeutung nicht, die sie mir geben wollte. Als ich ihr dann aber mein Vorhaben entdeckte, und von ihrem Stiefsohn, meinem Schulfreunde Georg, nach dem Thiergarten begleitet zu werden wünschte, hielt sie es für wohlgemeinte Freundschaft, mich auf einen Argwohn aufmerksam zu machen, der in der Stadt ausgekommen sei.

Wie entsetzt ich war, läßt sich denken, aber auch wie rasch, bei meiner Ungeneigtheit zur Heirath, eine jugendlich-schwärmerische Entrüstung sich an dies Gerücht anklammerte. Ich unterließ mit Vorsicht zu prüfen, aus welchem tückischen Winkel es etwa hervorgekommen sei, und in welcher Region der Gesellschaft es umgehe; ich bedachte nicht einmal, daß es einen Frevel betraf, der sich doch gewiß in der Einsamkeit des Orts und in der Angst des Bewußtseins verborgen hätte.

Begreiflicherweise begleitete mich, so gut wie Freund Georg, auch der verbissene Argwohn nach dem Thiergarten.

Die Stoppelfelder weit und breit, der schwere Himmel und die herbstlichkahle Waldung, jetzt von den Frühlingssängern verlassen, und nur von fallendem, hin und her gewehtem Laube belebt, stimmten zu der traurigen Oede in meiner Brust. Wir wurden gastlich empfangen. Die Försterin, kleiner als ihre Schwester, blond, mit unregelmäßigen aber freundlichen Zügen, gescheit und gesprächig, von tüchtigem Hausverstande und gewandt in den Manieren der altfuldaer Gesellschaft, machte sich als gefällige Wirthin geltend.

Der Abend ist mir unvergeßlich. Wir saßen lang um den Tisch. Wein und Wildpret kamen mir eben nicht alle Tage vor; allein ich war nicht blos durch mein Vorhaben zu zerstreut und im Innersten zu tief bewegt für jeden Genuß; auch ein gewisser Stolz und Trotz hielt mich ab, gerade diesem Tisch eine lüsterne Anerkennung zu schenken. Anders Georg, der in seiner unbefangenen Gemüthlichkeit dem Guten gehörig zusprach, und dem redseligen Wirthe beifällig zuhörte. Dieser ließ sich in Erzählungen aus der fürstbischöflichen Zeit gehen, die er hier unter seinem Vater und Vorgänger, dem alten Wildmeister Gl., als junger Mensch erlebt hatte. Die Jägerei war damals noch die Hauptsache und der Forstbau sehr hintangesetzt gewesen. Der alte Wildmeister hatte es aber an der Zeit gehalten, seinen Sohn auf eine auswärtige Schule zu schicken, nach Dillenburg, um unter Anleitung des berühmten Hartig die damals auch in Süddeutschland aufgrünende Forstwissenschaft zu lernen. Der altbischöfliche Anhang wußte das wenig zu schätzen, und als der junge Forstcandidat sich dem Oberforstmeister von Harstall, dem Bruder des Fürstbischofs, mit guten Zeugnissen aus den verschiedenen Zweigen der Forstwissenschaft vorstellte, hatte der stattliche Baron, die Papiere durchblätternd, wegwerfend bemerkt: „Nun ja! Schon gut! Aber — kann Er denn auch einen Hund dressiren?“

Ich bezeigte wenig Theilnahme für die Unterhaltung; als aber eine kleine Drehorgel beigebracht wurde, bemächtigte ich mich derselben und spielte, unbekümmert um die

Andern, das Halbdutzend damals beliebter, etwas sentimentaler Melodien wieder und wieder ab. Meine Brust war ja voll Buchfinken, die den weichen Tönen lauschten, bis sie dieselben Empfindungen ungehört nachpfiffen, und die stockende Brust frei, die unsägliche Wehmuth der Seele etwas beschwichtigt war.

In dieser Stimmung gelang es mir noch spät am Abende, Franziska auf ihrer Stube zu sprechen. Wir misverstanden einander vollständig: sie mich in meinen verfänglichen Fragen, ich sie in ihren gutmüthig zustimmenden Antworten. Eine schlaflose Nacht war lang genug, mich im Innersten zu verdunkeln und zu verwirren. In Folge dessen entschied ich mich dahin, den Antrag des Försters abzulehnen, was ich aber, nicht muthig genug, es unter vier Augen zu thun, beim Scheiden einer schriftlichen Erklärung vorbehielt, die — soviel ich mich erinnere — aus hochfahrendem Trotz ziemlich jugendlich tölpelhaft ausfiel.

Ueber die entsetzlichen Wochen, die nun für mich begannen, gehe ich am besten hinaus. Rücksichten erlauben nicht, das Seelengemälde jugendlicher Verwirrung auszuführen, das vielleicht doch einige Theilnahme erwecken dürfte. Ohne ein solches aber würde die Rathlosigkeit und der unselige Zustand einer Periode voll innern und äußern Kampfes kaum verstanden werden.

Unerhört im ſtillen, frommen Hauſe war der Widerſpruch, die Widerſetzlichkeit, worin ich mich mit den Meinigen, beſonders mit der Mutter befand, die mein Mistrauen blos für eine Ausflucht des ungeneigten, leichtfertigen Herzens anſah und ſich bald entſetzte, bald in Kummer verzehrte. Und wie oft wurde ich doch auch ſelbſt heimlich irre an mir, und kämpfte mit Verzweiflung über meine Zweifel! Jene philoſophiſchen Entwicklungen über das Weſen der Liebe und die Subſtanz der Ehe, denen ich letzten Sommers mit ſo viel innerlicher Zuſtimmung gefolgt war und die wol auch geeignet ſein mochten, ein junges Herz auf noch unbetretenen Weg rein und recht zu führen, drohten jetzt in ihrer Rückanwendung auf ein getrübtes, voraus gemiſchtes Lebensverhältniß zerſtörend, Verſtand und Willen verwirrend einzuwirken. Und noch ſchlimmer, wenn beſonders in ſolchem Alter Trugſchlüſſe des Wiſſens, Klügeleien des Verſtandes ſich an wackere oder ſchwärmeriſche Empfindungen halten. So kam denn auch bei meinem Widerſtreben das Glück oder Unglück der Zukunft keinen Augenblick in Betracht. Aus der einfach gemiſchten Zufriedenheit der Familie, worin ich erwachſen war, hatte ich darüber nicht einmal einen klaren Begriff mitgebracht. Mir galt es nur um das gegenwärtigſte Gefühl Deſſen, was ich meinem Selbſtbewußtſein ſchuldig ſei, und welche Täuſchung meiner Jugend ich abzuwehren hätte.

Die innere Spannung meiner Seele, die an einander ſich reibenden Sophismen und Empfindungen entzündeten herbe Witze, mit denen ich in ironiſchen Purzel-

bäumen im Hauſe der Profeſſorin mich ſelbſt und ſo Manches, was ich höher hätte halten ſollen, dem Gelächter der Freunde zum Beſten gab.

Was dieſe unſelige Rathloſigkeit verlängerte, war eine ſeltſame Befangenheit, die ſich mir aus dem Familienleben eingefleiſcht hatte. Nie war es in des Oheims Hauſe vorgekommen, daß man ſich irgend eines Anliegens halber um Rath an Fremde gewendet hätte. Heimlich und mit Gottvertrauen wurde Alles beſorgt, was wir unternahmen, Alles abgethan, was uns Sorgen machte. Der einfache Verſtand und der phantaſievolle Sinn der Mutter fand immer Mittel und Auskunft. Sie war dann in die Kirche gegangen, eine höhere Macht um Segen oder Hülfe anzurufen, und ertheilte nun aus dieſer Erhebung der Seele ihre kleinen Orakel. Wie viel öfter kniete ſie in ihrem jetzigen Gram vor den Altären und beging die Stationen! Und ich weiß nicht, ob der Weg, den ſie endlich einſchlug, eine ſolche Eingebung war. Die ſtille, ſchüchterne Frau faßte nämlich den unſaglichen Muth, in ihrem beſten Anzug die angeſehenen Familien, in denen ich noch Unterricht gab, mit der Bitte anzugehen, mir doch zur Vernunft und zum Herzen zu reden. Nachdem ich von mehren Seiten ſolchen Zuſpruch wirklich erfahren, entdeckte es mir eine vernünftige, gebildete Frau. Sie hatte das Anſinnen der Mutter in einer ſo bedenklichen, höchſt perſönlichen Sache abgelehnt, durch ihren Vater aber mit der Familie Franziska's befreundet, legte ſie mir das Verhältniß ſo

klar und einfach hin, und wies mir die boshafte Quelle jenes Stadtgerüchts und den Widerſpruch, der in demſelben lag — jenes ſo wahrſcheinlich, dies ſo überzeugend nach, daß ich beſchämt vor mir ſelber daſtand. Bedachte ich nun, wie weit ich in meinem bethörten Uebermuth, in meiner Selbſttäuſchung gegangen war, ſo ſchlugen ſie nun in eine tiefe, wahre Zerknirſchung um. Da galt es denn auch nicht mehr um die Frage, was ich mir, ſondern was ich Andern ſchuldig ſei. — Eine gewiſſe Ermüdung der Seele in ungewohntem Kampf eines, wenn auch prallen, doch jugendlichen Herzens mochte dazu kommen, worin ich bei der Betrachtung aufathmete, daß all' dieſe innern Zweifel, dieſe Kämpfe und Betrübniß um mich her, dieſe Thränen der Mutter, dieſe Zerſtörung der häuslichen Zufriedenheit ſich aufs heiterſte löſten, wenn ich mich ganz einfach abfände — mit meiner Perſon, mit meiner Wenigkeit, wie man ſich damals ausdrückte.

Und ſo erklärte ich mich denn! Und wenn zur Rückkehr des verlorenen Sohnes kein Kalb geſchlachtet wurde: ſo lag es nicht an den dankbaren Meinigen, ſondern nur am fehlenden Kalbe.

Deſto eifriger eilte Oheim Velten nach dem Thiergarten, die Angelegenheit wieder in Gang und Gleis zu bringen. Der Bote war willkommen, und nicht lang, ſo lag mit dem beim fuldaer Stadtſchultheißenamte unterm 19. Januar 1810 vollzogenen Protokoll über das Eheverlöbniß der Grundſtein der neuen Häuslichkeit vor mir.

Der Bräutigam war darin, wol mit Bezug auf seine Stellung in der Advocatenschreibstube — als Amanuensis betitelt; was einen Menschen bedeutet, der „zur Hand ist."

Und so fiel nun eine dritte Wanderung nach dem Thiergarten auf einen Winternachmittag. War der Sommergang zuerst von mir allein, der zweite im Herbst mit einem Freunde zu zweien geschehen: so wanderten wir jetzt zu dreien — ich nämlich von Mutter und Oheim begleitet. Ein dichter Nebel kam uns im Wald entgegen, und übereilte die Dämmerung der frühen Nacht. Je lebhafter wir vorwärts eilten, desto mehr schien die vom grauen Duft uns vorgetäuschte Mauer des Parkes vor uns zu fliehen. Doch wir verfehlten das Thor und das Försterhaus nicht, und am andern Morgen zogen wir alle von da nach dem Orte Poppenhausen am Fuß des Ebersberges in der Rhön aus, die Frauen in einer Kutsche, wir Männer zu Fuß über den gefrornen Schnee — ich auf den leichtesten Sohlen neuer Bräutigamsschuhe. Wie wenig empfindlich war ich damals gegen äußere Kälte! Der Pfarrer des ansehnlichen Ortes, dem Förster befreundet, spendete das Sacrament der Verbindung und ein ländliches Frühstück.

Dem leichten Sinne, der überspannten Stimmung, womit ich Beides hinnahm, hielt sich die Ahnung der schweren Verhältnisse fern, die sich an diese Stunde knüpften. Doch wenn die Jahre einer so ernsten Lebensschule

muthig bestanden, glücklich abgeschlossen hinter uns liegen, mag man dankbar des herben Segens froh sein, den sie zu bringen bestimmt waren.

Hier aber am schneegefrorenen Winter- und Hochzeittage setzt die Erzählung den Grenzstein der Jugendgeschichte — anderthalb Monde vor meinem einundzwanzigsten Geburtstage.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.